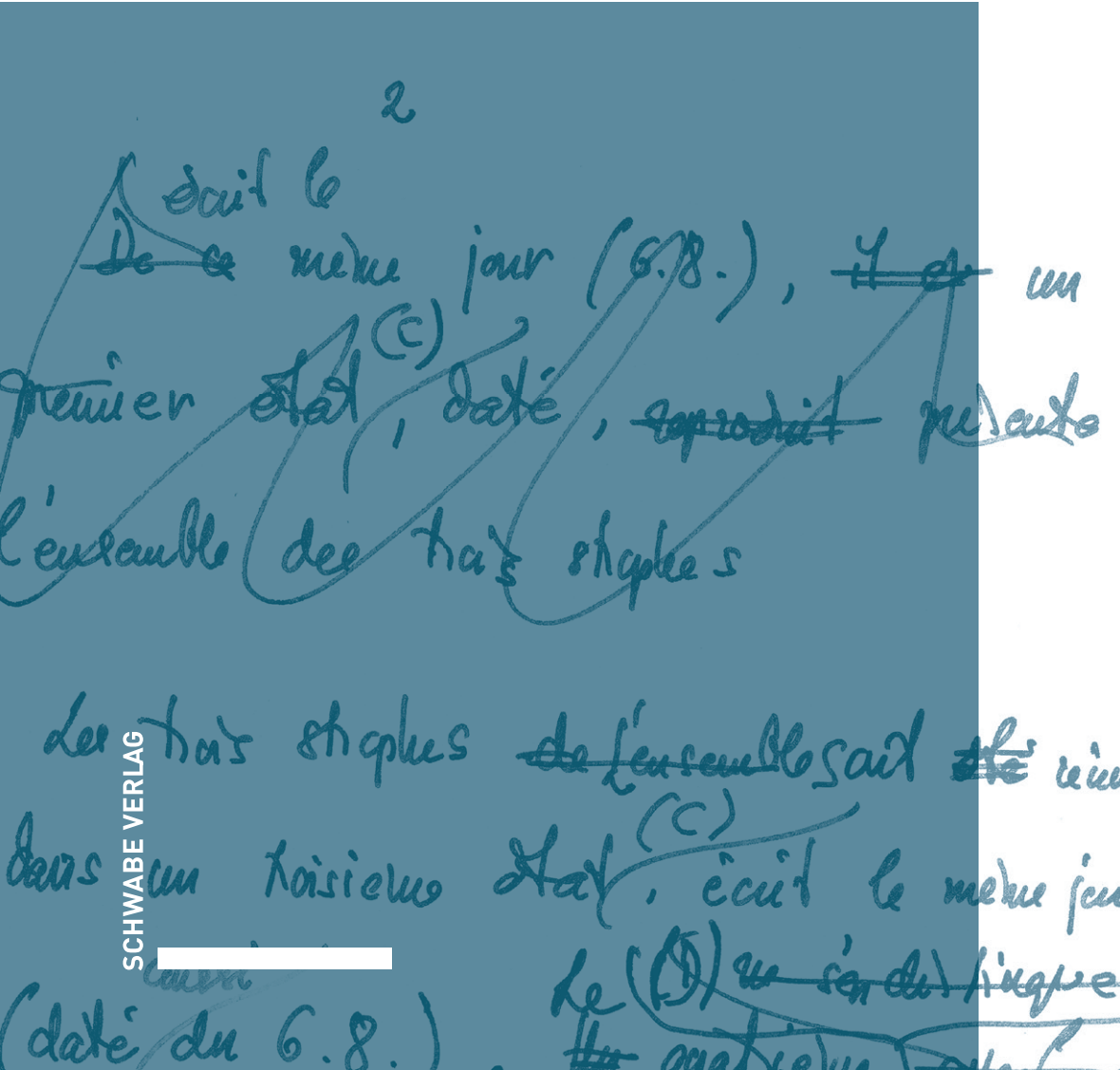


Lire Jean Bollack lesen





Bollackiana

**Collection dirigée par
Stéphanie Cudré-Mauroux, Christoph König, Martin Steinrück**

Volume 1

**Stéphanie Cudré-Mauroux,
Christoph König,
Martin Steinrück (éds.)**

Lire Jean Bollack – Jean Bollack lesen

Schwabe Verlag

Cette publication a été soutenue par le Fonds national suisse de la recherche scientifique.

La collection est née du projet FNS «Lectures de Jean Bollack», co-dirigé par l'Institut du monde antique et byzantin de l'Université de Fribourg, et les Archives littéraires suisses à Berne.

Les Universités d'Osnabrück et de Lausanne sont partenaires du projet FNS.

Les éditeurs de ce volume expriment leur reconnaissance à Maxime Laurent, Frederico Sabino et Tim Schünemann, les trois collaborateurs du Projet FNS, pour leur généreuse implication au fur et à mesure de l'élaboration de ce volume.

Paru en 2023 chez Schwabe Verlag, Basel

Information bibliographique de la Deutsche Nationalbibliothek

La Deutsche Nationalbibliothek a répertorié cette publication dans la Deutsche Nationalbibliografie; les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur Internet à l'adresse <http://dnb.dnb.de>.



Cette œuvre est mise à disposition selon les termes de la Licence Creative Commons Attribution – Pas d'Utilisation Commerciale – Pas de Modification 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Illustration couverture: Feuillet autographe de Jean Bollack pour une étude du poème de Paul Celan « Le Périgord ». Vers 1991. (Fonds Jean Bollack, Archives littéraires suisses, Berne)

Correctorat: Ricarda Berthold, Freiburg i. Br.

Couverture: icona basel gmbh, Basel

Conception graphique: icona basel gmbh, Basel

Composition: 3w+p, Rimpar

Impression: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISBN Livre imprimé 978-3-7965-4847-5

ISBN e-book (PDF) 978-3-7965-4897-0

DOI 10.24894/978-3-7965-4897-0

L'e-book est identique à la version imprimée et permet la recherche plein texte.

En outre, la table des matières et les titres sont reliés par des hyperliens.

rights@schwabe.ch

www.schwabe.ch

Table des matières

STÉPHANIE CUDRÉ-MAUROUX, CHRISTOPH KÖNIG ET MARTIN STEINRÜCK: Introduction / Einleitung	9
--	---

I : Amitié et subjectivité / Freundschaft und Subjektivität

PIERRE JUDET DE LA COMBE: Sur la subjectivité poétique selon Jean Bollack	27
CHRISTOPH KÖNIG: Jean Bollack – Reflexion über das Judentum, mit Gershom Scholem	41
DENIS THOUARD: Jean Bollack et l'amitié. La recherche de la bonne distance	57
SOLANGE LUCAS: Les débuts d'un parcours critique. La correspondance entre Jean Bollack et Peter Szondi (1959–1971) : enjeux pour la recherche bollackienne	69
ARNAU PONS: Sens après sens – La traduction comme mise à l'épreuve du travail herméneutique. Une lecture insistante du poème « Einem, der vor der Tür stand » de Paul Celan	85
VICTOR COLLARD: Bollack et Bourdieu : une amitié scientifique productive	103

II : Tragédies, philosophie et épopées antique(s) / Antike Tragödien, Philosophie und Epen

MARTIN STEINRÜCK: Lire la forme dans l' <i>Agamemnon</i> de Jean Bollack	121
ANNE-IRIS MUÑOZ: Pour une lecture de la forme	131
ROSSELLA SAETTA COTTONE: De la Sphère à la Pensée : le sens d'une reprise (Empédocle, fr. 29 et fr. 134 DK)	135
MAXIME LAURENT: D'une réserve par-étymologique de Jean Bollack. Le dossier du <i>Cratyle</i>	153
XAVIER GHEERBRANT, AVEC LA COLLABORATION DE MAXIME LAURENT: Les syllabes et les sons chez Empédocle dans les travaux de Jean Bollack	173

GIACOMO LARDELLI: Problèmes de l'intertexte dans les lectures de Parménide par Jean Bollack	195
ANDRÉ LAKS: Situer le <i>Parménide</i> de Jean Bollack : quelques repères	205
FREDERICO SABINO: Hector cri(s)e	219
JENNY STRAUSS CLAY: Jean Bollack and Early Greek Epic	235
DAVID BOUVIER: Heidegger dans l'Hadès : Jean Bollack, lecteur d'Homère et de Celan	245

III : Poésie allemande et française / Deutsche und französische Poesie

ÉDITION ÉTABLIE PAR STÉPHANIE CUDRÉ-MAUROUX: 15 décembre 1961	
11 heures moins le quart ; Hôtel de Castille, rue Cambon. Notes prises par Jean Bollack après sa rencontre avec Saint-John Perse	261
MAY CHEHAB: Saint-John Perse et la (p)référence Bollack : intersections	281
WERNER WÖGERBAUER: La fabrique de l'Écrit	295
TIM SCHÜNEMANN: Die <i>Verrätselung</i> – Zur Kritik der zentralen Gedankenfigur in Jean Bollacks Celan-Lektüren	305
NA SCHÄDLICH: Bollacks Lektüren von Celans Wahn-Gedichten: zur Debatte der Praxis der Interpretation	325
CHRISTOPH KÖNIG: Sinn, Arbeit am Sinn und Begriffe in den Rilke-Lektüren Jean Bollacks	345
Bibliographie : abréviations des ouvrages principaux de Jean Bollack	355
Index	359
Bio-bibliographie des auteurs du livre	367
Remerciements	373
Légendes du cahier d'illustrations	375

Ce volume paraît en hommage à Jean Bollack à l'occasion du centième anniversaire de sa naissance.
Et, *in memoriam* Giacomo Lardelli.

Introduction / Einleitung

STÉPHANIE CUDRÉ-MAUROUX, CHRISTOPH KÖNIG ET MARTIN STEINRÜCK

Jean Bollacks philologisches Leben – Ein Portrait¹

Maîtriser la matière lautete ein Kernwort Jean Bollacks (1923–2012): *den Gegenstand bemeistern*. Er hatte dem Wort einen eigenen Sinn gegeben. Bollack wollte darin den monarchischen Anspruch des großen Kunstwerks, von dem Paul Valéry sprach, anerkennen. Diesem Anspruch des Dichters, seine Welt zu beherrschen, galt die Solidarität des Philologen Bollack, der das Wort *maîtriser* sich aneignete und den Anspruch als Wissensanspruch anerkannte. Der artistische Wille sollte der Maßstab für die Philologen sein, die in ihrem Metier, strikt außerhalb der Kunst, ihm gerecht werden mochten. Doch nur im *Interesse*, ein zweites Kernwort aus Bollacks Werkstatt, könnte man jenen Anspruch erkennen und sich ihm hingeben. Wo findet man heute, lautete daher seine Frage, noch dieses Interesse – an der Universität, oder vielleicht doch eher im Theater, bei den Psychoanalytikern, und schließlich bei den Dichtern? Wie wäre dann zwischen Literatur und Philologie zu trennen und zu vermitteln? Auch meinte *maîtriser* die Arbeit, die ständige philologische Tätigkeit, eine Tätigkeit, ohne die jeder Anspruch rhetorisch bleiben muss; die Aufgaben seien immens, man habe es mit einer der schwierigsten Wissenschaften überhaupt zu tun. Doch der ganze Arbeitsaufwand führte nur dann an die Dichtung heran, wenn der Interpret die dem Werk gemäße Subjektivität aufbringe. Bollacks *Subjektivität* hatte nichts mit dem Wort *subjektiv*, aber alles mit der Stellungnahme eines Subjekts zu tun. Kraft dieser Subjektivität konnte der Interpret das Werk in seiner Individualität erkennen. Und er würde kraft des mit der Subjektivität verschmolzenen Charakters fähig sein, die eigenen Einsichten zu verteidigen.

Viel stand für Bollack auf dem Spiel, denn die Lektüre konnte in der Geschichte seiner Disziplin, der Klassischen Philologie, oft genug gestört werden. Die Gelehrten wollten zwischen außen und innen, zwischen ihrer Institution und der Kultur, in der sie lebten und deren Werte sie teilten, nicht recht trennen. Außen standen nicht nur die Politik und ihre normativen, lange Zeit nationalen Ansprüche, außen standen auch andere Fächer, die Philosophie etwa, die Soziologie, oder eine Ästhetik und Literaturtheorien, auf die *philologisch* zuzu-

1 Christoph König hat diesen Teil der Einleitung beigesteuert, der eine erweiterte Fassung des am 6. Dezember 2012 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) publizierten Textes «Der Philologe als Meister» bildet, dessen Ursprung in der Laudatio zur Verleihung der Ehrendoktorwürde Jean Bollacks an der Universität Osnabrück (2007) liegt.

greifen sei. Die wissenschaftshistorische Kritik gestörter Interpretationen diene Jean Bollack, als eine Art *Hysteresis* im Sinn der verzögerten Erkenntnis, seinen Resultaten. Den *Agon*, den wissenschaftlichen Streit, nahm er zeit seines Lebens auf sich. Bollack schrieb: «Allein durch den Eingriff eines kritischen Subjekts wäre die Sache der Verfügbarkeit entzogen.»

1923 in einer jüdischen Familie im Elsass geboren, lernte Bollack – während des Zweiten Weltkriegs – in Basel bei Peter von der Mühl die große exklusive Tradition der deutschen Klassischen Philologie, namentlich der Gräzistik kennen. In einer Erinnerung, der Bollack den Titel «Durchgänge» gab, schrieb er: «Die Philologie, die klassische, war eine Welt für sich, sie war etwas Höheres, das Hingabe verlangte, wie im Georgekreis das Leben in der Kunst.» Bollack war auf die Literatur, in der man leben konnte und wo die Ansprüche denen der Universität glichen, schon vorbereitet worden – im Gymnasium (Peter Michael Landmann war sein Lehrer) und zuhause, wo Bollacks Mutter unter den vielen Gästen auch Dichter empfing, oder in der Stadt, wo Bollack oft Edith Landmann traf, die Freundin Stefan Georges. Albert Béguin, der in Basel französische Literatur lehrte und mit Schriftstellern der Resistance in enger Verbindung stand, schlug zu Bollack eine Brücke, die ethisch, genauer: von der Kreatur, und noch persönlicher: von der jüdischen Exklusion her allein möglich war. «Eines Tages, wohl 1944, kam Béguin auf mich zu und fragte mich, ob ich wüßte, daß Kafkas drei Schwestern in den Vernichtungslagern umgekommen seien. Meine Gesichtszüge erinnerten ihn an Photographien Kafkas; er wollte mir damit sagen, daß er in jener Stunde auch eine jüdische Solidarität hatte (oder daß ich meine nicht genügend äußerte?).» In diesen frühen Jahren festigte sich die Einsicht, dass nur in der Wissenschaft der Forscher eine Freiheit gewinnen könne, die der des Autors gewachsen sei: «Die wirkliche Esoterik war doch etwas Individuelles, und so war das Verständnis der Werke nicht ohne Wissenschaft zu erreichen.»

1945 entschied Bollack sich für Paris als Lebensmittelpunkt, wo er unter der Leitung des Gräzisten und Linguisten Pierre Chantraine seine Habilitation über Empedokles in vier Bänden schrieb. 1953 organisierte der Leiter des deutsch-französischen Instituts in Ludwigsburg – über Vermittlung des damaligen FAZ-Korrespondenten Nikolas Benckieser in Paris – für Bollack eine Vortragstour durch Deutschland. Er musste über das französische Schulwesen sprechen und kam so auch nach Berlin, das ihm danach für Deutschland stehen sollte. 1955 bis 1958 zog er mit seiner Frau, der Latinistin Mayotte Bollack, der großen Frau an seiner Seite, in die Stadt und lehrte als Gastdozent an der Freien Universität; nochmals kam er 1966 auf Einladung von Peter Szondi in dessen Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Nach Szondis Tod 1971 gab Bollack die Schriften und Vorlesungen des Freundes heraus und legte den Grund für Szondis Wirkung bis heute. Bollacks Hingewandtheit zu Menschen, denen er in Freundschaft eine große Treue hielt, zeigte sich hier exemplarisch. Inzwischen war er in Lille, nicht in Paris, Professor geworden (und blieb das bis

1992), wo er mithilfe der Soziologie Pierre Bourdieus, des Weggefährten in Lille, die eigene Wissenschaftskritik schärfte. Die Frage galt der inneren, das heißt institutionellen Notwendigkeit der falschen Anschauungen. Streitbar begründete er das Centre de recherche philologique, die Liller Schule, ein Zentrum, doch – gerade aufgrund der inzwischen methodisch, im Sinn einer kritischen Hermeneutik genutzten Streitbarkeit – am Rande. «Ich half mir damit, daß ich mir meine nun schon alte, auf Basel zurückgehende Erfahrung der Marginalität zunutze machte.» 1968 schien ihm die Kritik der Studenten nicht radikal genug, da sie die Universität leichtfertig zur Gesellschaft hin öffneten. Bollack forderte sie auf, nach den gesellschaftlichen Ursachen zu suchen, warum die Universität sich von innen lange schon aufgegeben hatte. Die langjährige Kooperation mit den Universitäten Harvard und Cornell stärkte ihn.

Bollack wurde ein zentraler Außenseiter: In den sechziger Jahren leitete er, Berater im S. Fischer Verlag für die Geisteswissenschaften, die große Reihe «Fischer Weltgeschichte», 1970/71 wurde er an das Institute for Advanced Study in Princeton, 1982/83 an das Wissenschaftskolleg zu Berlin berufen. Das alles wider die institutionelle Wahrscheinlichkeit. Im Zeichen des *Interesses*, das er bei den Fachkollegen nicht mehr fand, wandte er sich in den letzten 25 Jahren zusehends dem Theater zu (Ariane Mnouchkine griff auf seine Übersetzungen zurück, ebenso wie Marcel Bozonnet an der Comédie française für die *Bakchen* des Euripides), er diskutierte mit den französischen Psychoanalytikern über die antiken Tragödien (damit der Sinn und so auch dessen Verbergen ins Spiel kamen), er arbeitete in der – oft genug freundschaftlichen – Nähe zu Schriftstellern. Neben Paul Celan waren es Dichter wie André Frénaud oder André du Bouchet, denen er die Treue hielt. So erneuerte und nobilitierte Bollack die in Deutschland weitgehend geschwächte Philologie zu einer intellektuellen Instanz. Man konnte bei Bollack die Zukunft einer Wissenschaft finden, die es zuhause nicht mehr gab.

Auf allen Gebieten, die er betrat, veränderte Bollack die Forschung von Grund auf, sei es die griechische Literatur und die Philosophie der Antike, oder die Hermeneutik, die Wissenschaftsgeschichte und schließlich die moderne (deutsche und französische) Literatur. Die *opera magna* über Empedokles (4 Bände, 1965/69), über den *König Ödipus* des Sophokles (4 Bände, 1990), über Paul Celan (2000 und 2006) und über Parmenides (2006) bilden den Kern des Werks. Zu Bollacks großen Entdeckungen gehört, dass der Sinn des Orakels im *König Ödipus* darin bestand, die Machtkonzentration einer Familie zu beenden. Oder er zog 1972 den Schluss, dass es Heraklits Kosmologie nicht gebe, sondern dass Heraklit – eklektisch – durchleuchtete, was die Zeitgenossen formulierten (daher die *Fragmente*). Oder die großen Celan-Studien: Celan reflektiere in seinen Gedichten mithilfe der Syntax und entwickle ein System von Personalnomina, das letztlich die Idiomatik der Sprache verstehen lasse. Das war zugunsten der Einsicht gesagt, dass Celans Gedichte die Ermordung der europäischen Juden zum Gegenstand machten, als die Forschung noch von einer Hermetik

Celans ausging. Bollacks letztes Manuskript *Au jour le jour* (2013) lag zum Zeitpunkt seines Todes am 4.12.2012 beim Verlag: Es handelte sich um seine *pensées*, eine Art objektives Tagebuch, dessen annähernd 3000 Aufzeichnungen anderen Forschern und ihren Aufsätzen, Buchbesprechungen und Leserbriefen in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, oder auch Gesprächen mit Gästen gelten. Man lernt darin den Ursprung einer beeindruckenden Entzifferungs- und Lesefähigkeit kennen: Die damit verbundene Kreativität verdankt sich der permanenten Reflexion auf Lektüren. Eine unendliche Aufgabe. Bollack reagierte gelegentlich mit einem «Je m’amuse», wenn die Ansprüche seiner Wissenschaft unerträglich wurden, die Ansprüche einer *Zwangswissenschaft*, wie er auch sagte. Sein Lächeln angesichts des nicht zu Leistenden gab ihm die Leichtigkeit, Ansprüche zu erfüllen.

Résumés

Jeder der Beiträge dieses Bandes befasst sich in der ein oder anderen Weise *kritisch* mit Jean Bollacks philologischer Praxis und Theorie als Theorie ebendieser Praxis. Dies ist ihre gemeinsame Anstrengung, die sich auf das Potenzial der beiden Pole und ihres Zusammenwirkens bezieht, die in der Methodik Bollacks innerhalb einer Wiegebewegung sich herausbilden. Innerhalb dieser Anstrengung lassen sich die Beiträge nach drei thematischen Schwerpunkten gruppieren, die die Komposition des Bandes widerspiegelt: (I) «Amitié et subjectivité / Freundschaft und Subjektivität», (II) «Tragédies, épopées et philosophie antique(s) / Antike Tragödien, Epen und Philosophie» und (III) «Poésie allemande et française / Deutsche und französische Poesie».

I : Amitié et subjectivité / Freundschaft und Subjektivität

Die erste selbstständige Publikation Bollacks (gemeinsam mit Jean Marie Winkler und Werner Wögerbauer) zu Celan trägt den Untertitel «Une lecture à plusieurs». Er verweist auf einen Schwerpunkt der Praxis Bollacks wie der Beiträge dieses Bandes. Produktive und durchaus streitbare Freundschaft, die das Subjektive, im Sinne eines starken Subjektes, das Stellung bezieht, sich herausbilden lässt, Treue und Solidarität im philologischen Leben Bollacks stehen in je eigener Form im Zentrum von Artikeln, die insgesamt einen weiten intellektuellen Raum mit Dichtern (Paul Celan und Saint-John Perse) und Wissenschaftlern (Peter Szondi, Gershom Scholem und Pierre Bourdieu) gleichermaßen, sowie mit ihren jeweiligen Gegenständen, aufmachen.

Jean Bollack voulait croire en l’université démocratique de 1968 et s’opposait à une métaphysique du « sans sujet ». Restituant Bollack dans la lignée de Schleiermacher qui cherche l’unification de la langue sans sujet et de la

rhétorique, **Pierre Judet de La Combe** défend ainsi Bollack contre la mécompréhension qui fait de lui un défenseur de l'auteur : il définit l'instance productrice de sens comme une tension du double je chez Celan ou du je-nous tragique grec, un espace-événement qui devient un faire objectif, un marqueur déictique qui se présente en même temps comme une nouveauté, « décisive », formulée comme un écart face à une norme conçue comme indigène. Le subjectif poétique devient ainsi une tentative d'échapper aussi bien à la critique qu'à la tentation d'une métaphysique qui nous guetterait derrière l'objectivité sociologique de structures déterminant le sujet.

In seinem ersten Beitrag innerhalb dieses Bandes widmet sich **Christoph König** der Geschichte, Form und Bedeutung von Jean Bollacks Reflexion über das Judentum, in der sich auch dessen eigenes Judentum erweist. Die Geschichte der Reflexion wird erzählt zunächst anhand biografischer Bemerkungen, dann fortgeführt durch die Betrachtung eines großen Interviews mit Gershom Scholem über die jüdische Identität und schließt mit der Vorstellung zweier exemplarischer Studien Bollacks, zu Jacob Bernays und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs Schülern. Die Treue zum Judentum, auch zu dem ihm eigenen, verlangt nach einer Form der methodischen Diskretion, im doppelten Sinne des *discernere*, und zwar zugunsten der Wissenschaftlichkeit, die durch den damit geschaffenen Raum der Objektivität schützend aufseiten der Juden steht. Die wesentliche Form der Reflexion Bollacks stellt sich daher als die wissenschaftshistorische Durchdringung der Zeugnisse deutsch-jüdischer Intellektueller heraus. Sie ermöglicht Bollack zugleich in der kritischen Aufarbeitung der eigenen Herkunft und Zugehörigkeit, seine Individualität als starkes Subjekt zu finden und sich und den geschaffenen Schutzraum so vor den Einflüssen der Institutionen und Werte, die ihn bedrohen, zu verteidigen. Die Reflexion Bollacks über das Judentum trägt zur Schärfung seiner philologischen Praxis bei, die Erzählung der Entstehung der Reflexion zu ihrer Geltung.

Denis Thouard stellt sich in seinem Artikel die Frage, wie das Verhältnis zwischen der *philia* und dem Affektiven, beides zweifellos Charakteristika des philologischen Lebens Jean Bollacks, und der zugleich bestehenden Forderung nach einer distanzierenden philologischen Praxis, die auf die Objektivierung der Lektüreeergebnisse, auf Rationalität abzielt, zu begreifen und sogar als produktiv für das Verstehen zu begründen ist. Vor diesem Hintergrund widmet sich Thouard dem in Freundschaft und streitbarer Intellektualität verbundenen Dreieck Bollack/Szondi/Celan, das sich als ein verdoppeltes herausstellt. Das zu Lebzeiten Szondis und Celans bestehende hinterlässt eine Verpflichtung, die zur Neukonstitution des Dreiecks nach dem Tode des Komparatisten und des Dichters innerhalb des Werkes von Bollack führt. Eine neu gedachte epikureische Freundschaft bildet das Modell. Sie führt zu einer intimen Gegen-Gesellschaft, die auf der Freiheit, die die Bindungen der Wissenschaft hervorbringt, sich gründet und die eine zerstörerisch-produktive Auseinandersetzung ermöglicht, getra-

gen von der Lust (der Freundschaft), deren Affirmation so einen subversiven Zug erhält und damit zum eigenen Erkenntnisgewinn führt.

Solange Lucas widmet sich in ihrem Beitrag der in den Jahren 1959 bis 1971 geführten und bisher noch weitgehend unbekanntem Korrespondenz zwischen Jean Bollack und Peter Szondi, dem Begründer der Komparatistik in Deutschland, anhand exemplarischer Briefstellen, die ein Schlaglicht auf die Bedeutung dieser intellektuellen Freundschaft für Bollacks akademischen und methodischen Werdegang werfen. Als zentral wird die Rolle Szondis für die Erweiterung des intellektuellen Netzwerkes Bollacks als auch für dessen hermeneutische Reflexion und wissenschaftskritisches Denken, insbesondere in Bezug auf die Theoriedebatte der 1960er-Jahre, herausgestellt. Nicht im Sinne einer Beeinflussung, sondern eines Anstoßes zu einer epistemologisch fruchtbaren Auseinandersetzung mit Szondis Ansätzen und ebenso mit denen weiterer großer Namen der so aktiven Methodendiskussion dieser Zeit. Nicht weniger wichtig ist der Einblick, den man hier erhält, in die sich in den Briefen an Szondi durchsetzende philologische Praxis Bollacks, die sich durch eine radikale Historisierung der literarischen Gegenstände, die Bollack und Szondi jeweils mit eigenem Schwerpunkt teilen, wie auch der Positionen ihrer Leser auszeichnet.

Arnau Pons spricht in seinem Aufsatz über das Verhältnis von Übersetzung und kritisch-hermeneutischer Lektüre von literarischen Texten, die beide auf den Sinn sich richten, diesen voraussetzen und beide ihre Praxis in einer Wiegebewegung zwischen konzentrierter Dechiffrierung des Textes (für sich allein) und kritischer Wahrnehmung des Kontextes und anderer Positionen (im Kollektiv) finden. Insbesondere aber spricht er über die Bedeutung der Übersetzung nicht der literarischen Texte, sondern kritisch-hermeneutischer Lektüren, die selbst schon eine Interpretation eines literarischen Textes vorgenommen haben, und zwar anhand des Arbeitsprozesses während seiner Übersetzung von Jean Bollacks Lektüre von Celans Gedicht «Einem, der vor der Tür stand» aus dem Band *Die Niemandrose* ins Spanische, dessen Auswirkungen sich auch auf die spätere, deutsche Übersetzung erstrecken. Es zeigt sich, dass eine Übersetzung, die in Solidarität mit Bollack, die auch eine Solidarität mit dem literarischen Text und dessen Sinn impliziert, nicht weniger eine insistierende Lektüre nach Bollack'schem Ideal, die hier vorgeführt wird, voraussetzt, was notwendig zu einem Vorankommen im Erkenntnisprozess führt, der sich in der Übersetzung niederschlagen muss. Damit ist jede Übersetzung keine einfache Übertragung der ursprünglichen Lektüre in eine andere Sprache, sondern eine neue Lektüre.

Victor Collard présente les fruits d'un travail sur la « correspondance abondante entre Pierre Bourdieu (env. 80 lettres) et Jean Bollack (env. 10 lettres) » trouvée aux Archives littéraires suisses. Entre 1962 et 1997, soit pendant toute la carrière de Bourdieu, leurs échanges aussi riches qu'éclectiques témoignent de la longue amitié, scientifique aussi, de deux maîtres de conférence

à Lille – qui se vouvoieront durant toute leur existence. Ils organisent en commun le colloque « La Science des œuvres. Langage et institutions ».

Après Bollack, Bourdieu passe une année à Princeton, puis publie la thèse de son ami sur Empédocle dans la collection « Le sens commun » aux Éditions de Minuit. Il souhaite écrire un article à ce sujet, lui suggère de ne pas surestimer les connaissances de son lectorat, lui envoie sa critique de Lloyd, sur analogie et polarité. Les deux se sentent isolés par l'établissement. Fin 1972, Bourdieu suggère à Bollack d'« entrer en bataille ». Certes Jean Bollack est peu mentionné dans les travaux de son ami, mais il le soutient institutionnellement et discute avec lui du mode de publication du sens commun contre Lindon. Ces échanges témoignent de la vitalité intellectuelle et de l'importance stratégique de ce que Bourdieu appelait le « collègue invisible ».

II : Tragédies, philosophie et épopées antique(s) / Antike Tragödien, Philosophie und Epen

Ce livre est le fruit de plusieurs années d'études, portant d'un côté sur la théorie, d'un autre sur la pratique de la lecture. Il s'est agi, pendant cette période, de scruter la philologie sémantique individualiste de Bollack – s'opposant à la philologie sociale structuraliste fondée sur la construction normative des linguistes, la langue – (que ce soit le grec, le français, ou l'allemand). Se méfiant des dictionnaires et des grammaires analogiques, Bollack cherchait plutôt l'opposition, la polémique, que la cohérence dans l'histoire « intertextuelle » des textes et de l'herméneutique des lecteurs, les deux comme manifestations d'individus. Peut-être le philologue classique se reconnaissait-il plutôt dans la tradition stoïcienne de Pergame, de l'observation des usages particuliers, que dans la recherche alexandrine de l'analogie (structurale) des mots. Loin de s'empêcher de marcher sur les plates-bandes de la philologie traditionnelle, il l'a associée à sa méthode dans trois éditions de texte commentées, changeant complètement l'interprétation et parfois le texte d'Eschyle, d'Empédocle, de Parménide.

Les contributions grecques de ce livre situent donc Bollack dans ce combat des philologues entre méthode anthropologique, contextuelle, et bon sens positiviste de l'interprétation sémantique, mais toujours avec un point de vue critique sur les deux camps : en cherchant l'accès direct au texte par l'argument de la cohérence sémantique, il refuse à la fois les positivistes et les anthropologues. Il répond à ce que les anthropologues reprochent aux positivistes (le manque de méthode) en créant une méthode purement sémantique qui refuse l'analyse formelle.

Martin Steinrück tente un parcours critique de l'usage des formes dans l'herméneutique que Judet de la Combe et Bollack appliquent à l'*Agamemnon*

d'Eschyle : « la forme c'est le sens » est le schéma auquel se trouvent soumis les sons et la métrique ; les figures de sens sont l'élément formel de fond. Grâce à son travail, les hellénistes du projet Bollack semblent s'être regroupés autour du thème du *son*, en ajoutant à l'analyse des macro- et micro-structures pragmatiques, métriques, prosodiques l'examen de la dimension phonique et l'ensemble de leurs interactions.

Anne-Iris Muñoz, spécialiste de la dramaturgie eschyléenne, ajoute une explication de la méthode de cette critique. Elle se focalise sur l'élément formel le plus influent du commentaire de Judet de la Combe et de Bollack, le rapport annonce/rappel, qu'elle appelle le *tropos* et qui, loin d'être une spécificité de l'*Agamemnon*, est la figure dramaturgique de toutes les pièces d'Eschyle qui nous ont été transmises.

Rossella Saetta Cottone qui a régulièrement travaillé avec le couple Bollack, compare les formulations, phoniquement et surtout métriquement semblables, d'un passage que Bollack attribuait aux *Origines* d'Empédocle, et d'un autre venant selon lui des *Purifications*. Bollack n'a pas reconnu cet écho dans l'index des reprises ni des répétitions. La *phreen* du fr. 134 n'est pas l'Apollon du fr. 134, mais le soleil-reflet de la cosmologie empédocléenne (cf. aussi Clay ici sur l'emplacement du Styx).

Maxime Laurent, fait une archéologie critique de l'usage de l'étymologie ou par-étymologie, comme moyen de « libérer les mots » dans le Cratyle lu par Bollack. Il signale l'embranchement où cette fine lecture aurait pu non seulement aboutir à un dictionnaire paronomastique grec, mais à fonder l'étude du grec, non plus sur la « langue » (sémiotique, saussurienne), mais sur une parole-*leksis* libérée d'un repère sémantique constant, s'élaborant plutôt selon la mouvance des rapports phoniques, dans l'opposition entre l'ironie socratique et le sérieux poétique (d'un Pindare, d'un Empédocle). Reste qu'en dernière analyse, le parti pris bollackien de la couche du sens prend le dessus. De même, dans la Boussole de Laurent sur l'usage que fait Bollack de Mallarmé, la libération aussi phonique du mot se trouverait dans l'enchaînement des mots (dans la *synthesis*, comme Denys d'Halicarnasse l'aurait appelé).

La didactique scolaire antique, médiévale et même humaniste utilisait le texte comme reflet et donc argument de la thèse (parfois avec une dimension mnémotechnique) et **Xavier Gheerbrant**, avec **Maxime Laurent**, montre cette double performativité de l'exemple de l'interaction de répétition phonique, métrique et sémantico-syntaxique des quinze études phoniques dans le commentaire de Bollack à Empédocle. Bollack s'appuyait sur une scholie à la première partie de la *tekhnee grammatikee* de Denys le Thrace consacrée à la littérature archaïco-classique versifiée (opposée à la seconde qui traite de la *koinee* en prose) : la lecture voisée (*anagnoosis*, ou « reconnaissance ») y est donc essentielle, entre autres pour distinguer les unités phoniques dans la chaîne de sons ou de lettres des papyrus. C'est à ce niveau des unités phoniques et de leurs échos

que Bollack devine une intention « supplémentaire », une liberté qui permettrait de créer des sens nouveaux. Sa référence est d'abord Saussure, quand il applique l'anphonie/hypogramme d'Agamemnon du chant 11 de l'*Odyssée* au fragment B 201 DK d'Empédocle, où *Aphrodite* se lit dans un vers sur la sexualité (*philotees*). Mais Bollack envisage aussi les effets de ces échos phoniques et leurs interactions avec d'autres composantes : par exemple, en B 241 DK l'enchaînement de longues lié à deux omégas consonne avec des sémantismes de babil, de futilité. Gheerbrant présente une méthode riche en suivant les figures rhétoriques comme les homéotéleutes en Xénophane B 21 DK, mais surtout de fines analyses complètes. Bollack pense à des méditations, des exercices de respiration ; Gheerbrant suggère plutôt la performance des vers-mêmes, aidée par le phonique. C'est cette remarque qui le conduit à situer l'hypothèse d'une dimension incantatoire et magique, par répétition variée des mêmes vers, alors que Bollack refuse de voir en Empédocle un mage ou d'unifier l'ensemble des fragments transmis en une seule œuvre.

Giacomo Lardelli parle du langage. Il a montré comment un changement dans la lecture de l'intertexte pouvait changer l'interprétation de l'intratexte, et amener une compréhension nouvelle de la logique interne du *Sur la Nature* de Parménide. Tout en suivant, de façon critique, le livre que Bollack a consacré à cette œuvre en 2007, il retrace l'évolution de la lecture bollackienne notamment à l'aide de deux inédits. En découvrant pour sa part l'« Être » comme *nom*, situé dans une opposition entre vocabulaires mortel et divin, il arrive à montrer que Parménide ne s'opposait pas aux philosophes ioniens et à leur conception du mélange, mais aux langages des mortels.

Selon **André Laks**, Bollack ne respecte pas sa propre méthode consistant à lire Parménide comme un texte sur le langage sans entrer dans les concepts ontologiques de Platon. En reconstruisant la cosmologie parménidienne à partir des fragments de la seconde partie annoncée comme traitant de la *dóksa* (étymologiquement « la réception, l'acception », mais souvent traduite comme « opinion » en raison de son opposition plutôt platonicienne à l'*aleetheia*, selon Luther « le non-oubli » plutôt que « le non-caché », mais traduit par Laks par « l'exactitude », à côté de « la vérité »), il lui donne un poids la libérant du rapport (sémiotique) d'essentiel-ajout, mais le remplace par un rapport modèle-copie ou mieux référent (*seema* divin de circulation)-langage des mortels – procédé pas si éloigné de la poétique de Celan.

Frederico Sabino arrive à faire sauter l'hypothèse narratologique d'une « perspective » (à la Chatman, ou même d'une « focalization » à la de Jong), en superposant l'ouïe racontée à l'ouïe ritualisée dans la performance. Après des présages contradictoires, Hector, le héros troyen, affronte le mur des Grecs, passage de l'*Iliade* choisi par Frederico Sabino. Dans son analyse détaillée, l'interaction des figures accentuelle, phonique, métrique, syntaxique et sémantique en *Il.* 12, 200ss. fait vivre un conflit puis le retour à l'équilibre. En 12, 436,

la *makhee*, le combat commence ainsi par l'accumulation d'aigus et une syntaxe décalée, prédisant un avenir d'effondrement. Une série de diérèses bucoliques y interagit avec le thème du mur, et les infractions, avec les verbes qui cassent ce mur. De même, l'adverbe *diaprusion* (« perçant ») interagit avec la métrique de l'hephtémimère pour faire ressentir la force de ce cri. La figure syntaxique du « crocodile » (une structure annulaire, en chiasme) se lie à la construction de l'espace de l'ouïe dans la situation de communication coïncidant avec la situation textuelle. Le style démesuré du cri d'Hector, que le critique alexandrin Aristarque attribuait par le commentateur à Zeus lui-même, s'oppose à la voix plus douce du chanteur (locuteur, narrateur). La reprise du plan de Zeus réintroduit l'équilibre métrique (des côla).

Jenny Strauss Clay rappelle une série d'interprétations homériques (et hésiodiques) de Bollack qui ont été importantes pour son propre travail et brosse un tableau moins théorique de sa méthode de lecture, tout en livrant un complément au travail de Giacomo Lardelli sur les langages divin et mortel. La difficulté ou l'opacité de l'épopée est la faute de l'*Altertumswissenschaft* analytique, dont il faut moins enlever les conjectures textuelles que, couche par couche, leurs interprétations pour arriver à un texte sémantique originaire, interprétable. Les Planctes, le nom divin de ces deux Rochers qui ne semblent pas avoir de nom mortel reçoivent ainsi le nom humain de Scylla et Charybde.

En contrepoint, David Bouvier s'interroge : comment Bollack se réapproprie-t-il un texte par son commentaire, dans « Styx et serments » (1958) ? Le Styx en tant que roc et cascade horrible « comme dans les Alpes » garantit pour Bollack le serment, et devient un tribunal, une enceinte encerclant l'univers : *horkos* = *herkos*. Bouvier associe cette lecture de Jean Bollack par la lecture de Jenny Strauss Clay à celle de « Todtnauberg », un poème de Celan reflétant (en 1967 et en une « phrase » de 67 mots), sa visite au village du même nom, en pleine Forêt Noire, dans le cabanon de Heidegger. L'analyse de Bollack de « Todtnauberg » en *Tod/mort* et *Au/pré* et *Berg/montagne* évoque une catabase dans l'Hadès (*bergen* = « garder, refermer ») comme au chant XI de l'*Odyssée* : le nom comporte un « pré à morts » mais aussi, selon Bouvier, la cabane d'Eumée, aux chants XIV–XV de la même épopée. La réponse non donnée lors de cette visite à une question non posée, mais qui s'impose, est, dans la lecture de Bollack, convertie positivement. Les fleurs cataloguées pendant la longue promenade avec Heidegger dans les marécages se transforment en message chthonien, en « rite initiatique », en poésie de la domination profonde, « naturelle », et le poème se mue en accusation bollackienne-célanienne du silencieux discours heideggerien, comme un Styx qui enferme.

III : Poésie allemande et française / Deutsche und französische Poesie

Schaut man auf die philologische Praxis Jean Bollacks abseits der Lektüre antiker Literatur, wobei die Grenze zwischen den Disziplinen hier nicht leichtfertig gezogen werden darf, muss man sie nicht weniger als es in jenen Texten mit gräzistischem Fokus der Fall ist, innerhalb eines methodischen Streits (nun zwischen philologischer und philosophischer Hermeneutik, Dekonstruktivismus sowie Biografismus) situieren. Damit ist es in Bollacks Tradition möglich, *für* die Partikularität der großen Werke und ihrer Sprache zu streiten, die selbst gerade auch durch den Streit mit den nun literarischen Traditionen ihre Individualität behaupten. *Dichtung wider Dichtung. Paul Celan und die Literatur* heißt eine von Bollacks großen germanistischen Monografien. Der Anspruch einer allgemeinen Philologie setzt sich hier durch; die Beiträge aus den verschiedenen Disziplinen führen sich so gewissermaßen fort und erläutern sich methodisch und in Bezug auf ihre Gegenstände gegenseitig. Bollacks Lektüre moderner Literatur beschränkt sich bei Weitem nicht auf das Werk Paul Celans. Rilke, Hofmannsthal, Müller, Mallarmé, Saint-John Perse und Gide sind hier mindestens zu nennen. Doch ist das unter anderem fünf selbstständige Publikationen umfassende Œuvre Bollacks zu Celan beispielhaft für seine von einer radikalen Historisierung der literarischen Werke und auch der Forschungspositionen geprägten Praxis. Der Fokus derjenigen Beiträge des Bandes zur Moderne auf die Celan-Lektüren Bollacks spiegelt dies wider. Doch auch den Lektüren von Rilke und Saint-John Perse werden eigene Artikel gewidmet.

Stéphanie Cudré-Mauroux a édité pour ce volume les notes de Jean Bollack prises juste après son unique rencontre avec Saint-John Perse, en 1961 à Paris. Bollack commence par décrire l'environnement de la rencontre (de façon un peu homérique), avec un Leger qui « s'effa[ce] devant lui-même », et fait des compliments au jeune helléniste (« vous m'avez rejoint dans ma solitude »). On apprend que le professeur de grec de Leger s'intéressait à Philon, moins aux présocratiques. Leger lui-même semble croire que le chœur de Pindare dansait autour d'un autel. En latin, il s'inscrit dans la tradition des préférences françaises : Virgile, sans mentionner Ovide, Tacite sans Sénèque. Et, selon lui, les poètes anglais n'auraient toujours pas rejoint l'époque moderne. Comme dans le cas de Pindare, l'incompréhension anglaise de Rimbaud et de Baudelaire viendrait de leurs omissions « (le poète est le poème) ». Enfin, réfléchissant à sa propre biographie pour le volume *Pléiade*, Saint-John Perse évoque certaines de ses origines hongroises, lors de cette rencontre de 1961, par rapport au *Roumain* Celan dont lui parle Bollack. Il fait l'éloge de la langue de Heidegger sur Trakl et Hölderlin, et prétend refuser Nietzsche en faveur de Hegel.

Bollack et Saint-John Perse se lisent mutuellement dans la contribution de May Chehab. C'est peut-être par Albert Béguin, son professeur de français à

Bâle pendant la guerre, que Bollack rencontre les poèmes de Saint-John Perse. En futur passeur des poètes français modernes en Allemagne, il publie entre 1945 et 1965, quatre études sur Saint-John Perse (il en traduit trois en allemand) et lui envoie, en 1965, son *Empédocle*, et, en 1973, son *Héraclite*. Saint-John Perse, en « faux dinosaure » fasciné dès ses études à Bordeaux par la pureté du grec, adore l'édition du XVIII^e siècle de Pindare par Heyne, préférant le rythme catalogal de la tradition manuscrite à la méthode métrique de Boeckh, qui analyse Pindare comme rythme périodique. Le jeune juriste préfère en outre les philosophes présocratiques à Sappho et est un lecteur rêvé de Bollack inscrit par sa mère à l'Humanistisches Gymnasium de Bâle. Le médiateur pour tous les deux est Nietzsche qui, comme Bollack, cherchait une philologie critique. À une époque où l'on recommence à lire Nietzsche, désormais plus comme philosophe, Bollack remarque son absence dans la biographie de Saint-John Perse de l'édition Pléiade. C'est à Bollack qu'on doit de voir aujourd'hui l'intertexte nietzschéen chez le poète. Pour Saint-John Perse, l'énigmatisme du poète et la lecture du philosophe se ressemblent : toutes deux s'opposent à la clarté française. *L'obscuritas*-éclair dans son discours du Nobel plaide pour une *ambiguitas* enrichissante, diversifiante (Bollack) – s'ensuit un va-et-vient de dédicaces en alexandrins. Saint-John Perse est impressionné par le cycle de l'individu détaché du tout et rendu, le style de justesse moderne dans la traduction contre le classicisme.

Werner Wögerbauer stellt die Entstehungsgeschichte und die damit einhergehende spezifische Komposition sowie deren Auswirkungen auf das Wesen der formulierten Erkenntnisse einer der großen Celan-Monografien Jean Bollacks ins Zentrum seiner Ausführungen, namentlich *L'Écrit. Une poétique dans l'œuvre de Celan* (2003), und liefert damit zugleich eine konzise Einführung zu Bollack als Celan-Forscher im Allgemeinen. Denn die Genese dieses Buches spiegelt sich in der Geschichte der Celan-Lektüren Bollacks überhaupt, da es die am Rande der über 20 Jahre verfassten Einzelstudien entstandenen, eher theoretischen Notizen versammelt und diese zu einer Ganzheit zusammenfügt, die sich orientiert an einer sich immer stärker in den Lektüren Bollacks durchsetzenden Kohärenz und die so eine Poetik beschreibt, die nicht von der konkreten philologischen Praxis und damit vom Werk selbst zu trennen ist – une poétique dans l'œuvre de Celan.

Tim Schünemann skizziert in seinem Beitrag die Grundzüge der als zentral für die Celan-Lektüren Jean Bollacks herausgestellten Gedankenfigur der *Verrätselung* samt ihren historischen und epistemologischen Voraussetzungen und tritt anhand der Interpretation von Celans Gedicht «Du liegst» aus dem Band *Schneepart* für das Potenzial dieses «Begriffs» ein, der die Starre der Begrifflichkeit zugunsten der Individualität der Werke zu überwinden sucht. Es zeigt sich, dass die *Verrätselung* in der Lage ist, den poetischen Prozess der Werke Celans zu fassen, der jeweils auf partikuläre Weise eine sprachliche Fremdheit und damit Dunkelheit erzeugt, aber gerade so zur Klarheit des Sinns führt.

Na Schädlich verschränkt in ihrem Aufsatz zweierlei Unternehmungen. Zum einen analysiert sie die konkrete philologische Praxis Jean Bollacks in Konfrontation mit der eigenständigen Lektüre der hier relevanten Gedichte Celans anhand zweier Abschnitte des Kapitels «Wahngänge» aus Bollacks Monografie *Paul Celan. Poetik der Fremdheit* (2000) mit dem Ziel, die hermeneutische Reflexionsarbeit als das Nachdenken über die Praxis des Verstehens exemplarisch voranzutreiben. Zum anderen setzt Schädlich ihr eigenes und eben auch schon Bollacks reflexives, auf die individuelle Praxis und die Verbesserung des Lektürevmögens gerichtetes Verfahren, an das sie anknüpft, in ein Verhältnis zum aktuellen praxeologischen Ansatz, dessen Subjekt- und Objektvergessenheit zu einem Ausschluss der eigentlichen Verstehensarbeit führt. Das Potenzial der Bollack'schen Praxis wird in den Analysen Schädlichs demgegenüber deutlich.

Christoph König betrachtet in seinem zweiten Beitrag die mit seiner eigenen Lektüregeschichte verknüpfte Lektüregeschichte Jean Bollacks als Leser moderner deutscher Literatur, wobei die gemeinsame, in produktiver Entzweiung sich vollziehende Verständnisarbeit an den *Sonnetten an Orpheus* die zentrale Rolle spielt. Aus der Reflexion auf diese konkrete Lektüregeschichte werden dann hermeneutische Funken geschlagen. König kommt so auf das zentrale Verhältnis von Sinn, Arbeit am Sinn und Begriffen im Rahmen der Lektüre literarischer Texte zu sprechen. Es wird deutlich, dass ein vorrangig epistemologisches Interesse (bei König) zu einer Konzentration auf die Arbeit am Sinn als dessen Möglichkeitsbedingung führt, während ein stark ausgeprägtes Interesse am Leben im Text (bei Bollack) eine Fokusverschiebung der Lektüre auf den Sinn selbst zur Folge hat, was wiederum zu unterschiedlichen Sinndeutungen führt. Die Geschichte, wie Bollack zur Festlegung und Begründung des Sinns kommt, lässt sich indes in Begriffen fassen, die so ihren Ort in der nachträglichen Reflexion auf die Praxis erhalten und die in diesem Fall Phasen, also ein Nacheinander beschreiben, die aber ebenso systematischen Charakter innerhalb der philologischen Praxis annehmen können.

Le projet

Ce premier volume de la collection Bollackiana paraît à l'occasion du centième anniversaire de la naissance de Jean Bollack. Pour qu'un « monument » de cette importance puisse s'élever à la mémoire de Jean Bollack, il a fallu que les Archives littéraires suisses créent un terrain favorable à la concentration, un lieu de rencontre où les chercheurs historiques ayant œuvré aux côtés de Mayotte et de Jean Bollack, relayés par la relève académique, aient envie de se réunir pour travailler. C'est à quoi elles se sont attelées dès qu'elles ont appris la décision de Jean Bollack, confirmée par celle de Mayotte Bollack au décès de son époux, de

leur confier l'importante mission de faire rayonner cette œuvre critique polymorphe. Et il aura fallu près d'une dizaine d'années pour que, de Paris et des Barreyroux en Dordogne où se trouvaient les archives de Jean Bollack, les premiers résultats des travaux de recherche voient le jour. Un colloque de trois jours puis trois journées d'étude ont créé les bases de ces échanges bollackiens internationaux.

Il y a sept ans, en mai 2017, à l'initiative des Archives littéraires suisses (ALS), l'Université de Fribourg (UNIFR) et la Bibliothèque nationale suisse (BN) signaient un contrat de collaboration entre leurs deux institutions. Ce contrat prévoyait, jusqu'en décembre 2020, la mise en valeur des archives de Jean Bollack et l'exploration scientifique du Fonds Jean Bollack. Grâce à un généreux budget de la BN, ce partenariat a permis d'engager trois collaborateurs (Sébastien Demichel, Jonathan Donzallaz et Giacomo Lardelli) pendant près de trois ans pour classer l'intégralité des archives (<https://ead.nb.admin.ch/html/bollack.html>), de lancer des thèses et de soumettre une requête au Fonds national suisse de la recherche (FNS) qui a été acceptée.

En effet, depuis le 1^{er} septembre 2019, le projet FNS « Lectures de Jean Bollack » a débuté sous la direction de Martin Steinrück (Institut du Monde Antique et Byzantin de l'UNIFR) et de Stéphanie Cudré-Mauroux (cheffe suppléante des ALS), appuyés par leur partenaire de l'Université d'Osnabrück, le professeur Christoph König. Le professeur David Bouvier de l'Université de Lausanne a rejoint en 2020 l'équipe initiale. Le projet a permis de lancer trois thèses, largement documentées par les découvertes faites au cœur des archives de Jean Bollack, thèses qui seront également publiées dans la présente collection dans un proche avenir : sur Celan (par le doctorant Tim Schünemann), sur Parménide (par notre très regretté doctorant Giacomo Lardelli (1991–2021)), sur Homère (par Frederico Sabino, lui aussi doctorant FNS), ainsi qu'un travail libre de Maxime Laurent (toujours dans le cadre du projet FNS) autour de l'évolution de l'herméneutique de Jean Bollack dans l'idée de ré-évaluer la poétique de l'obscur de notre critique, ses impasses et sa fécondité.

Les trois éditeurs de ce livre se réjouissent que, par la proposition de Schwabe Verlag de créer une collection dédiée à Jean Bollack et à ses sujets de prédilection, l'axe Berne-Bâle qui avait abrité l'enfance, la prime jeunesse de Bollack et ses premières formations intellectuelles, se trouve ainsi à nouveau constitué. L'helléniste ne l'avait pas complètement prévu quand il parlait d'offrir à la Suisse ses précieuses archives. Sa formation intellectuelle suisse avait donc commencé à Bâle, comme on l'a dit plus haut. Il y avait eu « l'enseignement de Peter von der Mühll » ; Bollack fut « initié par lui à la tradition hégémonique de la science allemande, et plus particulièrement de la philologie grecque ». Et c'est « dans la même ville » qu'il était entré « en contact, à travers des écrivains et des artistes vivants, avec la littérature moderne, ce qui [l'avait amené] à lier sa pratique herméneutique à la question de l'actualité des œuvres de la littérature

classique ». Professeur de littérature française à Bâle, « Albert Béguin était en étroite relation avec les poètes et les écrivains de la résistance française ; [c'est lui qui] accentua l'intérêt particulier que portait Jean Bollack aux lettres contemporaines, françaises et allemandes, et spécialement à leur portée critique, que l'on considérait peu jusque-là². »

Avec ce livre sous jaquette bâloise, avec ce projet FNS dirigé entre Berne et Fribourg, avec les thèses bientôt publiées, l'axe de Bâle à Berne est ainsi revivifié. Faisons le vœu que de ces racines suisses si chères et si régulièrement évoquées par Jean Bollack, des recherches tous azimuts, inspirées, nourries par le vaste fonds d'archives, continuent de se déployer.

2 Voir la *vita* de Jean Bollack sur le site <https://www.jeanbollack.fr>.

**I : Amitié et subjectivité /
Freundschaft und
Subjektivität**

Sur la subjectivité poétique selon Jean Bollack

PIERRE JUDET DE LA COMBE

La « pensée sans sujet » est devenue une métaphysique dominante en France à la fin des années 1960 et l'est restée pendant plusieurs décennies. Toute entreprise intellectuelle qui se voulait progressiste se devait d'y souscrire, dans une alliance à première vue étrange, mais en fait conceptuellement cohérente, entre une reprise de Martin Heidegger (« la langue parle ») et un sociologisme matérialiste pour qui les instances productrices de sens ne peuvent être que des structures sociales anonymes.

Un anti-humanisme argumenté était opposé tant aux philosophies de la conscience qu'aux pratiques dites scientifiques qui rapportaient naïvement la consistance des objets historiques et sociaux à l'emprise de sujets conscients d'eux-mêmes, et par là-même exemplaires.

Sur le plan théorique et sur le plan pratique de l'accroissement des connaissances, de nouveaux modèles de conceptualisation, d'enquête, d'interprétation étaient proposés, et ont, de fait, ouvert de grands champs de recherche jusqu'alors inconnus.

Ces nouveaux modes philosophiques et scientifiques se sont d'abord implantés plutôt à l'extérieur de l'Université, celle-ci étant restée trop rivée à sa fonction sociale de reproduction : reproduction des mandarins (Thèse d'État préparée en solitaire) et maintien d'un corps national d'officiers de l'éducation par la préparation aux concours d'enseignement considérée comme tâche essentielle.

Des mandarins d'un autre type, des personnalités fortes et charismatiques, de costauds « sujets anti-sujet » a-t-on envie de dire, ont pris la place. La « mort de l'auteur » ne valait pas pour ceux qui en faisaient profession.

Jean Bollack n'a pas suivi ce mouvement. Il croyait en sa discipline, qui était traditionnelle, la philologie (pas en France, mais ailleurs, notamment dans la culture scientifique allemande, qui avait été son milieu de formation à Bâle), et il croyait en l'Université.

Mais il y croyait négativement, dans une critique interne déterminée. Il était progressiste au sens où, littéraire, il réprouvait vigoureusement l'état général des disciplines littéraires, pas seulement en France, mais en Europe et aux U.S.A., et où, universitaire, il se révoltait contre l'incapacité de l'Université à être une véritable Université, c'est-à-dire une institution démocratique, populaire, assurant à ses membres étudiants et enseignants la garantie d'une formation réelle, informée, libre et partagée, internationale et en perpétuel mouvement critique

vis-à-vis de ses résultats, de ses méthodes, de ses préalables et de sa fonction sociale.

Mandarin lui aussi, certes, mais soucieux d'associer en permanence les étudiants à une élaboration commune des contenus de savoir. Le séminaire qu'il a ouvert, devenu ensuite le Centre de recherche philologique de Lille, ne pouvait s'implanter véritablement qu'après Mai 68, événement dont Jean Bollack a été, après des années d'activité syndicale, un des animateurs à l'Université. Dans sa critique des sciences et des institutions, il pouvait nouer des liens étroits d'amitié et de complicité avec Pierre Bourdieu et Jacques Derrida.

Mais la métaphysique du « sans sujet » le laissait pantois, tant sur le plan conceptuel que pour ses conséquences dans l'activité méthodique du déchiffrement et de l'interprétation des textes, qu'ils soient anciens ou contemporains (la philologie).

Participant avec son ami proche Peter Szondi à la redécouverte de la portée intellectuelle de l'œuvre théorique de Friedrich Schleiermacher (1768–1834), longtemps « colonisé » par la lecture qu'en faisait Hans-Georg Gadamer, Jean Bollack reconnaissait dans la nouvelle métaphysique impérieuse du « sans sujet » une distorsion et une unilatéralité : l'ontologisation exclusive de ce que Schleiermacher définissait comme l'une des deux orientations méthodiques qui, menées ensemble, et non pas l'une sans l'autre, permettent la compréhension de tout discours.

Cette première méthode est appelée par Schleiermacher « l'interprétation grammaticale », à savoir la démarche qui face à un texte se demande ce que son auteur doit à l'état de la langue. La langue n'est alors pas un outil, mais un « principe directeur » ; c'est le locuteur qui devient un outil : « Chaque individu ne peut donc dire que ce qu'elle veut et est son organe¹. » Cela annonce, à la lettre, le « la langue parle » de Martin Heidegger.

Mais cette opération est insuffisante. Schleiermacher ajoute l'opération complémentaire qui consiste à reconstruire ce que l'impact d'un travail d'expression individuel transforme dans la langue. Schleiermacher appelle cette interprétation « l'interprétation technique », au sens de technique poétique ou rhétorique. Le travail dans et sur la langue d'un auteur enrichit cette langue, il lui donne de nouveaux pouvoirs « qui partent toujours de l'activité linguistique d'hommes singuliers ».

Schleiermacher passe ensuite de ces considérations de méthode à une affirmation d'existence historique :

Ni la langue ni l'individu en tant qu'il parle de façon productive ne peuvent subsister autrement que par l'imbrication de deux relations².

1 SCHLEIERMACHER 2021 : 121 (« L'Herméneutique générale 1809/10 », § 15, 1).

2 *Ibid.* : 122 (§ 15, 2 et 3).

L'existence historique ne se définit pas pour lui en termes de substances (la langue, l'individu, ou la société, le sujet, etc.), mais de manière fonctionnelle comme un faisceau de relations entre des pôles en tensions, qui se constituent l'un et l'autre par ces tensions. Par ailleurs, la compréhension historique, ou philologique, ne peut, dans cette perspective, se faire sans une évaluation, sans un jugement : pour qu'un discours devienne objet d'interprétation, avec la conduite de ces deux opérations complémentaires, il faut que l'auteur « parle de façon productive », il faut qu'il apporte du nouveau.

La querelle française récente entre les « anti-sujet », à savoir les tenants d'une « interprétation grammaticale » considérée comme un absolu, comme seule légitime, et les conservateurs qui s'accrochaient fortement à la notion d'auteur, selon une absolutisation de « l'interprétation technique », était ainsi déjà dépassée par cette théorisation de la dualité inhérente à l'acte de comprendre.

On retrouve dans le cadre proposé par Schleiermacher les orientations générales du travail pédagogique et interprétatif de Jean Bollack. Il a été très soucieux de la langue, enseignant d'abord la grammaire historique du grec à l'Université, et, dans ses enquêtes éditoriales et herméneutiques, soucieux de reconstruire la nouveauté qu'un texte apporte par l'analyse en détail des effets de sens que produisent tel emploi de mot, telle syntaxe, telle organisation discursive. Il ne s'agit pas de traquer la pensée ou l'intention d'un auteur (par définition insaisissables), mais de reconstruire des pratiques symbolisantes particulières, en prenant soin de ne pas les banaliser, l'idée étant que face à une proposition de sens, il est plus juste, plus *fair*, de lui accorder *a priori* la potentialité d'une puissance innovante, la lecture méthodique de la lettre étant une mise à l'épreuve de cet *a priori*.

Le travail n'est alors pas seulement d'ordre cognitif : il a un fondement éthique assumé, puisqu'il repose sur la reconnaissance par le lecteur de la possibilité d'une singularité de la pratique expressive étudiée, singularité considérée comme activité. Ce travail a aussi une portée politique, institutionnelle : il s'agit de créer les conditions, à l'intérieur de l'Université et au-delà, d'une discussion ouverte sur les préalables de l'interprétation, sur les hypothèses et les résultats proposés, sans considération de la position hiérarchique des participants, en ne cédant qu'à la loi du meilleur argument échangé.

En ce sens, le travail de Jean Bollack ainsi que son activité institutionnelle (à Lille, à la Maison des Sciences de l'Homme de Paris, où il avait créé un groupe travaillant sur l'histoire sociale de la philologie) étaient en accord avec une tendance culturelle et politique très puissante à l'époque : la valorisation active, par des pratiques concrètes, de l'autonomie des individus face aux formes établies, « inertes » aurait dit Jean-Paul Sartre, d'autorité.

Alors que d'autres affirmaient leur autonomie en développant, dans leurs révoltes intellectuelles et institutionnelles contre des positions conservatrices

académiquement encore dominantes, des positions fondées sur le principe d'une hétéronomie fondamentale des sujets, Jean Bollack, de manière moins auto-contradictoire, recherchait, par les moyens de la science, les traces langagières attestant une visée émancipatrice au sein même des œuvres de langage qu'il analysait, qu'il s'agisse d'Homère, de Sophocle, d'Épicure ou de Mallarmé, de Rilke et de Paul Celan.

Comme ces préalables à la fois théoriques et éthiques supposaient une activité de jugement quant à la capacité des œuvres à faire sens de manière nouvelle et libre, la philologie rencontrait nécessairement d'autres pratiques méthodiques à visée émancipatrice, la sociologie critique et, plus longuement, la psychanalyse, dont Jean Bollack a beaucoup fréquenté les auteurs principaux (avec, chez lui, une familiarité continue de l'œuvre de Freud).

Comme cette liberté prêtée par hypothèse aux œuvres se réalisait dans la facture matérielle, langagière, de la lettre de ces œuvres, un jugement esthétique, revendiqué, était l'une des impulsions majeures renforçant « l'intérêt de la connaissance », pour reprendre le mot de Max Weber, qui incitait Jean Bollack à se lancer dans de longues et laborieuses explorations critiques et herméneutiques, explorations qui reposaient sur qu'il appelait « la lecture insistante », au jour le jour.

Cette lecture avait un but positif, mieux comprendre ce qu'on lit, et un but négatif : défendre les œuvres contre les lectures qui ou bien les considéraient comme nécessairement conformes aux normes supposées être en vigueur à leur époque de production, ou bien renonçaient à définir leur singularité historique en les diluant dans le courant continu de leur réception.

Il s'agissait de « se mettre au service de ces œuvres », si elles en valaient la peine. Un jugement de valeur était, de manière affirmée, à la base de l'investissement scientifique. Le travail philologique, mené en « campagnes » longues et coûteuses puisqu'il s'agissait de scruter le détail des œuvres et leur signification d'ensemble, n'était lancé que pour des auteurs décisifs, qui appelaient ce genre d'enquête : plusieurs auteurs majeurs de l'Antiquité (avec cette donnée incontournable qu'il s'agissait d'auteurs du canon, et donc déjà sélectionnés par les Anciens – mais pour les comprendre, Jean Bollack réhabilitait la « littérature grise » antique, littérature seconde, comme la doxographie), et plusieurs auteurs contemporains, dont Jean Bollack appréciait l'œuvre et qui étaient souvent des amis, comme Paul Celan ou André Frénaud. Il n'aurait pas entrepris un tel travail sur les poèmes de René Char.

Un des buts était d'aider ces œuvres à affirmer leur valeur dans l'actualité (« non sans mal, on restitue un droit à la parole et à l'existence³ ») : actualité dans les débats théoriques et scientifiques, actualité culturelle, et, pour les œuvres poétiques, actualité artistique. Du côté de l'art, un travail continu avec les

3 ScS : 171.

interprètes qui se chargeaient de faire vivre ces œuvres au théâtre prenait la forme d'une discussion serrée, menée dans ces mêmes théâtres, sur les capacités performatives et sémantiques de la lettre de ces œuvres.

Une coopération suivie s'est ainsi établie entre des artisans du texte, philologues ou metteurs en scène et acteurs, qui s'entendaient, malgré la différence de leurs métiers, en ce qu'ils s'obligeaient les uns et les autres à ne pas savoir dès le départ où ils allaient dans leur entreprise, et à se laisser guider par une approche matérielle, hésitante, qui prenne en compte les différentes dimensions du langage. Les traductions de Mayotte et de Jean, écrites à la demande de ces théâtres, établissaient par ailleurs une médiation entre art et philologie.

Jean Bollack occupait une position improbable et inattendue dans le champ intellectuel français. D'où de nombreuses mécompréhensions. Comme il ne souscrivait pas à l'idéologie de la « mort de l'auteur », on lui a de manière répétitive reproché de croire encore en une fiction telle que l'auteur conscient et démiurge et de s'en tenir au concept traditionnel de « sens » comme expression d'une intention.

Les remarques qui suivent visent à clarifier les enjeux de cette discussion (ou le plus souvent de cette non-discussion, de la part des adversaires) en tentant de faire disparaître des malentendus.

Tout d'abord, un souvenir. Jean Lallot et Alain Le Boulluec, lassés des piétinements académiques de leur discipline alors que tant d'innovations prenaient forme en linguistique et en lecture des textes, avaient créé à la fin des années 1970 un séminaire particulièrement discutant et ouvert à l'École normale supérieure de la rue d'Ulm. Jean Bollack y a été invité à parler de Pindare (qu'il avait enseigné dans ses propres séminaires rue d'Ulm, lors de séances auxquelles assistait Paul Celan).

Il revenait sur la question, très débattue, de ce que signifie le « je » dans la poésie de Pindare. On était en plein renouvellement supposé de cette vieille question : après des lectures naïvement historicisantes qui faisaient du moi lyrique de ces poèmes l'expression directe d'une personne historique, Pindare lui-même, avec toutes ses relations complexes à ses commanditaires et à ses rivaux, commençait à émerger la thèse que cette première personne n'avait aucun contenu, mais, comme « embrayeur », était une convention liée à la forme propre à ce type de poésie en situation performative ; il était un simple outil de communication. On passait de l'événement biographique supposé à une fonction générique.

Jean Bollack développait une autre thèse, qui m'a fortement surpris quand je l'ai entendue : le « je » de Pindare est à prendre comme le discours poétique revenant sur sa *deixis*, sur l'événement singulier pour lequel il a été convié. Il est le support d'un travail d'auto-analyse qui se représente en acte, comme mise en relation, problématisée, d'une compétence poétique (avec tout l'arsenal générique dont dispose Pindare) et l'événement à célébrer. Le discours travaille sur

son élaboration comme langage *ad hoc*, et l'affiche, dans une *deixis* seconde, qui fait l'événement poétique singulier du poème. La consistance du poème (telle ode chantée pour célébrer telle ou telle victoire athlétique) ne repose ni sur un sujet prédonné, ni sur une absence de sujet, mais sur une activité formante située. La question du sujet devient non plus « qui a fait cela ? », mais « comment cette fabrication est-elle possible ? » :

C'est toujours le « comment c'est dit » qui fait le sens. (ScS : 46)

La poésie est pensée comme action. En ce sens, l'herméneutique de Jean Bollack est à comprendre en consonance avec les tendances contemporaines produites en philosophie et en linguistique par le tournant pragmatique, et en relation avec ce que ce tournant a permis de renouveler quant aux théories des différentes formes de rationalité.

Un des problèmes qu'a rencontrés Jean Bollack est que ses interlocuteurs ou plutôt ses adversaires de l'époque, ne s'intéressaient pas aux différentes théories pragmatiques ou ne les connaissaient pas. S'ils déclaraient obsolète, ou même sans objet, toute tentative de vouloir déterminer de manière argumentée, par une lecture du détail, la particularité d'un texte, au lieu de le rapporter aux structures préalables censées conditionner toute production de sens, cela venait, entre autre, de ce qu'ils s'appuyaient encore sur les concepts sémantiques d'une linguistique structurale, que ces concepts soient acceptés comme tels (selon une version fixiste du structuralisme) ou mis en contradiction avec eux-mêmes, déconstruits (post-structuralisme), sans sortir de l'horizon sémantique posé par cette linguistique de la langue (et non de la parole). La plupart ne recouraient pas aux concepts de la pragmatique, et n'envisageaient pas le sens comme action menée dans et grâce à un *medium* historique par des personnes situées.

Jean Bollack non plus ne s'intéressait pas de près à la théorie pragmatique, bien qu'il ait été un ami d'Émile Benveniste, l'un des fondateurs de cette linguistique. Mais ses positions théoriques (il faudrait parler d'auto-réflexions) rejoignaient les préalables des théories du langage comme action.

Chez Bollack, la théorie est accompagnatrice, et non déterminante. Elle vient comme adjuvant pour démêler les problèmes généraux que soulèvent des problèmes particuliers de lecture. Il reprend pour cela une expression chère à Pierre Bourdieu, et qu'ils ont discutée ensemble :

Si je suis venu tard à la théorie, c'est simplement qu'en plongeant dans la pratique, j'ai découvert les problèmes et rencontré les obstacles dressés devant un projet. J'ai progressivement pu développer une théorie de la pratique. (ScS : 161)

Le recours à la théorie était par ailleurs rendu nécessaire par une situation de déconnexion entre théorie et pratique dans les modes dominants de lecture. Pour les études littéraires anciennes, les praticiens de la lecture répugnaient

souvent à procéder à une autoréflexion critique portant sur les préalables et les résultats de leur travail, d'où une certaine étroitesse des perspectives. Symétriquement, des lectures philosophiques des textes poétiques se déployaient avec abondance, en proposant une conceptualité élaborée, mais l'interprétation tendait à rester « hors sol », généralisante, sans prise en compte méthodique et suivie de la facture concrète (et difficile) de la lettre des textes. La lecture était courte, par extraits, et ne faisait souvent que traduire en termes propres aux philosophies des interprétations convenues.

Dans un cas comme dans l'autre, la lettre, avec son opacité et son dynamisme propres, n'était pas mise en rapport de manière articulée et critique, dans une tension dialectique, avec les instances générales qui permettent la constitution d'un sens (instances fonctionnant à l'époque des textes, telles qu'on peut les reconstituer, et instances constitutives de l'appareillage critique des interprètes modernes, de leur culture).

La théorie, dans l'entreprise d'une herméneutique critique d'elle-même telle que la pratiquait Jean Bollack, servait à désencombrer la lecture des concepts substantiels et arrêtés qui la limitent, le but étant qu'un faire, une activité puissent être reconnus et analysés dans leur spécificité.

Ainsi pour le vieux concept encombrant d'« intention de l'auteur », que l'on a si souvent reproché à Bollack de reprendre à son compte et de défendre, contre tous les acquis des théorisations modernes. Bollack est pourtant très clair :

L'emploi du terme d'intention de l'auteur peut effectivement prêter à confusion quand on y voit un concept séparé de la structure de l'œuvre et qu'on y met autre chose qu'une explicitation du choix inhérent au projet que révèle l'étude littéraire. (ScS : 111)

Il y a bien une action de l'auteur, des choix opérés par quelqu'un (un individu ou un collectif, comme dans le cas d'Homère), parmi les possibilités qu'offre le matériau, mais il s'agit d'orientations données débouchant sur une structuration objective, sans que cette structuration puisse être dite intentionnelle. Une subjectivité est à l'œuvre – sinon, il n'y aurait rien, pas d'œuvre. Cette subjectivité opératoire, et non substantielle, est seulement l'une des conditions de possibilité (l'autre étant le matériau) de la structure objective particulière qu'est l'ordonnancement d'un texte. On retrouve là l'analyse célèbre de l'intention par Elizabeth Anscombe : « en gros, l'intention d'un homme, c'est son action⁴ » (elle n'entraîne pas du tout dans l'univers intellectuel de Jean Bollack).

Plutôt que de définir une origine (comme un sujet) ou un résultat (comme un sens), Bollack ne cesse de rappeler le primat de l'action, de manière à soustraire les textes de tout figement comme offre, imposition d'une positivité quelconque :

4 ANSCOMBE 2002 : 92 (§ 25).

C'est en effet la question « qu'est-ce que c'est ? » (toujours en situation) qui est à mon avis inséparable d'un « comment est-ce fait ? » (c'est-à-dire avec quel langage) ... Voilà pourquoi la grande lutte sur le terrain de l'interprétation, qui est bien plus qu'un conflit, concerne les affirmations d'un contenu quelconque. Le postulat d'une positivité présente dans les textes, et considérée comme contraignante par les lecteurs, écarte une démarche plus réflexive, mise en forme par le créateur ; ce postulat prive l'auteur de la liberté de se situer, de faire un arrêt et de s'interroger. (ScS : 181)

Il y a bien un créateur, qui s'interroge, s'arrête, qui n'est pas pris dans le flot continu d'une langue qui parlerait elle-même, ou dans la continuité d'une tradition (Gadamer). Il est alors tentant de donner à cette possibilité d'arrêt une définition substantielle (alors que le but est de déréifier des instances posées par les lectures que Bollack conteste comme des instances premières, fondamentales : la langue ou la tradition), et d'y retrouver la figure positive d'un auteur réfléchissant. Jean Bollack n'échappe pas toujours à ce travers :

Je crois que j'ai assez dit que l'interprétation est d'abord celle de l'auteur qui s'est fixée dans l'écrit, et qu'elle est donc inséparable de l'objet construit. (ScS : 171⁵)

Le danger est alors que l'interprétation construite par l'interprète soit considérée comme étant, ou devant être, la répétition fidèle de l'interprétation à laquelle l'auteur aurait procédé lui-même. Mais c'est négliger le fait que l'interprétation de l'interprète produit un commentaire, rien de plus, et que celle de l'auteur produit une œuvre, selon deux orientations différentes du langage. On échappe sans doute à ce travers, qui tend à redoubler la philologie dans l'œuvre, en renonçant à toute affirmation d'origine, et en constatant la nécessité de reconnaître ce moment réflexif d'arrêt comme étant la condition de la tenue de l'œuvre, de sa facture et de sa particularité. L'auteur devient fonctionnel, au sens où une activité est à l'œuvre, particularisante, dans l'écart qui dans tout énoncé sépare le dire et le dit (Jean Bollack rejoint par-là les analyses d'Oswald Ducrot sur la réflexivité qu'ouvre cet écart⁶).

Le *medium* dans lequel travaille artisanalement un écrivain échappe ainsi à toute forme de massification, d'homogénéisation. D'où la critique adressée au concept de discours selon Michel Foucault :

La critique philologique fait les progrès les plus importants quand elle mesure la distance entre le dire et le dit. L'usage fait du langage par les auteurs que j'ai étudiés (ils sont nombreux) apporte ainsi la preuve décisive contre Michel Foucault en faveur de l'existence d'un lieu dans la matière du discours, où se loge et où intervient un sujet historique, quelle que soit la manière de le circonscrire en son temps. (ScS : 146)

5 L'idée d'un texte s'auto-interprétant serait à rapprocher (et à distinguer avec précision) du concept d'objet théorique proposé par Louis Marin pour les œuvres d'art.

6 DUCROT 1984.

La dernière proposition, « quelle que soit... », est décisive. Il a été souvent dit, dans une perspective qu'on pourrait appeler culturaliste, qu'il serait erroné de parler de sujet et d'auteur pour les époques où les notions de sujet, d'auteur et de réflexion n'étaient pas conceptualisées, définies (ainsi pour la Grèce archaïque, telle que l'ont conçue les Romantiques et que continuent à le faire certains courants romantisants de l'anthropologie contemporaine). Mais un sujet peut être à l'œuvre, peut être constituant sans être nécessairement constitué comme tel.

Ce que face à Michel Foucault (qui ne considère que « le langage dominant et actif ») Bollack met en relief, ce sont des formes de dissidences, de différences que rend possible l'intervention au cœur de la matière même du discours d'un « mouvement réflexif et extérieur, portant sur le langage même, et donc sur la façon dont on s'en sert, comme on le voit chez Homère, Héraclite ou Sophocle, dans des temps pas si « anciens » qu'on le croit » (ScS : 147).

Le *scoop* est que cette différence interne, qui sépare fortement les œuvres les unes des autres et des attentes possibles à leur époque (le « discours » au sens de Foucault), ne concerne pas seulement des auteurs connus pour être déviants comme Héraclite, Épicure ou Lucrèce, mais aussi des poètes qui passent pour consensuels, pour être en accord avec leur temps de manière exemplaire, comme Homère ou Sophocle (et pas seulement Euripide), ou Rilke (et pas seulement Celan).

La réflexivité, à l'œuvre dans les textes composés « de façon productive », pour reprendre le mot de Schleiermacher, est langagière, elle est la thématization de propriétés propres au langage. On peut sans doute dire que la distance entre « le dire » et « le dit⁷ », en tant qu'elle est productrice de texte, peut devenir dans un texte « productif » un élément du « dit ». Ainsi quand Paul Celan joue sur l'opposition communicationnelle basique du « je » et du « tu », pour construire une interpellation du poète en train d'écrire par lui-même comme structuration de la lettre de nombreux poèmes. La « démiurgie » du poète devient cette tension « fictive », construite, que permet la grammaire élémentaire des pronoms, entre le « tu », la personne lyrique qui écrit, et un « je », une instance extérieure non poétique, « historique », construite, d'interrogation, de critique ; le langage se dédouble. Le but n'est évidemment pas une analyse du langage, qui n'aurait aucun intérêt, et ne présenterait aucune nouveauté, mais d'établir une médiation langagière très complexe pour ne pas manquer la singularité de l'événement visé par le poème ; le dire directement serait l'effacer :

Celui qui écrit, l'autre, le fait sous ce regard qui ne le quitte pas et exige l'adéquation *ad rem* – à savoir à l'événement. Je dirais donc que ce dédoublement et le dialogue qui peut

7 Entre l'énonciation et l'énoncé, entre la mise en œuvre des outils grammaticaux et l'effet d'une phrase grammaticale produite.

en résulter sont en effet essentiels, exprimant le refus de l'immédiateté et le regard critique toujours porté sur l'action démiurgique du poète. (ScS : 110)

Une analyse grammaticale du même ordre, élémentaire et interne à l'œuvre, apparaît dans la composition de la tragédie grecque ancienne où, de manière brutale, le « nous », le plus souvent unanime, consensuel avec lui-même, du chœur est opposé, sans transition, au « je » des protagonistes, souvent pour dire des choses semblables ou proches. Ce ne sont pas les contenus qui comptent, mais le fait que les mêmes événements sont dits, en concurrence, sans aucune synthèse possible, par deux types de communication inconciliables : avec un locuteur collectif et unanime, face à d'autres séparés et en conflit. Le langage, avec ses orientations opposées, devient objet du spectacle, dans ses incompatibilités, en rapport *ad rem*, à une situation singulière et décisive, le plus souvent catastrophique. L'événement « tragique » est restitué dans sa radicalité par le moyen symbolique complexe de cette diffraction du discours. La force de neutralisation propre au langage, qui a vocation à généraliser, est ainsi elle-même neutralisée, grâce à ce contraste interne au langage qu'aucun langage tiers ne peut dépasser⁸.

Pour mieux cerner la pertinence actuelle des réflexions de Jean Bollack sur l'auteur, le sens, la langue, réflexions qu'accompagne toujours leur mise à l'épreuve par une pratique assidue des textes, il vaut la peine, je crois, de les mettre en rapport avec les réflexions philosophiques actuelles sur le dépassement de la métaphysique, dans la pensée dite « post-métaphysique », avec notamment sa remise en question du rôle du sujet, non pas sa suppression, que tant de fois quelques courants des sciences sociales ont proclamée en s'opposant aux sciences herméneutiques de l'interprétation, mais au profit d'une conception procédurale du sujet.

Jean Bollack n'aurait peut-être pas apprécié cette mise en rapport, tant il se méfiait des philosophies, car, prétendant dégager les conditions ou les formes générales du sens, elles ferment souvent la voie à une compréhension de la particularité de chaque activité poétique.

L'attention portée par l'interprétation philologique aux potentialités qu'offre la structure communicationnelle minimale que déploient dans leurs contrastes et leurs échanges les pronoms personnels, potentialités discursives en termes de composition, d'architecture textuelles chez Paul Celan ou chez Eschyle

⁸ Cette interprétation de la tragédie comme conflit entre des visées pragmatiques opposées du discours, visées réalisées scéniquement par le contraste physique entre la masse envahissante, chantante et dansante du chœur et l'isolement de personnages individualisés, a été proposée une première fois dans notre introduction à l'interprétation de l'*Agamemnon* d'Eschyle (AE 1 : XI-CXXV, « La dissonance lyrique. Sur le sens de la tragédie »).

et Sophocle⁹, met cette approche en concordance avec les réflexions récentes sur la fonction non seulement sémantique, mais sociale et épistémique de ces outils langagiers. Les pronoms, comme y insiste Jürgen Habermas, à la fois permettent la constitution d'identités et rendent fragiles ces identités, puisque les pronoms à la fois marquent une séparation et sont interchangeables dans l'interlocution :

Le rôle grammatical des pronoms personnels oblige le locuteur et l'auditeur à adopter une attitude performative, l'un rencontrant dès lors l'autre comme un *alter ego* ; ce n'est qu'à la condition d'avoir conscience de leur différence absolue et de leur caractère irremplaçable, que l'on peut se reconnaître dans l'autre...

Cette structure langagière conditionnant le sens est irréductible à toute réduction conceptuelle, alors qu'elle est saisie, comprise et pratiquée tous les jours dans la conversation ordinaire :

... Ainsi ce non-identique fragile, sans cesse occulté par l'objectivation, et qui a toujours échappé au filet des concepts fondamentaux développés par la métaphysique, reste-t-il accessible, de façon triviale, dans la pratique quotidienne de la communication¹⁰.

C'est sur cette fonctionnalité grammaticale de l'interlocution, considérée comme condition pratique de la communication et non comme réalité en soi, que Habermas fonde sa critique des tentatives, telle le structuralisme, de réduire les prises de paroles individuelles à de simples illustrations adventices de principes réifiés :

En élevant les formes anonymes du langage au rang de réalité transcendante, [le structuralisme] réduit les sujets et leurs discours à de purs accidents ... Seul le tournant pragmatique permet d'échapper à l'abstraction structuraliste¹¹.

Le sens, avec cette métaphysique réifiante, est déjà posé avant même que ne commence la lecture. La poésie est solidifiée, compactée par des concepts, en dépit du caractère précaire, instable de la communication telle que la langue la permet (ce « non-identique fragile » dont parle Habermas).

En essayant de comprendre, sans effacer leur opacité, des poésies aussi élaborées et complexes que celles de Paul Celan ou de la tragédie grecque, la philologie respecte en fait la banalité plus qu'ordinaire, commune, des moyens grammaticaux que se donnent ces poésies pour élaborer leurs objets, des poèmes. La poésie fait jouer les tensions, les hiatus que le langage met tous les jours en place, entre le « je » et le « tu », entre le « je » et le « nous ». Elle se crée ainsi, de

⁹ Ainsi que chez Empédocle, où, comme l'a montré Jean Bollack, l'interlocution avec le disciple Pausanias fonde la possibilité d'un espace théorique non seulement spéculatif (une thèse sur l'être), mais réflexif, prenant en compte le caractère fini, mortel, des interlocuteurs.

¹⁰ HABERMAS 2018 : 270.

¹¹ *Ibid.* : 269.

manière obvie, publique, un espace ouvert à la réflexion, sans que cet espace puisse être réduit à une unité, à un concept.

Ce qui est propre à la démarche philologique de Jean Bollack est son refus de partir d'un donné préalable comme base et principe de sa recherche. En ce sens cette démarche n'est pas métaphysique, si on reprend la définition de la métaphysique que donne Jean-François Kervégan dans son analyse du sujet selon Hegel :

Si le propre d'une démarche métaphysique est de mettre en œuvre une version du « mythe du donné » en séparant ce qui est ou paraît immédiat des médiations permettant de le décrire, une métaphysique de l'action aura pour propriété distinctive de considérer que l'acte et la signification de l'acte ne sont pensables et évaluables qu'en référence à un sujet qui est censé en être l'auteur¹².

C'est en pensant à cette définition que j'ai parlé au début de ce texte de la « pensée sans sujet » comme d'une métaphysique : elle pose comme point de départ absolu, inconditionné l'absence de sujet, le sujet de la métaphysique traditionnelle étant remplacé par un autre donné, qui excède toute subjectivité, que ce soit un état social, une situation de communication, une tradition, une langue, une culture, une structure psychique. Certes, ces termes sont considérés comme des « constructions sociales », mais une fois posés, ils valent comme origine objective, générale et indépassable. C'est à partir de ce donné initial, ou plutôt constitué comme tel, que des rapports de causation sont établis avec les phénomènes particuliers que les sciences se proposent d'étudier.

Dans une démarche non-métaphysique, c'est-à-dire qui déconstruit cette idée d'un donné, sera au contraire développée une conception procédurale du sujet. On la trouve, selon Jean-François Kervégan, déjà chez Hegel :

Partons de cette formule remarquable des *Principes de la philosophie du droit* ... : « Ce qu'est le sujet, c'est la série de ses actions ». Elle s'inscrit clairement en faux contre une conception faisant de la subjectivité l'arrière-plan ontologique, donc le foyer de sens des actes qui lui sont attribuables¹³.

De même, l'auteur se constitue au rythme selon lequel la suite des événements langagiers qu'il met en mouvement, du fait de son existence temporelle, s'ordonne en une série qui peut, éventuellement, former un tout. Il ne préexiste pas à cette série. La subjectivité qui est à l'œuvre dans un texte se confond avec l'historicité de ce texte, comme événement.

12 KERVÉGAN 2019 : 183s. (« Hegel: une pensée non métaphysique de l'action »).

13 *Ibid.* : 185.

Bibliographie

- ANSCOMBE 2002 – Gertrude Elizabeth Margaret ANSCOMBE, *L’Intention* (1957), traduit par Mathieu MAURICE et Cyrille MICHON, Paris, Gallimard, 2002.
- DUCROT 1984 – Oswald DUCROT, *Le Dire et le dit*, Paris, Éditions de Minuit, 1984.
- HABERMAS 2018 – Jürgen HABERMAS, « Thèmes de la pensée postmétaphysique » (1988), dans J. HABERMAS, *Parcours 1 (1971–1989)*, éd. par C. BOUCHINDOMME et trad. par R. ROCHLITZ, Paris, Gallimard, 2018 : 245–274.
- KERVÉGAN 2019 – Jean-François KERVÉGAN, « Hegel : une pensée non-métaphysique de l’action », dans J.-F. KERVÉGAN, *Explorations allemandes*, Paris, CNRS Éditions, 2019 : 173-196.
- SCHLEIERMACHER 2021 – Friedrich Daniel Ernst SCHLEIERMACHER, *Herméneutique. Pour une logique du discours individuel*, présentation, traduction et notes par Christian BERNER, Villeneuve-d’Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, « Opuscules φ 38 », 2021.

Jean Bollack – Reflexion über das Judentum, mit Gershom Scholem

CHRISTOPH KÖNIG

Das Judentum Jean Bollacks erweist sich in der Reflexion über das Judentum. Es ist vorzüglich eine Reflexion über die deutsch-jüdische wissenschaftliche Welt. Spreche ich von der Reflexion über das Judentum, dann unterscheide ich sie von anderen Wegen, über das eigene Judentum zu sprechen, die Bollack gerade *nicht* wählt – das religiöse Bekenntnis, die Berufung auf eine jüdische Identität oder eine Zugehörigkeit überhaupt. Insofern Bollack die deutsch-jüdische wissenschaftliche Welt wählt, entfaltet er seine auf das Judentum gerichtete Gedanklichkeit vorzüglich im Judentum anderer. Doch selbst das tut er erst spät, seit den 1960er-Jahren, und erst ganz spät im Leben spricht er anderen gegenüber, ob privat oder öffentlich, auch über *sich selbst* als Jude. Und dann tut er es freilich auf eine bestimmte, methodische Weise. Eine Diskretion prägt sich aus, die an die Scham gebunden ist angesichts der Juden, die härter litten als er.¹ Dass in der Diskretion das Verborgene nicht vergessen wird, ist Bedingung der Diskretion. Nicht vergessen wird das Judentum der Familie, der Freunde und von Figuren der Geschichte – und es wird nicht vergessen dank der *Treue*, die so die Diskretion aufrechterhält und die Verbindung schafft.² Bollacks Treue und Kritik galten Jacob Bernays und Gershom Scholem, ebenso Karl Lehrs, Theodor

* Zuerst vorgetragen an der Universität Fribourg am 11. Dezember 2021, im Rahmen des großen colloque international «Jean Bollack: Lectures d'un lecteur – Kritik des Verstehens» des 2019 ins Leben gerufenen SNF-Projektes «Lectures de Jean Bollack», aus dem auch dieser Band hervorging und das in erster Linie das produktive Verstehen der philologischen Praxis Jean Bollacks zum Ziel hat, innerhalb ihrer verschiedenen Felder und in ihrer Entwicklung. Die Arbeit im Nachlass Bollacks, der sich im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern befindet, spielt dabei eine wesentliche Rolle (cf. dazu auch die Einleitung dieses Bandes). In erweiterter Form vorgetragen in Jerusalem an dem Franz Rosenzweig Minerva Research Center am 14. März 2022, im Rahmen der Seminarreihe «Theological-Political Predicaments: Representations of Religion and Politics in the German-Jewish Context».

1 In seiner Trauerrede für Peter Szondi, der sich am 18. Oktober 1971 das Leben genommen hatte, spricht Bollack im Zeichen des Abstands, den die Scham gibt, und verschärft die Darstellung seiner Trauer, indem er nicht in Begriffen spricht (das Wort «Antisemitismus» fällt nicht), sondern in Gedanken, die die Erfahrung, die Person und die Wissenschaft verbinden (cf. Anm. 3).

2 Die Treue ist eine Grundlage gerade auch in der Korrespondenz mit Gershom Scholem (cf. Anm. 19); so schreibt Bollack, ein Beispiel unter vielen, am 18. März 1962: «und glauben Sie an die treue Verbundenheit».

Gomperz, Rudolf Pfeiffer, Paul Celan und Peter Szondi.³ Und es ist eine Treue auch gegenüber der eigenen eines Teils religiös und anderen Teils zionistisch geprägten Kindheit. Diese Treue hält er aufrecht, bei allen Unterschieden und Unzulänglichkeiten auf Seiten der Juden. Die Treue ist zu unterscheiden von dem intellektuellen Anspruch, der sich in der oft dialektisch zugespitzten Kritik äußert. Die Kritik Bollacks, wo nötig, richtet sich gegen das gedanklich Unzulängliche, hier wie dort.

In Bollacks Kritik artikuliert sich eine Freiheit – seine Individualität angesichts der in der Treue konstituierten Zugehörigkeit. Auch die Treue ist – von Bollack gewählt – ein Akt der Freiheit. Erst in der Zugehörigkeit zur sich selbst zugestandenem Herkunft will Bollack, so mein Gedanke, ein Individuum werden. Ich spreche von Individuum, weil in Bollacks Wissenschaftstheorie philologischer Praxis die Subjektivität im Sinn eines Charakters, der zu den eigenen Ergebnissen steht, eine zentrale Bedeutung gewinnt. Diese Subjektivität orientiert sich an der Wahrheit als Ziel: der *Charakter* ist einem solchen Subjekt nötig, um den Versuchungen und Zwängen der (wissenschaftlichen) Institutionen und der kulturellen Werte (des Forschers) zu widerstehen.⁴ Darauf kann ich hier nicht näher eingehen. Worauf es aber ankommt, ist wiederum die Diskretion, die im Geiste des doppelten *discernere*, des Unterscheidens und Verbergens, sorgfältig auf Räume und deren Grenzen achtet. So unterwirft sich die Treue einem methodischen Regime, das sie selbst fordert.

Eine besondere Wichtigkeit gewinnt für Bollack die Universität. Im Raum der Universität soll eine Objektivität möglich sein, die die Diskriminierung der Juden ausschließt. Diese Norm der Objektivität gilt auch für die *Motive*, die die Objektivität wählen lassen, nämlich die Motive der Treue. Die Treue spricht sich über ihre Art und Weise *nicht* aus, auch nicht über die Wahl der wissenschaftlichen Gegenstände, den Kanon, den sie auch bewirkt. Bollack spricht als Philologe nicht über das Judentum als Kraft, die einen Einfluss auf seine wissenschaftliche Praxis ausübt; es ist ein Verzicht zugunsten der Wissenschaftlichkeit, die auf der Seite der Juden steht und sie schützt. Spräche man direkt darüber, würde man den Raum der Universität, die die Treue ermöglicht und schützt, verletzen. Wenn überhaupt, kommt es auf die methodisch reflektierte Weise an, darüber

3 Es seien die Studien Bollacks zu den einzelnen Personen genannt, auf die ich hier nicht zu sprechen komme. Zu Lehrs und Pfeiffer: BOLLACK 2001: 165–185; zu Gomperz: Jean BOLLACK, «Theodor Gomperz. Les limites d'une emancipation», Vortrag am Institut Autrichien Paris (1984, nicht veröffentlicht; Signatur im Fonds Jean Bollack im SLA: A-8-a-COLLO-84/1); zu Celan: PCjD, und PCPF, darin besonders 167–213; zu Szondi: BOLLACK 2015: 106–108.

4 Der ganze Text von Bollack «Juden in der Klassischen Philologie vor 1933» (BOLLACK 2001: 165–185) weist darauf. Die Reflexion der wissenschaftsgeschichtlichen Methodik findet sich in BOLLACK 1993: 111–120.

zu sprechen. Die Wissenschaftsgeschichte gilt in Bollacks Werk vorzüglich als diese methodische Möglichkeit.

Eine Theorie der Räume prägt Bollacks Studien zur Wissenschaftsgeschichte.⁵ Sie ruht auf der Einsicht, dass er als Philologe mit den Grenzüberschreitungen von Raum zu Raum, namentlich von der Wissenschaft zur Kultur samt deren Werten, oder besser gesagt: privaten wie politischen Vorurteilen zu rechnen – und sich vor ihnen zu schützen habe. Jene Theorie der Räume hätte in jener ethisch-methodischen Diskretion ihre erste Ursache, denn die Treue gegenüber den Menschen, die alle ihre jeweils eigenen Schwierigkeiten als Juden in Deutschland zu meistern suchen, schärft die Einsicht und gibt ihr Gewicht. Die Räume, wie sie auch hier getrennt und verbunden werden, sind methodisch gefasst, es sind die Räume von Universität, Kultur und Dichtung. Nicht überall und jederzeit ist alles sagbar – die Diskretion wird so zu dem Zwang, den die Treue mit sich bringt. Die jüdischen Intellektuellen leiden unter dem Wissenschaftsparadox der Philologien, das die deutschen Gelehrten zynisch nutzen. In seiner Studie über die jüdischen Schüler von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf zeigt Bollack Grenzüberschreitungen und reflektiert sie: Die Deutschen unter den Philologen gestatten sich, was sie den Juden verbieten – eine Grenzüberschreitung im Zeichen von Werten. Umgekehrt konnte – wie Bollack nachweist – das Verbotene, fasst man es als Vernunft, zur Gegenwehr der jüdischen Philologen werden.⁶

Eine Lehre zur Genese und Validität von Resultaten lässt sich ziehen: Methodische Positionen entstehen in einer Lage, die besonders helllichtig macht – und die Entstehung, indem man sie erzählt (wie Bollack spät in seinem Leben), schafft eine Möglichkeit der Geltung. Das möchte ich selbst so für Jean Bollacks Wissenschaft handhaben – und erzählen, wie die Reflexion über sein Judentum entstanden ist.

Dass Bollacks Erzählung der Entstehung seiner Positionen zu ihrer Geltung beitragen soll, berechtigt mich, in einem ersten Abschnitt, Biografisches heranzuziehen. Ich werde in einem zweiten Abschnitt auf Bollacks Gespräche mit Gershom Scholem über jüdische Identität zu sprechen kommen, die Bollack im präzisen Kommentar seiner Herkunft auch für sich sucht. Zu den Gegenständen als Ort und zur Gegenständlichkeit als Form der Reflexion über das Judentum

5 Auf die Räume und ihre Grenzen achtet Bollack etwa auch in BOLLACK 2001: 173: «Der eigentümliche Habitus, die Angst vor dem Vorwurf des Sich-Vordrängens, das Unterdrücken der Überlegenheit, sie gehören zur fundamentalen Anerkennung eines freien und geistig fruchtbaren Raums im kulturellen und kulturell-wissenschaftlichen Bereich.»

6 Cf. BOLLACK 2001: 165–185; cf. Jean BOLLACK, «Vorwärts – mit welcher Wissenschaft?», Vortrag zum 50. Todestag von Wilamowitz-Moellendorf an der Freien Universität Berlin (1984, nicht veröffentlicht, Signatur im Fonds Jean Bollack im SLA: A-8-a-COLLO-81.01/5–6); cf. BOLLACK 1985: 468–512.

komme ich in zwei letzten Abschnitten und ich zeige (an der Reflexion über Jacob Bernays) eine optimistische und (an der Reflexion über Wilamowitz' Schüler) eine tragische Lösung Bollacks.

1. Die Eltern: Orthodoxie und Zionismus

Am 16. Mai 1988 notiert Bollack in sein ‹objektives Tagebuch› (so nenne ich die X, die 2013 postum in *Au jour le jour* (Von Tag zu Tag)⁷ erschienen, und deren Vorläufer die Celan gewidmeten P und die früheren, freieren Y sind):

Unsel (on parle d'antisémitisme, les noms de Scholem, de Szondi ...): «Sind Sie denn auch Jude?» Incroyable. Cela l'a beaucoup surpris. Je suis plus surpris encore. Est-ce sérieux? Il pensait que j'étais français? Ou philologue?

Mayotte Bollack fügt diesem Y, erläuternd, hinzu: «ou bien auch: comme d'autres, comme tout le monde».⁸

Gehörte nach Bollack früher zum Judesein, ein Jude zu sein, und darüber hinaus, es zu verschweigen, so komme heute dazu (ein anderes ‹darüber hinaus›), so zu tun, als wären sie Juden *gewesen* und seien es jetzt nicht mehr. Eine Dialektik, die freilich voraussetze, man wisse, dass einer ein Jude ist; Bollack schrieb (wohl im selben Jahr):

Les juifs, il a y un temps, en plus d'être juifs, devaient faire (croyaient qu'ils devaient ...) comme s'ils ne l'étaient pas. Maintenant, en plus, ils font comme s'ils l'étaient, et plus qu'ils ne le sont (pourvu qu'on le sache).⁹

Indem Siegfried Unsel nicht wisse, dass Bollack ein Jude ist, verkennt er alles an der Situation, gerade auch das dialektisch Widersprüchliche. Davon rührt Bollacks ungläubiges Staunen.

Unsel zählte Bollack offensichtlich nicht zur Aristokratie der in Deutschland als Juden anerkannten Intellektuellen. Die beiden Unsel in den Mund gelegten Annahmen: *Franzose* und *Philologe*, sind freilich präzise die Wege, die Bollack genommen hat angesichts seiner familiären Konstellation. Dass er auf dem Anspruch des Wissens um sein Judentum seitens Unsel besteht (wie vergeblich auch immer), gibt dem Weg eine methodische Dignität. Der biografische Gang, mit den Erfahrungen und Entscheidungen, hat selbst die Kraft, methodisch einen Geltungsanspruch zu erheben. Das Judentum in diesem Gang findet erst spät und in einer anderen Gattung seinen Ausdruck, in Bollacks späten au-

7 AJ.

8 In Privatbesitz.

9 In Privatbesitz.

tobiografischen Essays.¹⁰ Dass dem <Gang> insgesamt diese Rolle zukommt, zeigt sich in dem Titel «Wie ich lesen gelernt habe: ein philologischer Werdegang» des ersten großen Teils von *Sens contre sens*, seiner Theorie philologischer Praxis in der Form des Interviews 2000.¹¹

Bollack lebte in seiner Familie in zwei «Radikalitäten»,¹² einer religiös orthodoxen und einer zionistischen Radikalität. Die Familie des Vaters und auch die Familie der Mutter kamen aus dem Elsass. 1925 übernahm der Vater Joseph Bollack (1888–1971) eine Filiale der Getreidehandlung «Granaria» in Basel, wohin die Familie zog. Zwei Synagogen kamen dort in Betracht; der Sohn begleitete – eine frühe Form der Treue – den Vater, der die orthodoxere, der Agudath Israel (אגדת ישראל) folgende Synagoge vorzog. Bollack kommentierte im Jahr 2008 entsprechend auch die täglichen Gebete:

Il arrive qu'acceptées les différences arrangent les choses mieux que les compromis [...] C'est dans cet esprit que j'ai fait longtemps la prière du matin à côté de mon père, sachant que je le faisais pour lui, évitant l'affrontement. Je restais ainsi dans l'enceinte juive, sans vraiment suivre le rite, tout en m'affranchissant. La dualité à la fin était même interne aux traditions et aux pratiques.¹³

Sprach der Vater den elsässischen Dialekt,¹⁴ so bevorzugte die Mutter Germaine (geborene Kahn) das Französische, sie war frankophil, modern und engagierte sich in der WIZO (Women's International Zionist Organisation); 1938 berichtet sie in einem öffentlichen Tee-Nachmittag in Basel als Kongressdelegierte vom ersten Kongress in Frankreich, regelmäßig reist sie (das erste Mal wohl schon 1938) nach Israel, mit Verbindungen zu Kibbuzim (Nir David) und zur Politik. Sie nimmt 1949 an der Eröffnung des neu benannten, 1934 gegründeten Weizmann-Instituts für Wissenschaften in Rechovot teil (mit Chaim Weizmann als erstem Präsidenten). 1950 schreibt sie ihrem Sohn über den Vater: «à cause de son attitude religieuse: il n'écoute pas ce qu'on lui dit; jamais cela n'a été aussi grave qu'actuellement. Il se croit trompé par ses fils, il n'admet pas une conception personnelle, il envisage une seule vérité, la sienne [...] j'aurais dû lui expliquer la différence de nos conceptions il y a longtemps, je ne pouvais prévoir les difficultés amenées par un fanatisme.»¹⁵ Von dem Mann ihrer Freundin, einer Enkelin des zionistischen Denkers Ahad Ha'am, die auch Mitglied im Exekutiv-

10 BOLLACK 1996: 387–403; BOLLACK 2008: 212–215.

11 ScS und SwS.

12 Bollack am 21. 11. 1993 im Gespräch mit mir.

13 BOLLACK 2008: 215.

14 Cf. das Gespräch «Plus d'une langue» zwischen Sabine Collé und ihrem Vater Jean Bollack vom 1. bis 5. August 2008, in Auszügen mitgeteilt und kommentiert in COLLÉ 2022: 163–171.

15 Die Briefe der Mutter an Jean und Mayotte Bollack befinden sich in Privatbesitz.

komitee der WIZO war, erhält sie beim Abendessen den Rat, Jean möge sich «présenter devant Ben Gourion avec un texte grec qu'il ne connaît pas, ou un livre qu'il ne possède pas, il ne saurait que faire pour te témoigner sa reconnaissance et sa joie. Il ne vit à côté de la politique que pour les textes grecs, l'amour du grec.» Sie schließt den Brief an den Sohn: «Travaille, ... ne perds aucun instant ... accepte mes bons conseils ...».¹⁶

Bollack geht 1945 nach Paris, das *Religiöse* (ein Hauptwort der Kulturkritik für ihn) wird er historisieren, auf die Widersprüche der Gründung Israels später deutlich hinweisen,¹⁷ in der Wissenschaftskritik auf die Rolle der Werte achten. Die Scham, diese Erkenntnisprozesse im Zeichen des eigenen Judentums offenzulegen, ist womöglich der, wie er sagt, falschen Schweizer Sicherheit geschuldet: «Je crois que je n'ai jamais pu traverser cette frontière, ayant survécu sans avoir vraiment échappé à la mort».¹⁸

2. Gershom Scholem: deutsche jüdische Intellektuelle

Die doppelte Verneinung, die sich auf die Herkunft bezieht: die Verneinung des Religiösen und des Zionismus, jeweils kraft der Historisierung, findet ihr genaues Komplement in Bollacks Freundschaft mit Gershom Scholem; ihre Korrespondenz von 1962 bis 1982 (mit knapp 200 Briefen)¹⁹ ist Ausdruck dieser Freundschaft, in der Peter Szondi, Komparatist an der Freien Universität Berlin, geboren 1929 in eine ungarische, jüdische Familie in Budapest, der die beiden einander 1960 vorgestellt hatte, gegenwärtig bleibt, einer Freundschaft also dreier (jüdischer) Philologen. Das Historisieren von Gegenstand (Bollack) und Überlieferung (Bollack und Scholem) als Quelle der Aktualität²⁰ ist die Vernunft, die sie teilen. Freilich findet die mit dem Französischen verbundene Moderne, die in den Dichtungen Georges, dann Mallarmés und zuletzt Celans für Bollack ein Sehepunkt der Freiheit wird, Ausdruck der Nähe auch zur Mutter, in der Freundschaft mit Scholem kein Echo.

Eine wichtige Quelle sind die vor Kurzem erschienenen *Poetica* Scholems.²¹ Scholem schreibt in seiner frühen, 1918 verfassten Besprechung von Rilkes *Malte-Roman*, aus dem Blick einer philosophisch-theologischen Poetik: «Der Stil

16 Cf. Anm. 15.

17 Cf. AJ; das bestätigt auch meine Aufzeichnung eines Gesprächs im Jahr 2006.

18 BOLLACK 2008: 215.

19 Unveröffentlicht, die Korrespondenz findet sich im Nachlass von Gershom Scholem in der National Library of Israel (Jerusalem) – die Briefe von Bollack an Scholem im Original und die Briefe von Scholem an Bollack in Kopie, während die originalen Briefe von Scholem an Bollack nicht auffindbar sind; ich bereite die Veröffentlichung vor.

20 Cf. das Kolloquium von 1992, dazu der Tagungsband: SCHÄFER/SMITH 1995.

21 SCHOLEM 2019a; cf. auch SPARR 1997: 42–56.

dieses Buches kann nur limitativ erfasst werden: er ist grenzenlos. Es ist wie eine große Überschwemmung: alle Dinge bekommen nicht etwa Sprache – dies wäre Offenbarung –, sondern sie werden mit Sprache überschwemmt: sie werden schön im Sinne des [doppeldeutigen] Gespenstischen.»²² Die Literatur zählt für Scholem zur Überlieferung (siehe oben meine vergleichende Bemerkung zur Historisierung von Gegenstand und Überlieferung), wie die Kabbala, und sie steht für ihn vor allem in sprachgeschichtlicher Funktion – die ästhetische Erfahrung, in der sich der Gegenstand (die ‹Dinge›) poetisch-sprachlich konstituiert, spielt hier keine Rolle. So kann sich etwa in Scholems Blick auf Philip Roths Roman *Portnoy's Complaint* die eigene Schamhaftigkeit und womöglich die Sorge um die scheinbar unvermittelte Darstellung eines Klischees durchsetzen.²³ Zu vergleichen sind womöglich die Blicke auf die Werke (Bollack) und auf die Tora (Scholem),²⁴ wobei Bollack anders beansprucht, in der Historisierung, die die Fremdheit erhält, den Sinn zu fassen: Jedes Werk schaffe sich als Kommentar zu seinen historischen Voraussetzungen.²⁵

Im Jahr 1980 erscheinen in Pierre Bourdieus noch junger Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* Ergebnisse der Gespräche, die Bollack und Scholem in den Jahren 1978/1979 auf Deutsch geführt haben; sie waren mit Tonband aufgenommen worden.²⁶ Im veröffentlichten Dossier wird die Ge-

22 SCHOLEM 2019a: 536.

23 Cf. SCHOLEM 2019b: 608–614.

24 Zum Blick Scholems cf. WEIDNER 2003.

25 Cf. SCHOLEM 1970: 264–271.

26 SCHOLEM/BOLLACK/BOURDIEU 1980: 3–19. Im Fonds Jean Bollack, der im Schweizer Literaturarchiv Bern aufbewahrt wird, finden sich unter der Signatur A-7-a-1/1 (zum Zeitpunkt der Konsultation 2022: boîtes 302, 303 und 304) zahlreiche Mappen mit den Unterlagen für die Publikation. Folgender Arbeitsprozess lässt sich rekonstruieren: Die Gespräche mit Scholem wurden vor allem mit Jean Bollack in den Jahren 1978 und 1979 in Paris, Berlin und Frankfurt am Main auf Deutsch geführt und aufgenommen. Eine erste Abschrift hat sich erhalten, versehen mit französischen Kommentaren des Abschreibers; aus der Abschrift wurde eine Auswahl getroffen und diese dann (wie aus den zwei Schreibmaschinentypen ersichtlich ist) von mehreren Übersetzern ins Französische gebracht. Jean und Mayotte Bollack haben nicht nur jene erste Auswahl getroffen, sondern auch die Übersetzung durchgesehen, genauer im Doppelsinn des Wortes *redigiert / rédigé* – es kommt beiden eine maßgebliche Mitautorschaft zu. Sie tilgen nun die Fragestruktur, überarbeiten das Mündliche gründlich, schreiben ganze Passagen zusammenfassend und pointierend neu; das so Entstandene wird thematisch gegliedert (A bis G) und neu abgeschrieben. Daraus treffen sie eine Auswahl, legen eine neue, revidierte Gliederung (in zehn Abschnitten) fest; die ausgewählten Textabschnitte werden zu einem Typoskript zusammengefasst und mit einer Einleitung und einer Zusammenfassung der in den Interviews gestellten Fragen versehen. Diese Version wird noch einmal deutlich handschriftlich überarbeitet (Mayotte Bollack prüft vor allem das Französische) und stellt die letzte im Archiv vorhandene Fassung vor dem Druck dar; sie hat Scholem nochmals gesehen (wobei kein Dokument im Nachlass Scholems in der National Library of Israel überliefert ist). Hinsichtlich der Autor-

sprächsstruktur aufgegeben, doch auch das Thema, das der Titel «L'identité juive» ankündigt, nur in quasi objektiver Weise eingelöst, als Geschichte des Judentums allgemein. Scholem gibt allein seine Position als Historiker der Geschichte des qua Religion verstandenen Judentums, auch jene Fragen Bollacks, die persönlicher sind, verschwinden ganz in der Redaktion von Bollack. Persönlich sind sie in dem Sinn, als sie die Stellung eines atheistischen jüdischen Intellektuellen, der mit Deutschland zu tun hat, betreffen. Es geht um alles, nämlich um Scholems Argument, dass die Juden, die Deutsche werden wollten oder es zu sein glaubten, sich irrten, weil die Juden niemals akzeptiert worden waren.²⁷ Innerhalb des Judentums gab es die Möglichkeit, außerhalb der Befolgung der Gebote Jude zu sein. Diese Freiheit nimmt Scholem für sich in Anspruch, wenn er im ererbten Jüdischen die Wandelbarkeit, ein utopisches Potenzial erblickt; Scholem sagt zu Bollack (und ich zitiere im Folgenden aus der ersten, noch unbearbeiteten Gesprächstranskription): «Die Identität eines solchen Juden besteht darin, dass er das Jüdische, das er erbt hat, als wandlungsfähiges, undefinierbar, weil noch utopische Inhalte enthaltendes empfindet, es daher nicht in der üblichen Weise erklärt, definieren könne, in Sätzen.» Das seien «Juden, die entweder in Israel leben wollen, oder sich mit Israel verbunden fühlen». Das gilt ihm als die eine von zwei möglichen Arten der Emanzipation, die andere wählen jene Juden, die ihr Judentum in die nicht-jüdische Gesellschaft auflösen.

Bollack insistiert in dem Gespräch. Die später ausdrücklich formulierte Gedankenfigur zeigt, dass die große Geschichte der Juden in Deutschland eine Geschichte der ungewollten, produktiven Teilhabe ist. Ungewollt waren sie – und Bollack versetzt sich, später, im Jahr 2003, in Celans Perspektive – als Deutsche, deutscher als die Deutschen, und zugleich wurden sie in Deutschland mehr zu Juden als anderswo, kraft ihrer Intellektualität: «C'est en Allemagne qu'ils étaient vraiment devenus juifs, peut-être plus juifs que jamais dans l'histoire, si l'on mesure l'étendue de leur apport intellectuel, fût-il méconnu et combattu. C'est comme si l'histoire d'une Allemagne plus libre et plus vraie s'était largement jouée avec eux, dans une cohabitation difficile et exceptionnelle.»²⁸ Insofern die Juden diese Befreiung und eine wahrere Existenzform für die Deutschen bereithalten, seien sie deutscher, ja eigentlich *deutsch*. Es geht um die Schärfung des Aufgeklärten in dem den Juden aufgezwungenen Konflikt.²⁹ «Gibt es dazwischen [zwischen den Juden, die ihr Judentum auflösen, und solchen, die es aufrechterhalten, also

schaft gibt es für die eingerückten und die nicht eingerückten Passagen im Druck keinen Unterschied.

27 Cf. in dem Zusammenhang auch die kontroverse Debatte mit Manfred Schlösser um die Frage des deutsch-jüdischen Gesprächs in SCHOLEM 1977: 7–19.

28 BOLLACK 2003: 190.

29 Es wäre schon bei Bollack eine Aufklärung frei von der Erwartung – das meine ich mit «Schärfung».

innerhalb Scholems Dualität]», fragt Bollack und verweist auf die geistigen Berufe, die Juden gewählt haben, «nicht etwas anderes noch?» Scholem antwortet, zurückhaltender als sonst: «Ich würde sagen, dass ich ein bisschen zweifelhaft bin.» Ein Dialog über Georg Simmel entspinnt sich:

Sch: [...] Simmel empfand sich nicht als Jude. Aber jeder Mensch empfand ihn als Jude. [das ist die Ausweglosigkeit]

B: Sogar George.

Sch: Verstehen Sie? Warum eigentlich sogar George? Warum eigentlich? Weil sie ihn empfanden als Urbild eines Talmudisten –

B: Also eines Intellektuellen [über Jacob Bernays wird Bollack schreiben: «Die durch die talmudischen Übungen mit dem Vater geschärfte Strenge seines Denkens, die er jetzt auf die klassischen Texte anwandte, war das Wesen selbst des Judentums, rational und philologisch in eins.»³⁰]

Sch: – jemand, der die Dinge hin und her wendet, bis sie –

[...]

B: Sie würden sagen, also irgend eine professionelle Art ein Intellektueller zu sein [die Wissenschaft kommt nun hinein]

[...]

B: Das gab es also, gibt es trotzdem zwischen Auflösung als einem Extrem und dem Bekenntnis zum Judentum, zur jüdischen Tradition und der Gemeinschaft, als anderes Extrem, gab es nun von den Leuten in widersprüchlicher Weise und sehr verschieden, nicht wahr, erlebt, gab es doch eine Weise, Jude zu sein, nicht wahr.

Sch: Ja, eine Weise, die aber den Betreffenden nicht jüdisch vorkam und vielleicht auch –, die sich entwickelte, die verschwand dann im allgemeinen. [...] [Und dann zur großen Rolle von Juden in der Soziologie]: Das ist eine Tatsache. Ob das Zufälle sind oder nicht, ist eine Sache, die man nur mit Hypothesen beantworten kann, ich weiss es nicht, wenn Sie mich fragen, ich weiss es nicht, wenn Sie mich fragen. Sie wissen es auch nicht.

Das ist gegen die von Bourdieu geprägte (verfeinerte) marxistische Gesellschaftstheorie gesagt, die auch Bollacks Wissenschaftsgeschichte³¹ bestimmte, die nicht über die Radikalitäten hinausführe, von denen er viel später mit mir spricht; ich erweitere nun das schon angedeutete Zitat aus meinen Gesprächsprotokollen aus dem Jahr 1993: «Es gibt verschiedene Radikalitäten (zionistische, religiös-orthodoxe, kulturelle Solidarität). Celan bekämpfte marxistische und christliche Versuche, darüber hinauszugehen, als Verrat an dem, was geschehen ist.» Bollack schließt sich dieser Polemik an und wird Scholems Auffassung teilen, dass in der *Geistigkeit* (er würde korrigieren: der poetischen Geistig-

³⁰ BOLLACK 2009: 102.

³¹ Cf. SwS, dort vor allem das dritte Kapitel «Wogegen ich gekämpft habe: der Streit um den Sinn» (135–182).

keit) und nicht im Materialismus die freie Spontaneität denkbar sei. Dafür stünden die jüdischen deutschen Intellektuellen.

3. Jacob Bernays: der überholte Aristokrat

Zwei exemplarische wissenschaftshistorische Studien Bollacks entstehen in zeitlichem Abstand, sie gelten einmal Jacob Bernays³² und dann den jüdischen Schülern von Wilamowitz-Moellendorff.³³ Sie sind in Zeit und Bestimmungsort ihrer Entstehung exemplarisch, insofern (a) die selbstbewusste Option der Akkulturation *früher* und (b) die *spätere* Zwangslage der jüdischen Philologen in Deutschland, wo sich die Wissenschaftsgeschichte noch gegen den Gegenstand wehrt, im produktiven Agon präsentiert werden. Und sie vermögen Scholem und im Abstand zur *eigenen* Herkunft den Seinen die Traditionen des eigenen produktiven, von Bollack gesuchten dritten Wegs vor Augen zu führen.

Bollack zeigt für Bernays die Möglichkeiten der Juden auf, nicht zu konvertieren und sowohl in der eigenen Kultur zu glänzen als auch in der deutschen Kultur Anerkennung zu erlangen. Sie konnten sich, sagt Bollack, ein Doppelleben auferlegen.³⁴ Die eigene Tradition sollte sich durch ihre rationalistische, emanzipatorische Kraft als der eigentliche Kern der deutschen erweisen. Eine «Aufklärungskulturgeschichte»³⁵ schwebte ihnen vor, in der die Kultur sich im Laufe der Geschichte zusehends ihrer eigenen Vernunft stellte. Die Werte der Bibel und die der talmudischen Tradition konnten in die philosophische oder theologische, vom deutschen Idealismus geprägte Sprache der Zeit übersetzt werden. «Die Nicht-Assimilation verlangte nach dieser [paradoxen] Form der Einbeziehung.»³⁶ Sie besaß ihre Logik in der Überzeugung, den Gott des Alten Testaments als Prinzip der Gerechtigkeit und der Vernunft zu betrachten. Isaac Bernays, der Hamburger Rabbiner, der 1812 aufgrund der von den französischen Besitzern eingeführten Gleichstellungsgesetze in München das Studium aufnehmen konnte, strebte in diesem Sinn nach einem kulturalisierten Talmud und einer judaisierten Kultur. Seinen Sohn Jacob Bernays (1824–1881) unterwies er in

32 Erstmals vorgetragen 1981 in Tel Aviv, 1998 als Buch auf Französisch erweitert: JB; 2009 auf Deutsch erschienen: PhJB.

33 1999 im Deutschen Literaturarchiv Marbach vorgetragen. Vorarbeit zu BOLLACK 2001.

34 PhJB: 101: «Das Legitimationsbedürfnis, welches der Wille, die Gemeinde in den allgemeinen Bereich der Gesellschaft zu integrieren, mit sich brachte, verwandelte dieses Studium [des Talmud] in eine kulturelle Aktivität, quasi in Konkurrenz zu anderen. Es war der Preis für die Aufgeschlossenheit. So war die beste Weise, die Überlegenheit der einen Kultur zu beweisen, auch in der anderen zu glänzen, in einem kulturalisierten Talmud und einer judaisierten Kultur, im Innern und draußen.»

35 KÖNIG 2013: 113.

36 PhJB: 101.

rabbinischen Lehren, ließ Lehrer aus der Stadt kommen und schickte ihn dann auf das Johanneum, das bedeutendste Gymnasium der Stadt. Jacob war der älteste und eigentliche Sohn. Bollack schreibt in seiner Studie: «Diese vollkommene Akkulturation in Form einer jüdischen und klassischen Hochkultur zur Evidenz zu bringen, darauf hat der Vater seinen erstgeborenen Sohn vorbereitet [...]».³⁷

Wesentlich ist Bollacks Stil, der in der objektiven Darstellung die Solidarität ausdrückt. Bollacks Studie ist subjektiv im Sinn der Stellungnahme eines Subjekts, das seine Gegenstände radikal zu historisieren sucht, um deren eigene Stimme freizulegen – an die sich dann anschließen lässt. In insistierender Lektüre unterzieht er das Stimmengewirr der Interpretationsgeschichte, darunter die Werke Bernays', der Kritik, um zu den Werken selbst vorzudringen. Zugunsten der Stimme der Dichter schreibt Bollack der Wissenschaftsgeschichte ein Potenzial zu,³⁸ auf das auch Bernays auf seine Weise vertraute. Bernays erweist sich als der eigentliche Begründer der Wissenschaftsgeschichte. Bollacks Stil ist der Stimmensuche auf ungewöhnliche Weise gewachsen. Ich spreche von einem Stil der *erkannten Rede*, in dem die Erkenntnis des Betrachters in jene des Betrachteten eingelassen ist (analog zum narrativen Mittel der *erlebten Rede*), ohne dass die Unterschiede verloren gehen. Man kann die beiden Stimmen, die von Bernays und die von Bollack, klar unterscheiden, auch wenn sie zugleich sprechen. Sie gehören unterschiedlichen Zeiten an, und die Solidarität für den Einzelnen, der herauszutreten wagt und den Gegenstand beherrscht, eint sie.

Ich gebe ein Beispiel. Bernays erörtert 1879, am Ende seines Lebens, in der Schrift *Lucian und die Kyniker*³⁹ die Abhandlung des Satirikers *Ueber das Lebende des Peregrinus*: Der Kyniker Peregrinus hatte sich öffentlich selbst getötet und Lukian, der urbane Schriftsteller, der im Auftrag der römischen Macht spricht, den Suizid verurteilt. Bernays interpretiert den Akt anders als Lukian: Hier habe ein Einzelner «gegen die Leiden, Torheiten und Sünden einer in entseelten Formen erstarrten, dem Untergang geweihten Zivilisation»⁴⁰ protestiert. Peregrinus' Suizid gilt ihm als «Versuch, aus dem allgemeinen Schiffbruch die Freiheit des Individuums zu retten».⁴¹ Den Philosophen, den Intellektuellen und letztlich den Juden erkennt er – in dem polemischen Pamphlet gegen Lukian – auf der Seite des freien Kynikers. Jean Bollack resümiert den politischen Sinn: «Bernays hat die Trikolore der deutschen Revolutionäre (die Trikolore seiner Jugend) im Lager Bismarcks und Treitschkes aufgestellt. Er unterbreitete den Deutschen das jüdische Ideal eines ›Philosophenvolkes›. [...] Die Deutschen

37 PhJB: 101.

38 Cf. BOLLACK 1993: 111–120.

39 BERNAYS 1879.

40 BERNAYS 1879: 25.

41 BERNAYS 1879: 25.

hatten mit dem nationalen Zusammenschluß aufgehört, Juden zu sein.»⁴² Oder anders: mit einer universalen Kultur verwachsen zu sein. Hier, im Indikativ erkannter Rede («Die Deutschen hatten ...»), spricht Bollack mit Bernays.

Worin besteht das Selbstbewusstsein von Jacob Bernays? Da Bernays darauf verzichtete, zum Christentum zu konvertieren, blieb ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor versagt. Lange lehrte er in Breslau. Wie der liberale Theodor Mommsen war er dort im Exil. Er brachte im «Jüdisch-theologischen Seminar» den angehenden Rabbinern den Humanismus bei. Zuletzt sorgte Hermann Usener, der später Bernays' *Abhandlungen* (1885) edierte,⁴³ für den Umschlag: Bernays wurde zum außerordentlichen Professor und zum Hauptbibliothekar an der Bonner Universitätsbibliothek berufen.

Bernays' Selbstbewusstsein war jüdisch, denn Bernays stellte sein Judentum aus, war doch die Universität für ihn der Ort der Vernunft, und diese Vernunft jüdisch. Als Fremder war er in dieser Institution zu Hause. Von Bernays' Stolz spricht Wilamowitz in einem Brief an den Wiener jüdischen Gräzisten Theodor Gomperz. Er gibt im Jahr 1881, als Nekrolog, ein geistiges Porträt und lobt ihn, um die Divergenz mitzubetonen. Wilamowitz, die Koryphäe, war bereit, ihn zu den Seinen, den Großen im Fach zu zählen, trotz allem: «Bernays persönliche eitelkeit (die ja seit Antisthenes zu dem Kynikertribonion [Philosophenmantel] gehört) scheint aber nur oberflächlichem blicke kleinheit; sie ist es nur in einzelheiten: im grunde ist sie der ausfluß des zuges, in dem seine eigenart und seine große wurzelt, seinem racenstolze. er war der adelsstolzeste mensch, vielleicht im ganzen jahrhundert, der ächtblütige sohn des auserwählten volkes.»⁴⁴ Indem Bernays, wie Wilamowitz hier betont, von der jüdischen Tradition sprach, befreite er sich schon; von der Emanzipation gab er nichts auf. Wilamowitz setzte zu Recht fort: «von den dogmen seiner religion war er so frei wie spinoza, aber er übte selbst die äußerlichste satzung so peinlich wie etwa ein Neupythagoreer <um die continuität der cultur nicht zu unterbrechen>. Davon sprach er unter 4 augen merkwürdig frei. [...] Bernays brauchte keinen tempel aufzubauen; für ihn war er nimmer zerstört».⁴⁵ Die Achtung, die hier zum Ausdruck kommt, vergisst die Gegnerschaft nicht. Bollack charakterisiert Wilamowitz als preußischen Junker auf dem philologischen Lehrstuhl, dessen Macht damit begründet war; ihm stand alles offen; Bollack schreibt: «Mit der Bezeichnung Jude benennt er klar verständlich die Aristokratie einer Kultur, mit der er nichts zu schaffen hat.»⁴⁶ Bollack seinerseits fand früh in Stefan Georges Werken eine Form solcher Aristokratie.

42 PhJB: 116.

43 USENER 1885.

44 WILAMOWITZ-MOELLENDORFF 1983: 159.

45 WILAMOWITZ-MOELLENDORFF 1983: 159 f.

46 PhJB: 96.

Methodisch steht für Bollack in seiner Theorie philologischer Praxis die Frage auf dem Spiel, welche Rolle Wertvorstellungen in dieser Praxis spielen. So sind die Verhältnisse, die Bollack in seinem großen, auf Augenhöhe geführten Gespräch mit Bernays und Wilamowitz bewusst zutage treten lässt, methodisch äußerst kompliziert, denn der Pragmatismus des konservativen Wilamowitz erlaubt diesem unter Umständen mehr zu erkennen, als es der Philologe unter den Aufklärern, der Voltairianer, vermag, der stets prüft, was würdig sei, «Kultur» genannt zu werden.

In welchem Verhältnis steht die *unterscheidende Methode*, die Bernays früh entwickelt hat, zur kritischen Hermeneutik Jean Bollacks? Bernays setzte eine immense Belesenheit der Bibel, der Antike und der Moderne sowie eine seltene Sprachenbeherrschung voraus. Er trachtete danach, in den überlieferten Werken, in denen von verlorenen Werken die Rede ist, Verlorenes zu rekonstruieren, indem er es von der Transformation in der Überlieferung reinigte. Fragen wie: Hat Empedokles diesen Satz geschrieben? zählte man zu dieser *höheren Kritik*, die Friedrich Schlegel in seiner Philosophie der Philologie reflektierte.⁴⁷ Die heraklitischen Studien (1848, 1869)⁴⁸ sind voller Beispiele dafür; auch die Neuinterpretation der Katharsis-Stelle des Aristoteles (die ihn berühmt machte) gehört hierher. Wenn auch die Hypothesen sich oft nicht bewahrheitet haben, so bleiben sie doch für die Methode des Lesens virulent. Der Vorzug textbasierter Überlieferungskritik hat zur Kehrseite, die Stimmen, die er in der Überlieferung hört, nicht selbst wieder als Stellungnahmen zu früherem Textmaterial, als Kommentare, zu lesen und also zu *verstehen*. Bernays verstand sich auf die Lektüre von Lektüren. Weniger sah er, dass auch schon die Ausgangswerke Lektüren waren. Solche philologische Lektüre wäre *livresque* in dritter Stufe, doch sie war damals kaum denkbar. Erst recht nicht, wenn man sich wie Bernays nicht der Poesie oder den Tragikern zuwandte, sondern der Prosa. Sie war dem Historiker näher. Das hatte Folgen für die Art der Vernunft, die Bernays in der Überlieferung verfolgte. Der Kommentar, als der sich das Werk konstituiert, ist hingegen eine *gedankliche* Bewegung, in der die Vernunft praktisch und konkret wirkt; wer diese Bewegung studiert, verzichtet darauf, einen überzeitlichen Gehalt zu identifizieren, auch nicht in den Klassikern. Überzeitlich ist das Verfahren, und diese Überzeitlichkeit zeigt sich nur in der Historisierung, insofern sie die jeweilige Äußerung als Engführung und Kontrolle, als Modifikation einer Situation rekonstruiert. Hier würde sich ein Zugang zur poetischen Sprache eröffnen. Ob er gewählt wird oder nicht, macht den Hauptunterschied zwischen Bernays und Bollack aus, und womöglich auch den – wie schon gesagt – zwischen Bollack und Scholem.

47 Cf. das Kapitel 3: «Grenzen der Cyklisation. Friedrich Schlegels Notate *Zur Philologie* als Form des Romans *Lucinde*», in KÖNIG 2014: 36–55.

48 BERNAYS 1848; BERNAYS 1869.

4. Wilamowitz' jüdische Schüler: Optionen innerhalb der Universität

Bollack resümiert, dass eine Philologie im Sinn der Emanzipation der Juden trotz allem zweifach überholt war; zunächst lag der Streit um die Trennung von Wissenschaft und Religion zur Zeit Bernays' schon zurück und war zugunsten der Trennung entschieden. Die Bekehrung wäre eine Befreiung zu einem *neueren* Glauben der Universalität.⁴⁹ Und dann war der Ausschluss der Juden aus der Institution Wissenschaft ein Fehler der Institution selbst, sie musste nicht durch Bernays erst jüdisch werden, um ihn aufzunehmen.⁵⁰ Die Schwierigkeit lag, wie Bollack in seinem späteren Marbacher Vortrag zeigt, woanders: Wenn das Vorurteil in den Köpfen der Professoren weiterhin existiert – das ist dieser *Fehler der Institution*, dann werden die Juden methodische Optionen wählen, die innerhalb der Institution systematisch ausgebildet werden. Sie müssen zu den geringer geschätzten greifen. Das führt – in den Philologien zumindest – dazu, dass nicht von der Peripherie der Fortschritt kommt,⁵¹ sondern aus der selbstbewussten Reflexion der Werte. Das aber stand den jüdischen Philologen in der Regel nicht zu. Um 1900 war die Philologie mehrfach herausgefordert: von der Kunst (etwa in Gestalt der Hofmannsthal'schen Artistenphilologie) und von der Philosophie (in der Epoche der Geistesgeschichte); es ging darum, die immense, historistisch gesammelte Materialfülle zu organisieren, naturgemäß unter Beibehalten der philologischen Solidität. Die Organisation des Materials vollzog sich als dessen Aktualisierung – und war Juden nicht zugänglich. Bollack schreibt über die jüdischen Schüler von Wilamowitz:

Die Schwierigkeit beginnt dort, wo man diese auserwählten Philologen als Gruppe zu charakterisieren und die Zeit, in der sie sich durchsetzten, in ihrer Eigentümlichkeit als eine Einheit zu erfassen versucht. Sie zeichnen sich aus durch die Qualität ihrer Arbeit und den intellektuellen Anspruch im Rahmen des Vorhandenen; das ist schon viel. Sie waren weniger forsch und ungestüm, insgesamt bedachter, wissenschaftlicher und kompromissloser in ihrem Habitus. Zwangswissenschaftler, man könnte auch sagen: Zwangsjuden.⁵²

Bollack führt die Lebenswerke auf: Rudolf Pfeiffers *Kallimachos*, Kurt Lattes *Lexikon des Hesychius*, Eduard Fraenkels Kommentar des *Agamemnon*, und fährt fort:

Wilamowitz verfügte über eine andere interne Stoßtruppe, die etwa durch die Namen Karl Reinhardt (1868–1958), Werner Jaeger (1888–1961), Wolfgang Schadewaldt

49 Cf. BOLLACK 2001: 171.

50 Cf. PhJB: 105.

51 Cf. die allgemeine wissenschaftstheoretische These in VOLKOV 1987: 315–342.

52 BOLLACK 2001: 181.

(1900–1974) gut repräsentiert wird. [Sie traten auf, «als wären sie Künstler»,] [s]ie gehörten in noch anderer Weise dazu, sie waren ein anderer Teil seiner selbst, ausgeschiedt, wie er es selbst in seinen Reden getan hatte, die alten Sachen in anderer, der heutigen Zeit zu *vergegenwärtigen*, den Mythos und die heroische Vergangenheit, das Deutschtum und das Griechentum. Alles Dinge, wovon die anderen, die Esoteriker, nicht sprachen, wenigstens nicht prinzipiell: Die Grenzlinie ist gut markiert; die Juden wussten doch oft, was zu sagen ihnen nicht zustand, wenn sich auch bei ihnen nicht immer klar das Hier der Wissenschaft vom Drüben der prophetischen Verkündung unterscheidet; waren doch die Anschauungen, von denen sie sich leiten ließen, selbst schon von Ideologie durchdrungen.⁵³

Es ist die Philologenideologie, dass man sich scheinbar wertfrei in reiner Emphase der Arbeit widmen könne.

Jean Bollacks große Philologie beruht genau auf der reflexiven Durchdringung der Werte, die den sorgsam umhegten Wissenschaftsraum von innen her einschränken. Die *Zuversicht* auf diesen Raum ist der deutschen Universität abhandengekommen. Man kann sagen: zu Recht, und: Man hätte ihn anders verteidigen müssen, zugunsten der Zuversicht. So bleibt für Bollack die Universität weiterhin die Bedingung dafür, innerhalb der Universität Räume zu schaffen, in denen die Universität (in diesem Sinn gegen sich selbst, gegen den anhaltenden Missbrauch) verteidigt wird. Das Telos dieser zentralen Bollack'schen Gedankenfigur ist die erfolgreiche Solidarität mit den gültigen Gegenständen, die Treue zu ihnen, den großen Werken der Literatur. Die Reflexion des Judentums schärfte die Praxis, man kannte so die Vorurteile der deutschen, christlichen, antisemitischen Institution am genauesten. Und: Kennt und versteht man die Entstehung der Einsichten, lassen sie sich, von heute aus, besser begründen.

Bibliografie

- BERNAYS 1848 – Jacob BERNAYS, *Heracleiteia. Particula I (diss. inaug.)*, Bonn, 1848.
- BERNAYS 1869 – Jacob BERNAYS, *Die Heraklitischen Briefe. Ein Beitrag zur philosophischen und religionsgeschichtlichen Litteratur*, Berlin, Hertz, 1869.
- BERNAYS 1879 – Jacob BERNAYS, *Lucian und die Kyniker*, Berlin, Hertz, 1879.
- BOLLACK 1985 – Jean BOLLACK, «M. de W.-M. (en France). Sur les limites de l'implantation d'une science», in W. M. CALDER III/H. FLASHAR/T. LINDKEN (Hgg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt, WBG, 1985: 468–512.
- BOLLACK 1993 – Jean BOLLACK, «Die kritische Potenz der Wissenschaftsgeschichte», in C. KÖNIG/E. LÄMMERT (Hgg.), *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, Frankfurt am Main, S. Fischer, 1993: 111–120.
- BOLLACK 1996 – Jean BOLLACK, «Durchgänge», in W. BARNER/C. KÖNIG (Hgg.), *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, Frankfurt am Main, S. Fischer, 1996: 387–403.

53 BOLLACK 2001: 181 f.

- BOLLACK 2001 – Jean BOLLACK, «Juden in der Klassischen Philologie vor 1933», in W. BARNER/C. KÖNIG (Hgg.), *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland, 1871–1933*, Göttingen, Wallstein, 2001: 165–185.
- BOLLACK 2003 – Jean BOLLACK, «Juifs allemands: Celan, Scholem, Susman», in J.-C. ATTIAS/P. GISEL (Hgg.), *De la Bible à la littérature*, Genf, Labor et Fides, 2003: 187–220.
- BOLLACK 2008 – Jean BOLLACK, «Dans une famille juive en Alsace. Un témoignage de Jean Bollack», *Revue des Sciences Sociales* 40 (2008): 212–215.
- BOLLACK 2015 – Jean BOLLACK, «Rede zur Trauerfeier für Peter Szondi am 16. November 1971 im Krematorium Berlin-Wilmersdorf (mitgeteilt von Christoph König)», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologen* 47/48 (2015): 106–108.
- COLLÉ 2022 – Sabine COLLÉ, «Plus d'une langue», *Geschichte der Philologen* 61/62 (2022): 163–171.
- KÖNIG 2013 – Christoph KÖNIG, «Wissenschaft, Bildung und Judentum im Werk von Ludwig Geiger», in C. DAWIDOWSKI (Hg.), *Bildung durch Dichtung – literarische Bildung. Bildungsdiskurse literaturvermittelnder Institutionen um 1900 und um 2000*, Frankfurt am Main, Peter Lang, 2013: 101–118.
- KÖNIG 2014 – Christoph KÖNIG, *Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi*, Berlin, de Gruyter, 2014.
- SCHÄFER/SMITH 1995 – Peter SCHÄFER/Gary SMITH (Hgg.), *Gershom Scholem. Zwischen den Disziplinen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1995.
- SCHOLEM 1970 – Gershom SCHOLEM, «Zehn unhistorische Sätze über Kabbala», in G. SCHOLEM, *Judaica III. Studien zur jüdischen Mystik*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1970: 264–271.
- SCHOLEM 1977 – Gershom SCHOLEM, *Judaica II*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1977.
- SCHOLEM 1980 – Gershom SCHOLEM/Jean BOLLACK/Pierre BOURDIEU, «L'identité juive», *Actes de la recherche en sciences sociales* 35 (1980): 3–19.
- SCHOLEM 2019a – Gershom SCHOLEM, *Poetica. Schriften zur Literatur, Übersetzungen, Gedichte*, hg. von H. KOPP-OBERSTEBRINK/H. MARKUS/M. TREML/S. WEIGEL, Berlin, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2019.
- SCHOLEM 2019b – Gershom SCHOLEM, «Zu Philip Roths Roman Portnoys Beschwerden» (1969), in SCHOLEM 2019a: 608–614.
- SPARR 1997 – Thomas SPARR, «Gershom Scholem und die moderne Literatur», *The Germanic review. Literature, Culture, Theory* 71 (1997): 42–56.
- USENER 1885 – Hermann USENER (Hg.), *Gesammelte Abhandlungen von Jacob Bernays*, 2 Bde., Berlin, Hertz, 1885.
- VOLKOV 1987 – Shulamit VOLKOV, «Soziale Ursachen des Erfolgs in der Wissenschaft. Juden im Kaiserreich», *Historische Zeitschrift* 245 (1987): 315–342.
- WEIDNER 2003 – Daniel WEIDNER, *Gershom Scholem. Politisches, esoterisches und historiographisches Schreiben*, München, Fink, 2003.
- WILAMOWITZ-MOELLENDORFF 1983 – Ulrich VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, *Selected Correspondence 1869–1931*, hg. von W. M. CALDER III, Neapel, Jovene editore, 1983.

Jean Bollack et l'amitié

La recherche de la bonne distance

DENIS THOUARD

La puissance de renouvellement que possède l'amitié triomphe à la fois de la longueur du temps et de son effritement.
« Les maximes de l'amitié » (PP : 574)

Dans une certaine tradition herméneutique, l'affect est la condition de la compréhension. C'est le cas dans la mouvance piétiste, ainsi que pour Schleiermacher, qui évoque le « microscope de l'amitié ». Ce n'est pas du tout le cas pour Jean Bollack, qui vise à une objectivation, garante de la rationalité de l'interprétation. Pourtant, à côté de son activité principale relative à la Grèce ancienne, où le risque de succomber à l'illusion de l'empathie était faible, il choisit de s'intéresser à des œuvres qu'il avait côtoyées, d'auteurs dont il avait été ami, d'écrits de la genèse desquels il avait été témoin. Comment comprendre dès lors la relation entre l'exigence de mise à distance et « d'objectivation » et l'indiscutable lien intime qui le reliait à certains de ses objets ? Comment faire place à la dimension de la *philia* qui se signale si nettement dans les désignations même de la « philologie » comme de la « philosophie » ? Quelle devrait être la part de l'affect dans l'entreprise intellectuelle ?

C'est en gardant ces questions à l'esprit que je voudrais revenir sur le triangle Bollack–Szondi–Celan autrement que je ne l'avais fait quand je l'ai abordé une première fois sous le signe de l'herméneutique critique en 2012¹. Ce triangle est composé de trois contemporains, de trois amis, tous trois nés dans les années 1920, partageant la judéité et une origine à l'Est. Ils pouvaient avoir en commun une solidarité forgée par l'amitié et des luttes, liée à des destinées particulières. Pourtant ils n'étaient pas en tout point des contemporains. Entre le philologue, le critique (le comparatiste si l'on veut) et le poète, plusieurs asymétries sont à remarquer.

Sur le plan intellectuel et public, la seule rencontre synchrone a été celle qui réunit Szondi et Celan. Szondi travaillait sur la tradition lyrique moderne et était en mesure, un des tous premiers, d'apprécier la poétique de Celan². L'interven-

1 THOUARD 2012a.

2 « Dès 1961, Szondi avait abordé à Berlin les poèmes *Sprachgitter* et *Strette* dans un séminaire sur la poésie moderne », rapporte J. BOLLACK, « Préface » à Peter Szondi, CS.

tion allait cependant au-delà d'un rapport scientifique : il y allait d'une obligation de mémoire. En 1972, Jean Bollack en rapportait ainsi les circonstances :

Il [Szondi] accomplissait une promesse fait au poète lui-même lors de leur dernière rencontre, le 17 mars 1970. Paul Celan avait suggéré à Jacques Derrida de lui demander une contribution à la revue *Critique* qui avait l'intention de publier un essai sur son œuvre. Peter Szondi racontait que Celan avait été si triste le jour de cette conversation où le poète évoqua lui-même la chose, qu'il regardait après cela l'article, qu'il aurait de toute façon écrit, comme un devoir auquel il ne pouvait aucunement se soustraire³.

Mais du côté de Bollack, du vivant du trio, on ne constate aucune intervention publique. Pour la préparation de l'*Essai sur le tragique* de Szondi, il y eut des séances sur *Cédipe roi* dont le début du livre de Szondi porte la trace, et maints échanges sur le théâtre français classique. Tôt Bollack s'engagea dans la préparation d'un volume d'essais de Szondi en français, qui prit cependant du temps au point que son auteur ne put le voir paraître⁴. La première publication performant véritablement le trio est celle des *Celan-Studien* de Szondi éditées par Jean Bollack en 1972, immédiatement après la double disparition de Celan en 1970 et de Szondi en 1971. Bollack a relevé le défi à sa façon en entamant un dialogue posthume et en même temps d'autant plus vivant. Comme éditeur de l'héritage scientifique de Peter Szondi d'abord, dont il se chargea en parvenant à publier avec un groupe d'élèves de Szondi en peu de temps cinq volumes de cours, tout en rattrapant la situation du côté des parutions françaises. Puis comme interprète de Celan, tâche pour laquelle il s'auto-forma progressivement jusqu'à pouvoir, vers le milieu des années 1980, être en mesure de publier sur le sujet : sa première publication parut en appendice à l'édition d'un colloque consacré à Szondi, *L'Acte critique*. Un dialogue à trois s'était établi, après coup.

Quant à Celan, il confessa ultérieurement l'avoir bien sûr lu et d'une certaine façon alors admiré, mais certainement pas compris⁵.

L'asymétrie et l'asynchronie, l'absence de synchronisation, l'emportaient dans la relation entre 1959 et 1971, le temps que dura ce trio.

C'est que Jean Bollack était manifestement dans son monde, tout occupé, « monomaniaquement » comme il aimait à le dire, de son Empédocle – puis d'Épicure, de Sophocle etc. Jean Bollack était d'abord, essentiellement, passionnément, un philologue antique, un helléniste (bien que sans doute le mot, avec tout ce qu'il charriait, ne lui eût pas vraiment convenu). Il s'attachait à la reconstitution la plus scrupuleuse possible des textes et de leur signification.

3 BOLLACK, « Préface » à Peter Szondi, CS (ma traduction).

4 Les réticences de Pierre Bourdieu, ou sa perception inadéquate des positions de Szondi, furent cause du report de cette publication jusqu'en 1975.

5 « Je connaissais l'œuvre, je savais que je ne la comprenais pas, et je mesurais, je crois, l'étendue des difficultés inhérentes à l'écriture. » EC : IX.

Quand ces textes étaient fragmentaires, il fallait en passer par une réflexion sur leur possible ordonnancement, laquelle impliquait aussi bien la cosmologie au sein de laquelle ils faisaient sens. La tâche était absorbante. Il n'avait pas de raison de se pencher sur les œuvres de ses amis. Pourtant, il avait, dès 1962, avec Mayotte Bollack et Bernhard Böschstein, édité une anthologie de poésie française en allemand, et écrit déjà sur Saint-John Perse⁶.

Cependant les univers de travail demeuraient différents. Je voudrais m'interroger ici sur comment ce trio se recomposa peu à peu à l'intérieur même du travail philologique de Jean Bollack – et sur la signification qu'on peut être tenté de lui attribuer.

1. Amitiés épiciuriennes

Dans ses travaux philologiques, Jean Bollack s'adressait à des textes rescapés d'une tradition. Des œuvres de l'Antiquité grecque, beaucoup avait été perdues. Un tri avait été opéré en partie par le hasard, en partie par des choix faits à différents moments et liés à des décisions institutionnelles relatives à la délimitation de classiques pour l'enseignement ou encore à la composition de bibliothèques. Or les décisions qui avaient sauvé des textes avaient aussi imposé leur marque jusque dans la facture de ces mêmes textes. Jean Bollack reconnaissait que l'accès au texte passait par un travail de correction et d'établissement non seulement de la lettre, mais aussi des conditions dans lesquelles cette lettre nous avait été transmise. Doit-on dire que, pour aborder ses contemporains, une telle distance lui manquait ? Je dirais plutôt que ce qui devait venir en premier lieu était l'élaboration d'une manière propre, que je caractériserais comme la conscience du dédoublement de l'objet : en philologie, l'objet doit être corrigé pour être constitué, mais cette correction ne peut advenir qu'en fonction de l'idée de sa constitution. L'auto-apprentissage de la lecture est irréductiblement aussi un apprentissage des autres lectures, des lectures concurrentes, qu'il faut parvenir à démêler en y repérant chaque fois la logique qui les organise. Bien souvent se cache sous cette logique des intérêts de connaissance qui tendent à subordonner la visée originale du texte à un but extérieur. C'est manifeste pour les fragments des penseurs présocratiques recueillis par les Pères de l'Église, qui pouvaient l'être soit dans une intention polémique, soit dans une visée apologétique, dans les deux cas étant susceptibles d'altérations, pas forcément malveillantes mais lourdes de conséquences. En cela ces travaux, pour n'être nullement « sociologiques⁷ », pouvaient s'accorder avec la leçon de Pierre

⁶ Sur cela, je renvoie à THOUARD 2020 : 351–364.

⁷ Contrairement à ce que soutient l'article « Jean Bollack » du récent *Dictionnaire Pierre Bourdieu...* Il s'agit plutôt d'une réflexion sur les conditions de la transmission qui passe par une étude très fouillée de la doxographie.

Bourdieu. L'objectivation des intérêts depuis leur projection sur un plan, dans un espace symbolique particulier, faisait partie de la démarche scientifique. Cette démarche engageait aussi une posture. Elle impliquait notamment la disparition de l'engagement personnel du chercheur, son « *épokhé* » aurait dit Bourdieu (mais non Bollack).

Le geste critique associé à cette volonté de scientificité produisait une asymétrie entre l'objet et le sujet. Le sujet se faisait universel, regard analytique, instance de séparation et de reconstruction de son objet. Comment aurait-il pu se tourner vers le proche ?

Pour autant, les travaux philologiques de Bollack étaient bien de leur temps, notamment dans leur volonté de remettre en question les traditions savantes établies. L'examen de la transmission contribuait à étayer le pouvoir critique, l'affranchissement des habitudes. L'œil, débarrassé des préconstructions savantes, non indemnes d'idéologies, pouvait aller au texte avec une nouvelle fraîcheur.

Cette première description doit être cependant précisée. La concentration de Jean Bollack sur ses objets de prédilection n'excluait nullement d'autres intérêts. De fait, il décrit lui-même ses travaux comme relevant d'un auto-apprentissage de la lecture, tant dans *La Grâce de personne* que dans *Sens contre sens*⁸. Le travail sur l'objet, que ce soit Empédocle ou Épicure, est aussi l'occasion de mettre au point une expérience des textes. Plutôt qu'une méthode : une expérience culturelle et herméneutique, critique dans son examen et intuitive dans sa conduite, relevant de l'appropriation d'une matière et de la déroutinisation des modes d'apprentissage et de transmission, d'une sorte d'« étrangement »⁹. Rappelons que, sans être sociologue, Bollack pouvait se sentir, venu de l'espace rhénan, comme une sorte d'intrus et parfois de Huron dans les lieux de savoir de la capitale française, et éprouver ainsi directement le jeu des distances dans l'espace des représentations du prestige symbolique attaché à la science. La lucidité qu'il en retirait en termes d'analyse critique des institutions savantes était chèrement acquise en termes de reconnaissance, bien qu'il s'identifiât sans doute assez tôt à la figure d'un outsider.

Dans les volumes sur Épicure, l'ambition scientifique et la revendication de la philologie sont manifestes¹⁰. Le premier volume le clamait haut et fort, *La lettre d'Épicure*. Le projet est alors de ressusciter un auteur devenu pensait-on illisible en raison des traditions de lecture qui l'avaient transformé en un objet de rejet et non moins en raison d'une tradition textuelle qui n'était plus vraiment interrogée. Le recours à la science philologique allait alors de pair avec le souci de « faire table rase » et de « mettre à découvert toute notre instrumentation »

8 GP : 9–21 (« apprendre à lire ») ; ScS.

9 Sur ce concept de Chklovski, voir GINZBURG 2001.

10 PP ; LE.

(PP : XIII). L'analyse critique de la transmission vise ainsi à « comprendre l'erreur », ce qui donne à ces écrits leur élan polémique et leur vivacité, mais n'exclut pas une certaine naïveté car on doit supposer qu'il est possible de distinguer l'erreur¹¹.

Dans le livre paru en 1975, qui présente essentiellement les écrits éthiques d'Épicure, la *Lettre à Ménécée*, les maximes et les sentences vaticanes, avec force commentaire puisque l'ensemble fait 672 pages... on peut cependant déceler la présence en creux du triangle en question¹².

L'appendice, qui reprend une conférence de 1968, me paraît significatif : *Les Maximes de l'amitié*. Il y a dans l'option épicurienne de la philologie bollackienne à ce moment le projet de constituer une contre-société fondée – comment le serait-elle autrement ? – sur les liens de la science et de la liberté acquise par celle-ci¹³. Telle est l'utopie de la connaissance qui porte encore ce livre. Une utopie de l'amitié épicurienne, qui fait largement sa place à l'utile, repensé comme l'« usage propre » dans les écrits moraux, pour détacher Épicure d'une lecture utilitariste. Il s'agit de se mesurer au savoir érudit et de damer le pion aux cuistres sur leur propre terrain. Le temps était à la déconstruction et à la destruction, qui est le mot employé dans la préface¹⁴. Le modèle de la petite société fondée sur l'amitié comme utopie d'un monde académique à renouveler avait manifestement une actualité accrue en ces années¹⁵. L'affect libéré était à l'ordre du jour, la *philia* repensée, et l'affirmation du plaisir pouvait alors se

11 Le geste est finalement parallèle à celui de Heidegger déplorant que la métaphysique ait systématiquement « oublié » l'être... Le geste de recommencement propre à ces années tumultueuses doit lui-même être replacé dans son contexte.

12 Un renvoi à Szondi est fait également au début pour préciser la notion d'intention et la distinguer de toute intention psychologisante qui était en ces années-là particulièrement honnie. Bollack cite Szondi se référant lui-même dans les *Celan-Studien* au concept de « l'intention à la langue » utilisé par Walter Benjamin dans son texte « Sur la tâche du traducteur », sa préface à la traduction des poèmes de Baudelaire. Or Bollack renvoie, par-delà Szondi et Benjamin, à l'explication historique du sens premier du terme dans la « rhétorique médiévale », où l'intention, comme chez Benjamin, ne renvoyait pas à un projet à accomplir, mais à une tension de connaissance. La source de ces développements est finalement le dictionnaire philosophique de Fritz Mauthner de 1910. Le jeu de renvoi est assez étonnant pour qu'on puisse y déceler l'indice d'un certain malaise : dans un contexte où il était difficile d'assumer une acception première du terme d'intention, le détour par Benjamin et le Moyen Âge offrait une voie de sortie, mais inaboutie, contestable et plutôt obscure.

13 Voir THOUARD 2012b.

14 PP : XIII (« Pourquoi Épicure ? »).

15 Sans doute faut-il se garder de projeter cette utopie sur la communauté de travail qui se forgeait dans les mêmes années autour du Centre de recherche philologique, depuis les séminaires lillois (et parisiens) de Jean Bollack dans les années 1960. Il n'empêche que publier un livre intitulé *La Pensée du plaisir* tenait autant de la revendication intellectuelle que de l'accord avec un certain air du temps.

reconnaître comme subversive, du moment que celui-ci était « pensé », comme Épicure enseignait à le faire.

Bollack interprète comme une analyse étymologique du mot « *philosophia* » le *péri sophían kaí philían* de la sentence 78, comprise comme « la sagesse dans l'amitié » (PP : 581), voire à propos de la Maxime 27 « science de l'amitié » plutôt que « amour de la science » (PP : 342). Il donne dans le commentaire la traduction suivante de la sentence 78 : « L'homme généreux devient vraiment ce qu'il est dans la sagesse et l'amitié, qui sont pour une part un bien intelligible et pour une autre un bien immortel ». Et il précise : « Le terme de *philosophia* est décomposé en ses éléments dont l'ordre est en même temps inversé, étant donné que la sagesse s'emploie à créer l'amitié (voir la maxime 27¹⁶). Il n'en reste pas moins que les deux termes forment une unité indissociable, et ce n'est qu'à cette condition que les éléments constitutifs peuvent être définis¹⁷. »

Il semble bien qu'il en ait repris le programme à son compte. Tout en suivant le cours et la logique de son travail, il consacra une énergie importante à faire connaître l'œuvre de Peter Szondi, par son édition et sa diffusion, mais surtout s'engagera à partir du milieu des années 1980 dans l'interprétation de celle de Paul Celan. Tout se passe comme si c'est à travers le détour par le travail sur l'œuvre que s'accomplit un geste d'amitié qui a aussi, après la disparition des deux autres membres du trio, valeur testamentaire.

2. Conjuration périgourdine

Après avoir considéré la puissance philosophique de l'amitié dans son travail sur Épicure, Bollack aborda directement la question du trio dans ses premiers essais consacrés à Celan, dans lesquels il marche dans les pas de Szondi en reprenant le dossier du poème « Eden », comme il avait coopéré à la version française de *Lecture de Strette*.

En publiant en 1991 « Le Périgord », un poème de Celan, dans *Pierre de cœur* (PC), Bollack retournait sur lui-même : il était le commentateur et le traducteur du poème, mais aussi – comme Szondi l'avait été d'« Eden » en 1967 – le témoin de sa genèse et le dédicataire.

Le livre présente et analyse ce poème alors inédit. Quelques pages introductives rappellent les circonstances (« Quelques dates »). Puis le poème est donné

16 Ainsi traduite : *De tout ce dont la sagesse se munit pour avoir la félicité de la vie totale, le plus important de loin est la possession de l'amitié*, PP : 342. Il commente *ktêsis*, la possession : « Le travail de la sagesse ne consiste pas tant à susciter l'amitié qu'à savoir la préserver. Le superlatif renforcé ne distingue pas l'amitié entre d'autres biens procurés par la sagesse, mais souligne un lien intime en reconnaissant à la sagesse la vertu de situer les rapports d'amitié dans la durée du temps (c'est la possession qui importe) ».

17 PP : 556.

en facsimilé et avec sa traduction. Il est interprété : le titre, puis la composition et chacune des trois strophes. Les notes sont rassemblées dans une section intitulée « Compléments organiques », suivie elle-même de « Notes critiques » relatives aux variantes du manuscrit consignées à Marbach puis de « documents photographiques », trois clichés dus à Peter Szondi et trois photos récentes de Baneuil documentant les lieux du poème.

Le poème a été rédigé au retour d'un séjour des Celan en Dordogne « dans la dernière semaine d'août 1964 », séjour auquel participait aussi Peter Szondi. Parmi les discussions qui agitaient alors les interlocuteurs, il y avait l'accueil malveillant, les insinuations, voire les accusations parus dans la presse allemande contre Celan¹⁸. Un plan de riposte était à l'étude.

La lecture du texte est certes encadrée par des appareils qui en fournissent des éclaircissements contextuels, mais elle se déroule sur un plan parfaitement autonome. Elle est prioritaire. La remarque qui introduit le traitement après coup des variantes est à cet égard significative :

Le fait que le déchiffrement puisse être justifié en dehors d'elles montre qu'elles décident rarement de la lecture. Le poème *est* la variante. Il n'y a pas de poème qui n'offre les variantes d'un autre (PC : 75).

L'interprétation du poème expose le dégagement d'un espace lyrique par le dialogue du poète se dédoublant. Le *je* lyrique s'adresse au *tu* comme étant son instance de réflexion. Le poème, dans son dynamisme, performe le passage d'un dépaysement initial à l'aménagement d'un « espace » propre (PC : 29).

Le dédoublement du *je*, entre lyrique et historique, poète et personne, se redouble dans celui du lecteur. Revenant sur son appréciation du texte au moment où il le reçut, Bollack écrit : « Je ne faisais pas alors la lecture du *dedans* de la *langue* comme je sais le faire maintenant, et attachais peut-être une importance trop grande au modèle d'une forme, en apparence moins brisée¹⁹ ».

Tout en fournissant au lecteur les éléments circonstanciels nécessaires, il construit sa lecture pour elle-même. Ces informations sont rigoureusement séparées de l'interprétation du poème. Elles ne fournissent aucun privilège herméneutique. Elles n'ont de sens, pour l'interprétation, que depuis leur éventuelle reprise dans une lecture cohérente qui procède à partir du texte. *Du texte à la vie*, en quelque sorte. Le poème se déploie sur un plan de nécessité propre qui traverse les différents éléments de contingence, d'information, de référence pouvant aider à son élucidation. Il filtre ces données et recompose un réseau de significations à partir de lui-même. C'est ainsi que la référence à

¹⁸ Un article de Hans Egon Holthusen paru dans la FAZ en réponse à une lettre de Szondi le 25 juin de cette année avait notamment suscité un ébranlement pour Celan, remis en cause dans sa poésie, donc dans son être (lui qui disait alors : *Je suis la poésie*).

¹⁹ PC : 50. Comparer avec ce qu'il note au début de EC.

Hölderlin est du même ordre que l'évocation d'un chien dont on peut reconstituer la présence sur les lieux. Que le chien entre dans le poème, ce n'est plus en chien aboyant, mais en constellation, pourrait-on dire en paraphrasant Spinoza.

De même les réflexions sur les raisons que Celan a pu avoir de renoncer à inclure ce texte dans *Atemwende* comme le furent des poèmes écrits également en 1964 tels que « Hafen », « Schwarz » ou « Landschaft », impliquent de considérer les principes de composition des cycles dans leur rapport à la chronologie. Il n'y a pas toujours superposition des deux. Si la publication suit la chronologie, c'est que celle-ci a été adoubee par la composition visée. En effet, la logique compositionnelle est déterminante, non seulement à l'échelle du recueil, mais en chacune de ses parties.

La constitution d'une langue poétique disposant peu à peu de ses propres puissances de dire ne suppose pas nécessairement l'abstraction de tout contexte. Au contraire, cette langue ne peut que se nourrir des propositions que les rencontres, y compris au sens le plus général du terme, lui font : non seulement le poème sélectionne parmi les éléments dont il peut disposer en fonction de ses propres exigences langagières et compositionnelles, mais le domaine de la vie ne lui est pas étranger. Comme Szondi l'avait suggéré et comme Bollack en a montré sur maints poèmes la fécondité, on peut considérer que « le poème se crée une préexistence dans l'expérience, à partir de laquelle il choisit de se constituer²⁰ ».

La vraie vie n'est pas *ailleurs*. Le poème est déjà en elle.

20 PcP : 206. Dans le chapitre « Biographisme », où il reprend en le modifiant son essai inaugural « Eden, encore » de 1985, Bollack revient sur la tentation de Szondi (notamment dans son essai sur la traduction de Shakespeare) de trop accorder à la dimension autotélique du texte, en accord avec les critiques français de la fin des années 60, et y voit une des raisons de l'aporie de la position abordée dans « Eden » et peut-être de son inachèvement. Car si les données du problème étaient clairement posées, la relation entre les informations contingentes et la texture du poème restaient obscures si l'on suivait l'hypothèse de la clôture d'un système linguistique. Or refaire la langue, comme y travaillait pour son compte Celan, ne supposait pas constituer un idiome sans dehors, mais donner place, dans une langue idiomatique obligeant le lecteur à un arrachement de ses habitudes culturelles et perceptives, à un accueil de la contingence la plus éphémère, l'abstraction de la langue poétique tirant précisément parti de la tension instaurée par cette relation. En un sens, la poésie s'anticipait elle-même dans la vie ordinaire. Que « les mots ne désignent pas directement », c'est, conclut Bollack, le « préalable poétologique » « régulièrement explicité, plutôt énigmatiqué dans les poèmes », PcP : 219. En effet, il est exagéré de parler d'explicitation : sans l'analyse des procédures de l'énigmatisme, la relation de la poésie abstraite à l'événement échapperait.

3. L'exécuteur testamentaire

L'activité du philologue, quittant la Grèce pour s'emparer d'un domaine nouveau, lui fait rejoindre le présent. Il retrouve alors dans l'après coup les amis qui étaient ses contemporains. Son travail d'élucidation des poèmes de Celan et plus encore de sa poétique a constitué une nouvelle part, importante, de son œuvre. Il y a là une logique qu'il faut tâcher d'expliquer. Il ne pouvait sans doute pas procéder autrement.

La science suppose l'objectivation et la distance. Elle passe par la critique des constructions interprétatives antérieures et entre en compétition avec celles-ci. Le domaine de l'Antiquité grecque où de telles interprétations s'étaient accumulées était donc propice à une démarche de lecture réfléchie, incluant la lecture des autres. Comment démêler dans ces lectures de textes celles qui sont à suivre, celles qui sont à rejeter ? Il n'est d'autre critère que la confrontation au texte lui-même. Et comme celui-ci est établi depuis des perspectives interprétatives qui peuvent diverger, il s'agit d'opérer un va-et-vient entre le texte et ses lectures, en se rapprochant peu à peu de la logique propre du texte qui seule fournira les critères pour opérer un discernement parmi les lectures.

Les travaux célanien de Jean Bollack ont procédé de ces deux sources : une lecture « insistante » et quotidienne des poèmes pris comme une langue nouvelle qu'il s'agissait d'apprendre, autant dans son lexique que dans sa syntaxe ; une lecture critique des commentaires qui commençaient de s'accumuler, tant pour établir un état de la question et s'appuyer sur les avancées du collectif des chercheurs que pour déterminer, par leur considération critique, les contours de sa propre approche. Le carnet de terrain ethnographique de ces campagnes de lectures a abouti petit à petit à la composition d'une « poétique célanienne », *L'Écrit*, qui porte le souvenir de cette expérience de la lecture comme d'un auto-apprentissage.

Pour devenir contemporain d'un poète tel que Celan, qui avait pris tant d'avance, il lui fallut donc passer par ces détours et sans doute séjourner suffisamment loin, à l'autre extrémité du continent poétique, du côté d'Empédocle et des tragiques. Ayant constitué sa propre méthode de déchiffrement, dans l'expérience, il put se tourner vers ces textes autrement obscurs. La lecture de « Périgord » en donne une démonstration remarquable. Le paysage esquissé dans la première strophe, avec ses emprunts reconnaissables à une situation (la belle Dordogne), se constitue dans la seconde en une clôture de résistance (Des secondes / lèvent le rempart, tout autour), et débouche sur l'affrontement dans la dernière, qui a lieu de nuit, et pose une verticalité ascendante et descendante²¹.

21 « La constellation qui brille dans le ciel d'août, en forme de losange, est Céphée. La devise s'inscrit dans les étoiles, parlante, déchiffable (< -spruch >) avant d'être < lue >, lue avant d'être nommée. Elle flambe en signifiant. Lorsqu'on la divise, la figure est formée de deux tri-

L'interprétation étymologique en célanien, qui décompose le Périgord en *Pierre de cœur*, rassemble l'enjeu d'une rencontre, les membres d'une amitié et le lieu du serment. Si le cœur porte la mémoire vive du passé, incluant le souvenir des crimes comme un des moteurs de l'écriture²², la pierre est la densité du poème qui accueille cette présence du passé dans la durée, c'est au passage aussi le nom d'un des paladins de cette table ronde, Pierre Szondi, comme il se faisait appeler en France, des Bollacks ; c'est enfin l'inclusion du lieu étranger mais autrefois parcouru par Hölderlin et donc marqué par la grande poésie allemande dans le vocabulaire propre du poète.

De telles scènes de conjuration autour d'une cause poétique, et donc essentielle, politique et existentielle à la fois, ont dû se produire ailleurs qu'en Périgord. Mais une telle scène est exemplaire d'un engagement moral contracté tôt, d'une dette qu'il fallut, pour l'honorer, nourrir sur plusieurs décennies, sans rien rabattre. Szondi était porteur d'une injonction morale venue de Celan ; Bollack, exécuteur testamentaire de Szondi, la reprenait à son compte, s'en donnant les moyens. L'œuvre de mémoire était indissociablement une œuvre de justice.

Il faut donc dissocier complètement le triangle de la vie, constitué dans l'amitié des contemporains, et celui de l'écriture. Les logiques et les chronologies divergent. Les aléas de l'existence eurent aussi sans doute leur part dans ces asynchronies. Avec le temps, le triangle de l'écriture et de la science critique, quoique plus tardif, a trouvé lui aussi sa forme définitive. Le triangle initial s'est donc dédoublé. Mais une fois dissociés et recomposés, ces deux triangles s'ajustent parfaitement l'un sur l'autre. Ils forment une étoile²³.

angles qui, posés en sens inverse l'un sur l'autre, composent l'étoile de David, une double pique dans cet assemblage. » PC : 41.

22 Souvenir à la fois ravivé et transporté sur les lieux par la station que Celan et Szondi avaient fait à Oradour-sur-Glane juste avant d'arriver en Dordogne, PC : 9.

23 Dans son commentaire du *Périgord*, Bollack analyse le losange de la constellation de Céphée évoqué dans la dernière strophe du poème, en un double triangle pouvant, une fois retournés l'un vers l'autre et superposés, former une étoile de David, PC : 41. Je reprends la dissociation de deux triangles pour illustrer non pas la dimension juive, qu'il faudrait approfondir pour elle-même, mais le dédoublement entre la contemporanéité de trois personnes, témoins mutuels, et la refondation épistémique de cette amitié dans le travail de recherche accompli par Jean Bollack. Une telle figure permet de distinguer l'amitié « affective » de l'amitié « épistémique », telle qu'elle prend place dans le travail consacré par Bollack à Celan et Szondi.

Bibliographie

- GINZBURG 2001 – Carlo GINZBURG, *À distance*, Paris, Gallimard, 2001.
- THOUARD 2012a – Denis THOUARD, *Herméneutique critique. Bollack, Szondi, Celan*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, « Opuscule 28 », 2012.
- THOUARD 2012b – Denis THOUARD, « Philologie wider Philologie. Bemerkungen zur ‹ Schule von Lille › », *Geschichte der Germanistik* 41–42 (2012) : 18–31.
- THOUARD 2020 – Denis THOUARD, « Jean Bollack et les poètes », dans D. THOUARD, *Herméneutiques contemporaines*, Paris, Hermann, 2020 : 351–364.

Les débuts d'un parcours critique

La correspondance entre Jean Bollack et Peter Szondi (1959 – 1971) : enjeux pour la recherche bollackienne

SOLANGE LUCAS

L'échange épistolaire entre Jean Bollack et le comparatiste Peter Szondi débuta en mai 1959, soit juste après leur première rencontre advenue par l'intermédiaire du germaniste suisse Bernhard Böschenstein, un ami commun, et prit fin avec la mort prématurée de Szondi en octobre 1971. Les documents originaux de cette correspondance – y compris les lettres échangées entre Peter Szondi et Mayotte Bollack, la femme de Jean, considérées comme faisant partie intégrante de l'échange puisqu'elles le prolongent –, se trouvent conservés dans leur intégralité aux Archives Littéraires Allemandes de Marbach¹, contrairement à l'usage archivistique. À l'exception des lettres et extraits de lettres reproduits et commentés dans les deux volumes consacrés à la correspondance de Peter Szondi, parus en 1993 et 2005 chez Suhrkamp et dirigés par Christoph König², qui révélèrent l'importance de l'échange épistolaire avec Szondi, la correspondance de Jean Bollack demeure encore en grande partie inconnue. Cela s'explique d'une part par le regain d'intérêt relativement récent pour l'œuvre de Bollack et d'autre part par la récente clôture du classement et catalogage du fonds posthume, qui, à terme, devrait permettre notamment de favoriser l'élaboration d'une première chronologie exhaustive au jour le jour manquant encore à l'heure actuelle.

Différents thèmes se dégagent de l'échange épistolaire. La réflexion autour du judaïsme et son corollaire, l'antisémitisme, ou encore le combat commun pour la refonte de l'université, française et allemande, et pour une plus grande scientificité en son sein, représentent des points de convergence importants des échanges, mais c'est bien l'intérêt pour la ou les littératures – au carrefour de l'antique et du moderne – qui constitue le fil rouge de cette correspondance, en tant qu'objet d'étude au sein de l'université, mais aussi telle qu'elle est vécue dans ce qu'on peut appeler la vie littéraire, à travers la fréquentation des poètes vivants mais également à travers le lien étroit des deux épistoliers au monde de

1 Excepté quelques documents retrouvés à Berne, dans le Fonds Bollack (notamment une carte postale signée de la main de Peter Szondi et de Paul Celan datée du 9 juillet 1959 et une autre carte postale de Peter Szondi datée du 7 octobre 1961).

2 SZONDI 1993 ; SZONDI/CELAN 2005.

l'édition³. L'herméneutique, sa pratique et ses fondements théoriques, y figure naturellement en bonne place.

L'échange épistolaire avec Peter Szondi permet ainsi de documenter la réflexion et la pratique herméneutiques de Jean Bollack au début de son parcours critique, à une époque charnière de sa carrière scientifique et académique. En effet, d'assistant il devient professeur en 1966, après avoir soutenu sa thèse, publiée en partie la même année⁴, puis, à la date extrême de l'échange épistolaire avec Szondi, en 1971, il fonde le Centre de recherche philologique à Lille qui sera rattaché au CNRS quelques années plus tard. Il est possible à travers les quelques trois cents lettres échangées et leurs annexes de mettre en perspective le rôle qu'a joué l'amitié avec Peter Szondi, notamment dans la réflexion herméneutique de Jean Bollack ; elles donnent par ailleurs à voir quelques aspects de sa pratique herméneutique d'alors.

Ce qui suit représente la saisie, somme toute assez partielle du fait de sa limitation au médium scriptural, d'un moment et d'une constellation intellectuelle pouvant permettre de fournir quelques éléments de compréhension et des pistes de réflexions quant à la trajectoire critique de Jean Bollack.

1. La réflexion théorique : Jean Bollack témoin et acteur dans le débat théorique des années 1960

L'échange épistolaire documente une réflexion théorique formidablement stimulée au contact de Peter Szondi et, secondairement, par le contexte plus large du débat théorique particulièrement virulent des années 1960. Les années de 1967 à 1970, telles qu'elles se donnent à lire dans la correspondance, sont à ce titre de loin les plus intenses.

On sait l'intérêt de Szondi pour le débat théorique. Il a, si ce n'est influencé Bollack, à tout le moins nourri sa réflexion épistémologique, comme Bollack le formule lui-même en 1997 dans l'introduction de la section intitulée « Dire les herméneutiques » de *La Grèce de personne*⁵. C'est que Szondi s'efforce de son côté, depuis une aire germanophone caractérisée par un climat méthodologique

3 À partir de 1961, Jean Bollack est en effet conseiller auprès du S. Fischer Verlag et directeur scientifique de l'encyclopédie historique, la Fischer-Weltgeschichte, comptant plus de 30 volumes édités de 1965 à 1983 par une filiale de la maison d'édition. À partir de 1969, la collection parut également en langue française chez Bordas ; Jean Bollack en fut le principal coordinateur, avant de céder son rôle à Mayotte Bollack à partir de l'année 1971.

4 El.

5 Jean Bollack : « Peter Szondi a beaucoup compté, d'abord dans ma vie personnelle et intellectuelle, mais autant dans l'histoire de mon travail, par les discussions que nous avons menées au long de plus de douze ans sur les littératures, dont il était un connaisseur et un juge merveilleux, et la théorie de l'interprétation. » GP : 115.

fortement déterminé par l'herméneutique philosophique, le positivisme ou encore l'approche immanente, à une redéfinition de la pratique herméneutique par la méthode. Le traité sur la compréhension dans la démarche philologique, « Über philologische Erkenntnis⁶ », présenté fin février 1962 dans le cadre des « Berliner Universitätstage » et que Szondi envoie dans la foulée à Bollack, constitue la première pierre de ce qui deviendra son herméneutique matérielle⁷ : il y défend une plus grande scientificité dans la compréhension du texte littéraire qui soit ainsi adaptée à son objet, ainsi que la reconnaissance de la détermination historique des œuvres. Bollack réserva tout d'abord bon accueil au texte, comme le montre un extrait de sa lettre du 5 mars 1962 parue dans le numéro 55/56 de la revue *Geschichte der Germanistik* :

Je te renvoie, par le même courrier, le texte de ta conférence. Je veux d'abord te dire qu'elle est très belle ; remarquable et importante. Évidente sur plus d'un point. Il faudra que nous en parlions longuement, il me faudrait maintenant des pages et un temps dont je ne dispose pas pour t'expliquer non mes réserves (je n'en fais point), mais certaines réflexions que la lecture de ton texte m'a inspirées, non sur l'importance du « subjectif » tel que tu le conçois (et qui, au fond, n'est pas⁸ un élément de subjectivité), mais sur d'autres points (ce que tu appelles les Parallelstellen par ex.) ; je me suis rendu compte que les problèmes s'éclairaient différemment à la lumière des textes anciens⁹.

L'échange épistolaire ne livre malheureusement pas davantage d'informations sur la longue discussion de ce texte annoncée par Bollack, qui eut lieu, selon toute probabilité, verbalement. Cependant on peut noter que Jean Bollack introduisit d'emblée quelques éléments de distinction, en se référant notamment à son corpus d'étude. Quelques années plus tard, en novembre 1967, dans un autre contexte, celui d'un transfert culturel¹⁰, Jean Bollack reviendra sur ce texte pour en discuter les présupposés épistémologiques avec Pierre Bourdieu. Dans l'optique de sa traduction dans la collection « Le sens commun » qu'il dirigeait aux Éditions de Minuit, Pierre Bourdieu adressa une lettre à Peter Szondi rédigée selon toute vraisemblance au début du mois de novembre à laquelle étaient jointes neuf pages de notes de la main de Jean Bollack devant rendre compte de

6 Le texte a paru simultanément dans *Die Neue Rundschau* 73 (1962), H. 1 : 146–165, et dans les actes des « Berliner Universitätstage » de février 1962 auxquels Peter Szondi avait participé (*Universitätstage 1962. Wissenschaft und Verantwortung*, Berlin, 1962 : 73–91), puis en préambule des *Hölderlin-Studien* de 1967. Cf. SZONDI 2011, *Schriften I* : 263–286.

7 Au sens où l'entend Denis Thouard. Cf. THOUARD 2002.

8 C'est Jean Bollack qui souligne.

9 Cf. LUCAS 2019 : 130–131.

10 Michel Espagne rappelle que ce processus, qui est le paradigme de toute traduction, n'est pas un simple transport dans un nouvel espace, mais bien une métamorphose impliquant réinterprétation. Cf. ESPAGNE 2013.

manière plus détaillée de premières remarques nées lors d'une lecture commune du texte¹¹. Dans une lettre du 13 novembre 1967, Jean Bollack écrit à Szondi :

Je ne sais pas si tu as le loisir en ce moment de réfléchir sur les quelques remarques que nous avons gribouillées l'autre matin. Il est sûr, en tout cas, que tu aurais intérêt à revenir, pour le public français, sur ce point, peut-être, mieux averti ou plus sensibilisé, sur les fondements méthodologiques de tes analyses. [...] Rien de plus vrai que la distinction que Bourdieu m'a appris à faire entre traditions fortes et traditions faibles¹² quand on passe d'un champ culturel (national) à un autre. Il est évident que tes considérations ne visent plus, dans le contexte français, les lecteurs auxquels nous adresserons.

Il est intéressant de remarquer que, dans le sixième feuillet des notes rédigées avec Pierre Bourdieu, Jean Bollack réfuta – ici aussi à l'appui de son corpus d'étude –, un présupposé théorique de la démonstration de Peter Szondi, en l'espèce sa conception essentialiste de l'œuvre d'art selon laquelle cette dernière se définit par sa prétention à l'incomparabilité¹³. En effet, il lui opposa la relativité historique en citant le contre-exemple d'Empédocle¹⁴.

Le commentaire de Bourdieu – tel qu'il se donne à lire dans sa lettre et au fil des pages de notes – vise en réalité bien plus qu'une simple acclimatation du traité de Szondi « au champ culturel et intellectuel français¹⁵ », nourri par une forte tradition épistémologique et le structuralisme, comme l'expose Bourdieu, puisqu'il dépasse l'optique d'une explication à destination du lectorat français pour pointer l'aporie méthodologique que représente selon lui l'alternative diltheyenne entre explication causale (positiviste) et compréhension subjective, et appelle à son dépassement, incarné selon Bourdieu dans une nouvelle herméneutique « structuraliste » dont le modèle est fourni par les travaux d'Erwin Panofsky¹⁶. Que Bollack se déclare solidaire du jugement critique de

11 DLA 88.9.1336. Une reproduction de la lettre de Pierre Bourdieu et de quelques feuillets de ces notes accompagnée de notre commentaire a paru dans le numéro 57/58 de la revue *Geschichte der Philologien*. Cf. LUCAS 2020.

12 C'est Jean Bollack qui souligne.

13 Peter Szondi : « Aucune œuvre d'art n'affirme être incomparable (si ce n'est dans la bouche de l'artiste), mais elle exige de ne pas être comparée. » Cf. SZONDI 1982 : 21, trad. fr. de André Laks.

14 Cf. LUCAS 2020 : 117.

15 Lettre non datée (avant le 13 novembre 1967) de Pierre Bourdieu (DLA 88.9.507/10). Cf. LUCAS 2020 : 115.

16 Dans sa lettre non datée de novembre 1967, Bourdieu écrit notamment : « Afin que vous puissiez avoir une idée de l'état du débat épistémologique dans les sciences de l'homme, je vous envoie un texte « Le métier de sociologue », qui doit paraître en janvier : je crois que vous y trouverez le contexte par référence auquel nous vous suggérons certaines modifications en vue de l'édition française. Je me suis aussi référé, souvent, à Panofsky et je pense particulièrement à son essai sur la notion de *Kunstwollen*. Il me semble qu'il échappe complètement à l'alterna-

Bourdieu dans sa lettre du 13 novembre 1967 met en évidence une réflexion épistémologique en cours d'élaboration et dénote par ailleurs l'influence de la pensée bourdieusienne sur cette dernière¹⁷.

Lorsqu'en mai 1970, Jean Bollack lit l'essai de Peter Szondi sur « l'herméneutique de Schleiermacher¹⁸ », paru dans le second numéro de la revue *Poétique* sur une invitation de Todorov et Genette¹⁹, ainsi que les « Remarques sur la situation de la recherche en herméneutique littéraire²⁰ » que Szondi a présentées au mois d'avril à Zurich dans le cadre d'un colloque consacré aux questions d'herméneutique organisé, entre autres, par le philosophe Hans-Georg Gadamer à l'Université de Zurich²¹ – deux textes importants posant les bases de la réflexion herméneutique szondienne –, nous n'avons malheureusement pas davantage accès à un commentaire écrit consistant de Bollack sur les réflexions méthodiques de Szondi, qui s'oriente désormais davantage vers la matérialité du texte²². Nous connaissons toutefois les commentaires critiques *a posteriori* de Jean Bollack, qu'on peut lire dans son introduction à la traduction française des cours de Szondi consacrés à l'herméneutique littéraire publiée en 1989²³ et, de manière moins polémique, dans le journal de pensées *Au jour le jour*, où Bollack loue la pertinence des observations de Szondi, notamment pour ce qui touche

tive, où s'enferme Dilthey, de l'explication positiviste et la compréhension subjective et toujours menacée d'intuitionnisme et de subjectivisme. » Cf. *ibid.* : 115, voir aussi notre commentaire : 119–121.

17 Nous renvoyons à l'exposé de Victor Collard sur la relation intellectuelle entre Bourdieu et Bollack figurant dans ce même volume.

18 PIA : 291–315.

19 Tzvetan Todorov et Gérard Genette sont alors membres du comité de rédaction de la revue *Poétique*. Dans sa lettre du 18 mai 69, Todorov avait annoncé à Szondi l'ambition de la revue qui souhaitait publier des contributions venant de l'étranger pour enrichir la réflexion sur la littérature, et sollicité Szondi pour son concours.

20 Cf. SV5 et SZONDI 2013.

21 Christoph König a signalé l'existence dans le Fonds Szondi à Marbach de notes prises par Peter Szondi à l'occasion de ce colloque, documentant le conflit méthodologique avec Hans-Georg Gadamer demeuré inexprimé à cette occasion, qu'il est possible de retracer dans l'édition du cours consacrée à l'introduction à l'herméneutique littéraire (voir note 23). Cf. KÖNIG 2013 : 25.

22 Jean Bollack écrit dans sa lettre du 19 mai 1970 à Peter Szondi : « Sur le fond [du < Schleiermacher > – nda], je te parlerai un autre jour, en même temps que sur les < Remarques >. Il est bon que cela ait paru en France. Je l'ai signalé à plusieurs personnes, à Grenoble et ailleurs. »

23 Bollack dirigea l'édition des cours en langue allemande de Szondi chez Suhrkamp de 1973 à 1975. Le cinquième et dernier volume correspond au cours consacré à l'herméneutique littéraire. Cf. BOLLACK 1989. Bollack met en avant que l'intérêt de Szondi pour les novations théoriques de Barthes et Derrida, ses « alliés », avait finalement joué contre son propre projet méthodique (XVI).

aux écritures de la modernité, en pointant cependant qu'il a négligé le potentiel critique d'un travail poétique dans et avec la langue²⁴.

À travers l'amitié avec Szondi, le réseau intellectuel de Jean Bollack s'élargit. C'est par l'intermédiaire de Szondi que Bollack prend connaissance du travail de Hans Robert Jauss, un des représentants de l'École dite de Constance. En novembre 1967, Szondi lui envoya le protocole de la discussion de sa conférence inaugurale²⁵, connue plus tard sous le nom « *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*²⁶ », que Jauss réitéra au séminaire de Szondi à la Freie Universität Berlin le 22 juin 1967. Ce cours, alors composé de huit thèses²⁷, contient les fondements théoriques de l'esthétique de la réception jaussienne qui, en postulant « l'historicité du sens et de la valeur esthétique des œuvres²⁸ » et reconnaissant un rôle majeur non plus aux œuvres mais à la « série des réceptions²⁹ » dans la genèse événementielle de l'histoire littéraire, a amené un changement paradigmatique dans les études littéraires en plaçant le lecteur au centre de la réflexion théorique et influencé durablement la conception même du fait littéraire. La discussion à la Freie Universität Berlin tient lieu de première discussion publique des thèses de Jauss³⁰. À cette occasion, Szondi formula ses recommandations méthodologiques visant à la conceptualisation d'une esthétique de la réception qui permette une synthèse par lui souhaitée au plan de la méthode entre une esthétique de la production et une esthétique des effets³¹. Le protocole de la discussion à Berlin se trouvant dans le Fonds Bollack rend compte d'une lecture crayon à la main ainsi que de quelques remarques situées en marge du texte, en particulier en regard de la transcription d'une discussion ayant trait à l'œuvre dans son rapport à l'histoire de ses interprétations. Le 27 janvier 1968, à l'occasion d'un colloque consacré à la théorie et à la pratique de l'interprétation littéraire organisé par Paul de Man et l'université Johns Hopkins à l'université de Zurich, Jauss dédicaça le texte imprimé de sa conférence inaugurale à Bollack en évoquant la position qu'ils avaient communément défendue lors du colloque³², où toutes les approches théoriques étaient représentées. En effet, l'échange épistolaire avec Peter Szondi nous apprend que Paul de Man avait adressé une invitation à Jean Bollack à la fin du mois de décembre

24 AJ : 1023, X 1118.

25 A-8-b-COLLO-68/1.

26 Titre initial de la conférence donnée à Constance le 13 avril 1967 : « Was heißt und zu welchem Ende studiert man Literaturgeschichte? » Cf. JAUSS 1970.

27 La conférence publiée, retravaillée, n'en contient plus que sept.

28 KALINOWSKI 1997 : 155.

29 *Ibid.* : 156.

30 Cf. MATTENKLOTT 1983 : 72.

31 A-8-b-COLLO-68/1.

32 D-4-J. Hans-Robert Jauss : « Für Jean Bollack zur Erinnerung an die gemeinsame Position auf dem Zürcher Lit.-Kolloquium! 27.1.68 HRJ ».

1967 ; Bernhard Böschenstein y a selon toute vraisemblance joué un rôle. Jean-Pierre Vernant, Emil Staiger, Hans-Georg Gadamer, Georges Poulet, Jean Starobinski, les Américains J. Hillis Miller et Charles Singleton en étaient les conférenciers. Un protocole issu du fonds³³ témoigne de la participation active de Jean Bollack aux discussions, notamment à celle faisant suite à l'exposé de Staiger sur le concept de style, à laquelle prirent également part Jauss, Böschenstein et Hartmut Binder³⁴.

Malgré un vif intérêt pour les élaborations théoriques de Hans Robert Jauss à la fin des années 1960 et au début des années 1970³⁵, dont témoignent différents documents du fonds (tirés à part, notes, protocole, correspondance etc.), Pierre Judet de La Combe a montré dans son article « Sur la relation entre interprétation et histoire des interprétations³⁶ » les points de divergence entre les positions respectives de Jauss, Szondi et Bollack³⁷. On voit ce que la pratique de lecture de Jean Bollack, mettant en œuvre une double historicisation touchant et l'œuvre et le lecteur (critique), doit aux efforts d'historicisation de Jauss et Szondi. Pierre Judet de La Combe procède cependant à une différenciation plus précise de la notion d'historicité chez ces derniers, renvoyant chez Jauss à une réalité limitante pour l'interprète³⁸ puisqu'il ne peut s'en abstraire³⁹, alors qu'elle tient lieu chez Szondi de garant méthodique en ce qu'elle permet « l'objectivation nécessaire au travail de l'interprétation⁴⁰ », préalable à la validité d'une lecture ; par ailleurs, sa mobilisation n'évacue pas la possibilité de l'évaluation des lectures⁴¹.

C'est également en 1968 que Jean Bollack est invité par le philologue classique (latiniste) Manfred Fuhrmann à participer aux réunions du groupe de recherche interdisciplinaire « Poetik und Hermeneutik » dont la constitution était très récente (il fut fondé en 1966). Hans Blumenberg, Reinhart Koselleck, Jacob Taubes, Eberhard Lämmert, Hans Robert Jauss et Wolfgang Iser sont

33 A-8-b-COLLO-68/1. Le fonds fait par ailleurs état d'un tapuscrit de la conférence annoté de la main de Jean Bollack et de notes.

34 Le 25 janvier 1968, Emil Staiger a donné une conférence intitulée « Der Begriff des Styls ». Nous n'avons malheureusement pas eu la possibilité de consulter plus avant le protocole de la discussion de cette conférence.

35 En mai 1972, Jauss sera en effet invité, aux côtés de Derrida, Barthes et Michel Serres, pour des séances organisées par le Centre de recherche philologique dans le cadre du colloque portant sur « les signes, le sens et l'histoire » qui s'est déroulé à Lille de janvier à juin.

36 JUDET DE LA COMBE 1997.

37 *Ibid.* : 11–14.

38 *Ibid.* : 12.

39 Pierre Judet parle d'une « absolutisation du *medium* historique ». Cf. JUDET DE LA COMBE : 14.

40 *Ibid.* : 12.

41 *Ibid.* : 14.

quelques-unes de ses figures historiques. Peter Szondi avait lui aussi été invité à la quatrième rencontre du groupe qui eut lieu du 9 au 13 septembre 1968 au château de Rhéda et fut consacrée aux problèmes de la réception des mythes. Ici encore, la connivence intellectuelle avec Szondi semble avoir persuadé Bollack de participer aux rencontres du groupe puisqu'il déclare dans une lettre du 11 avril 1968 : « Je réponds, par le même courrier, à Fuhrmann pour lui donner mon accord. La certitude de t'y rencontrer a écarté mes hésitations. [...] La chose m'intéresse au plus haut point. Vederemo. » Jean Bollack y présenta une communication portant sur « l'interprétation du mythe⁴² », parue plus tard dans *La Grèce de personne*, dont il retravailla considérablement le texte en vue de sa publication. Le texte final, qui fait quelque cinquante pages et contient des notes extrêmement exhaustives, intimida même l'éditeur Fuhrmann. Comme Jean Bollack le mentionna dans l'introduction de la section « Lire le mythe » de *La Grèce de personne*, le travail sur la cosmologie d'Empédocle l'avait en effet amené à porter une attention particulière aux récits mythiques des poètes et philosophes et à leur mise en forme littéraire⁴³, ainsi qu'à effectuer un recensement. Lors du cinquième colloque destiné au trio notionnel « histoire, événement, récit » qui se déroula l'année suivante, Jean Bollack présenta une nouvelle communication⁴⁴, toutefois plus limitée. Il ne réitéra pas sa participation au groupe de recherche après la mort de Szondi.

2. La philologie critique en pratique : pour le sens et son déchiffrement, contre ses déformations

La correspondance avec Peter Szondi contient en outre quelques lettres-commentaires qui donnent à voir la pratique herméneutique de Jean Bollack. La plupart sont nées de la sollicitation de Szondi qui transmet ses travaux à Bollack pour relecture ou commentaire, ou encore qui adresse au philologue classique des questions de fond. Certaines de ces lettres ont été au moins en partie publiées ; les deux volumes de la correspondance de Szondi ont en effet porté à la connaissance du public les échanges autour du poème « Engführung » (*Sprachgitter*, 1959) de l'ami commun Paul Celan lors du séjour de Peter Szondi à Princeton au début de l'année 1971, à l'occasion desquels Jean Bollack se met véritablement à lire le poète. Ainsi, la lettre de Jean Bollack du 31 janvier 1971, publiée dans le volume de la correspondance entre Szondi et Celan⁴⁵, porte-t-elle témoignage de l'identification d'une référence possible à l'atomisme antique par

42 BOLLACK 1971.

43 GP : 131–132.

44 BOLLACK 1973.

45 CELAN/SZONDI 2005 : 239–240.

Jean Bollack dans la sixième section du poème, et plus précisément à la cosmogonie de Démocrite transmise par son doxographe Diogène Laërce⁴⁶. Cette référence fut jugée fructueuse par Szondi puisqu'il intégra cet hypotexte à son analyse du passage du poème mettant en scène la recréation du monde dans et par la langue, le fragment tenant lieu de point de départ à cette cosmogonie actualisée, ou plutôt resémantisée⁴⁷. L'échange intégral compte davantage de lettres et permet de suivre avec une certaine tension la progression de l'étude de Szondi du fait de la distance et du délai relativement restreint dont il dispose pour mener à bien son texte à paraître dans la revue *Critique*⁴⁸.

Dans l'ordre chronologique de l'établissement de ces lettres-commentaires, on peut également mentionner l'une d'entre elles, très belle et inédite, datée du 21 décembre 1959, dans laquelle Bollack réagit à l'envoi par Szondi d'un chapitre de son habilitation consacrée au concept du tragique, publiée sous le titre *Versuch über das Tragische* en 1961⁴⁹, qu'il avait dédié à Bollack le 28 novembre 1959, faisant référence à une soirée commune⁵⁰. Les deux philologues avaient sans doute déjà amorcé la discussion prolongée dans la lettre⁵¹. Ce chapitre, consacré au tragique chez le poète Hölderlin, fait partie du premier ensemble théorique de l'essai qui vise à présenter une philosophie du tragique pour en faire ressortir un « concept général du tragique⁵² ». Il est constitué d'un commentaire de deux citations de Hölderlin issues de ses écrits esthétiques⁵³ et entend retracer l'évolution de la conception dialectique du tragique chez Hölderlin. Dans son commentaire du fragment conçu entre 1798 et 1800, Szondi met en avant le sens du destin paradoxal du héros tragique dans la conception hölderlinienne – que Szondi illustre ensuite par une interprétation du destin

46 C'est la lettre encore inédite de Jean Bollack datée du 10 février 1971 qui précisa la référence.

47 « Lecture de Strette. Essai sur la poésie de Paul Celan ». Cf. SZONDI 1982 : 181 ; SZONDI 2011, *Schriften II* : 366.

48 SZONDI 1971.

49 SZONDI 2011, *Schriften I* : 149–260 ; SZONDI 2003.

50 Szondi : « Pour Jean, en souvenir d'une certaine soirée rue de Bourgogne. / Pierre / 28–11–59 ».

51 Nous pouvons signaler l'existence dans le Fonds Szondi à Marbach d'un autre document attestant de l'intérêt de Jean Bollack pour les travaux de Peter Szondi sur le tragique (DLA 88.9.1335). Le document intitulé « Remarques sur le tragique » fut rédigé à l'été 1960 lors d'un séjour commun en Suisse et constitue un commentaire de la conception szondienne du tragique. Voir à ce propos KÖNIG 2004 : 48–51.

52 SZONDI 2011 : 153 ; SZONDI 2003 : 11.

53 Un fragment écrit entre 1798 et 1800 (cf. Friedrich HÖLDERLIN, *Sämtliche Werke*, Große Stuttgarter Ausgabe, éd. par Friedrich BEISSNER, vol. 4, 1943 : 274 ; trad. française de Denise Naville, [La Signification des tragédies], dans F. HÖLDERLIN, *Œuvres*, éd. sous la dir. de P. JACOTTET, Paris, 1967 : 644) et un extrait des *Remarques sur Oedipe* de 1803 (Cf. SW, vol. 5, 201 ; trad. fr. François Fédier, Paris, 1965, reprise dans *Œuvres* : 957).

tragique du héros de *La Mort d'Empédocle* –, dont la fonction en tant que « signe en soi insignifiant⁵⁴ », dans le combat paradigmatique entre la nature et l'art, est de se sacrifier à la nature pour qu'elle puisse alors se révéler⁵⁵. Szondi dégage du second extrait issu des *Remarques sur Œdipe* (1803) une nouvelle dimension à la conception hölderlinienne du tragique qui touche désormais plus directement au rapport entre Dieu et l'homme – constituant en cela une transposition du conflit entre nature et art – qui se laisse résumer dans le concept tout dialectique d'« infidélité divine⁵⁶ » ressortissant à un temps historique caractérisé par l'éloignement des dieux, où toute union forcée mène l'homme à sa perte.

Tout en louant la méthode et le style de Szondi, Bollack expose ses réflexions et remet notamment en question l'évolution mise en avant par Szondi. Car, selon lui, les deux textes esthétiques d'Hölderlin trouvent leur origine dans une même conception du tragique ; les conséquences que tirent Szondi de l'analyse des *Remarques sur Œdipe* pourraient tout aussi bien s'appliquer à *La Mort d'Empédocle*, texte auquel Bollack se réfère principalement⁵⁷. Bollack remet en question l'évolution pointée par Szondi afin de mettre en lumière le sens du destin historique d'Empédocle et insiste pour ce faire sur l'achronicité qui caractérise le poète dans la pièce d'Hölderlin :

Qu'est-ce que le « temps » dont Empédocle est victime, son « temps », le temps est-il à la fois le lieu de la nature affaiblie et dissociée et celui de la tragique apparition de son intégrité⁵⁸ ? Autrement dit, qu'est-ce qui sépare Empédocle de son temps, pour qu'il puisse en⁵⁹ être la victime ?

En d'autres termes, n'avons-nous pas affaire là aussi, tout comme dans l'*Œdipe* de Sophocle, à un temps historique intermédiaire où les dieux infidèles se sont détournés des hommes et le héros (Empédocle) a voulu forcer une réconciliation prématurée ? La séparation appuyée par Bollack dans sa lettre indique en effet

54 Cf. SZONDI 2003 : 21.

55 SZONDI 2003 : 21 : « Hölderlin interprète donc la tragédie comme un sacrifice que fait l'homme à la nature pour l'aider à apparaître de manière adéquate. »

56 SZONDI 2003 : 22.

57 On peut noter que Bollack donna un séminaire sur la tragédie d'Hölderlin à l'université de Montpellier le 25 février 1960, à l'invitation de Pierre Aubenque, en complément d'une conférence sur Parménide. Par ailleurs, il avait déjà fait une communication sur le poème d'Empédocle qu'il avait lié au drame d'Hölderlin dans un colloque dirigé par Schadewaldt à Tübingen, au début du mois de février 1958.

58 Szondi : « Empédocle est donc victime de son temps ; mais sa disparition rend possible un devenir, et ce destin ne lui est pas personnel : c'est – selon la remarque d'Hölderlin – plus ou moins le destin de tous les personnages tragiques. » Cf. SZONDI 2003 : 21. Les passages en italique citent le *Fondement d'Empédocle*.

59 C'est Jean Bollack qui souligne.

une possible achronicité du poète Empédocle et renvoie dans le même temps à la seconde analyse de Szondi, dans laquelle ce dernier met en avant l'importance de la « mission⁶⁰ » du poète dans une telle période intermédiaire.

Bollack esquisse ainsi quelques pas vers une interprétation de la tragédie d'Empédocle – et s'en excuse immédiatement. Il dit en effet à Szondi attribuer sa tentative à un « désir illégitime de dépasser les limites du discours et d'expliquer l'inexplicable ». Il apparaît cependant après-coup que l'approche de Szondi ne permettait justement pas d'aboutir à une lecture, comme Bollack le formula bien plus tard dans *Au jour le jour*⁶¹. À la méthode analytique de Szondi (dont la *Théorie du drame moderne* fournit une première démonstration), qui selon lui ne rend pas justice à la singularité des œuvres, leur étude supposant un préalable théorique, il oppose la « lecture philologique⁶² ».

L'échange entre les époux Bollack et Peter Szondi à propos de la légende d'Amphitryon en août 1964, documenté en partie dans le cahier numéro 55/56 de la revue *Geschichte der Germanistik*⁶³, constitue un exemple remarquable de démonstration philologique. Les différents éclairages des époux Bollack à propos du sens et de la fonction de la « longue nuit » d'Amphitryon, et notamment la lettre du 8 août 1964, dans laquelle Jean Bollack avait pointé les déformations philologiques subies par le texte au cours de l'histoire de sa transmission, ont fourni les arguments décisifs à Szondi pour réhabiliter, dans sa préface à un volume de drames consacrés à la légende⁶⁴, l'unité et donc la cohérence de la tragicomédie de Plaute et ainsi invalider l'interprétation dominante de la critique moderne qui l'avait en partie condamnée en raison d'une incompréhension du sens plus noble et donc du pôle tragique que représente la longue nuit dans l'économie de la pièce. Szondi put ainsi démontrer que le double registre de la légende d'Amphitryon est, avec Plaute, au fondement de la légende et ainsi tracer une ligne droite depuis la pièce de Plaute jusqu'à l'adaptation tragicomique par Kleist de la pièce de Molière.

Pour finir ce balayage succinct des preuves en acte de l'attachement au sens chez Bollack, lisibles dans la correspondance avec Peter Szondi, on peut mentionner une dernière lettre-commentaire de l'année 1965 pouvant se lire comme une démonstration exemplaire de l'approche bollackienne du texte, et plus particulièrement de son attention à la langue. Elle porte par ailleurs

⁶⁰ SZONDI 2003 : 23.

⁶¹ Bollack : « Quelle est la relation (ou l'interrelation), dans chaque cas, entre le modèle théorique adopté et la composition concrète du texte telle qu'elle se dégage de la lecture philologique ? » Cf. AJ : 1021–1022, X 637.

⁶² AJ : 1022.

⁶³ Cf. LUCAS 2019 : 131–133.

⁶⁴ *Amphitryon* (Plautus, Molière, Dryden, Giraudoux, Kaiser), éd. par Joachim Schondorff, Munich/Vienne, Langen-Müller, 1964 : 9–41. Cf. SZONDI 2011, *Schriften II* : 170–197.

témoignage de la vigilance des deux philologues vis-à-vis des manifestations de la survivance de la pensée national-socialiste – antisémite – dans la vie intellectuelle allemande et plus particulièrement dans les études littéraires. La lettre, datée du 11 octobre 1965, présente une analyse idéologique au travers d'un commentaire grammatical et sémantique d'une unité syntaxique issue d'une traduction de *L'École païenne* de Baudelaire par le romaniste Kurt Wais, ancien nazi déclaré, se rapportant au poète Heinrich Heine, dont on sait qu'il fut particulièrement calomnié par les nazis. Szondi avait sollicité Bollack pour être confirmé dans sa propre analyse selon laquelle Kurt Wais trahissait son idéologie dans son choix de traduction⁶⁵. « Heine et sa littérature pourrie de sentimentalisme matérialiste » est la déclaration de Baudelaire faisant l'objet de la discussion, elle fut traduite par Kurt Wais par « Heine und sein von materialistischer Sentimentalität verfaultes Literatentum⁶⁶ ».

Le texte *L'École païenne* fait partie des écrits esthétiques du poète français. Il est dirigé contre le néo-paganisme littéraire contemporain de Baudelaire et ses représentants, un courant de *l'art pour l'art* auquel appartenaient les précurseurs de l'École parnassienne tels Théophile Gautier, Leconte de Lisle et Théodore de Banville. Dans le texte, les écrits de Heine sont présentés comme précurseurs de ce culte de l'antiquité païenne – l'athéiste et par trop sensible Heine est rejeté par Baudelaire, bien qu'il loue par ailleurs sa littérature. On peut citer à titre d'exemple le célèbre brouillon de la lettre à Jules Janin de l'année 1865 dans lequel il prend résolument parti pour Heine et la « race irritable des poètes⁶⁷ ». Par ailleurs, la référence à la déclaration de Heine « En fait d'art, je suis surnaturaliste » issue du texte du « Salon de 1846⁶⁸ », dont le texte source est longuement cité par Baudelaire – il provient du chapitre « Salon de 1831 » de la collection d'articles à caractère journalistique *Französische Zustände* (1832), dans lequel Heine accorde, en matière d'art, à l'âme humaine la prévalence sur la nature –, rend compte des points de convergence esthétique des deux poètes emblématiques de la modernité⁶⁹.

Dans sa lettre à Peter Szondi, Jean Bollack argumente en faveur d'un « double mouvement » se faisant jour dans le jugement général de Baudelaire sur Heine et sa poésie, lisible dans ses écrits, que Bollack compare à celui envers George Sand, fait d'admiration et de distance. Il cite pour cela un passage du

65 À ce jour, nous n'avons pas identifié le texte de Kurt Wais.

66 Voici le contexte plus large de la citation : « Il me semble que l'excès de paganisme est le fait d'un homme qui a trop lu et mal lu Henri Heine et sa littérature pourrie de sentimentalisme matérialiste ». Cf. BAUDELAIRE 1976 : 45.

67 « Lettre à Jules Janin ». Cf. BAUDELAIRE 1976 : 231–240.

68 Cf. BAUDELAIRE 1976 : 432.

69 Paul Peters reconnaît un rapport de filiation entre la poésie de Heine et de Baudelaire. Cf. PETERS 2004.

texte sur l'« Exposition universelle de 1855⁷⁰ » qui exemplifie cette oscillation entre un jugement positif et un jugement plus négatif. Dans la demande d'examen qu'il avait formulé à Bollack, Szondi s'était essentiellement concentré sur le terme « littérature » et sa traduction par « Literatentum », emploi dans lequel il décèle l'idéologie nauséabonde de Wais, mais Bollack insiste également sur l'analyse grammaticale du segment : « La grammaire d'abord. Avant le lexique », déclare-t-il en préambule ; on sait en effet qu'il postulait déjà qu'elle restitue la pensée⁷¹. Selon lui, le lexique n'est en effet pas seul en cause, il y reviendra dans un second temps. Il poursuit : « Pourrie ne qualifie pas littérature et de a le sens de par (comme on dirait : gâtée par, viciée par) ou à force de. C'est déjà répondre à ta question et justifier ta critique⁷² ». En effet, dans le syntagme traduit, le participe passé « verfault » apparaît comme adjectif, le verbe « verfaulen » ne permettant pas un emploi transitif⁷³ ; le groupe prépositionnel « von materialistischer Sentimentalität » étant un intensificateur (et non le complément d'agent d'une tournure passive). Par ailleurs, ici aussi Bollack pointe une erreur de lexique : l'adjectif participe « verfault », extrêmement péjoratif, dénote un jugement moral très fort, alors que le terme de « verdorben » serait plus nuancé. Quant au substantif « littérature », il ne désigne en aucun cas une attitude propre aux poètes comme le suggère le substantif « Literatentum », qui par la personnification dénote par ailleurs une certaine stigmatisation, mais bien les produits de l'esprit. Sous la plume de Kurt Wais, le jugement ambivalent de Baudelaire – articulé dans l'emploi d'un substantif connoté positivement et d'un groupe participial péjoratif –, apparaissant comme essentialisé, est transformé en une condamnation sans appel⁷⁴.

70 La citation : « Ce charmant esprit qui serait un génie s'il se tournait plus souvent vers le divin ». Cf. BAUDELAIRE 1976 : 577.

71 Mayotte Bollack déclare dans une lettre du 11 juillet 1971 à Peter Szondi à propos de l'Héraclite qu'elle prépare avec Jean Bollack et Heinz Wismann : « Bernard [Böschenstein – nda] n'appréciera pas, qui ne croit pas que l'analyse grammaticale restitue la pensée ». Au sujet de l'importance de la syntaxe pour la constitution du sens, voir aussi : ScS : 81.

72 Les soulignements sont de Jean Bollack.

73 Le dictionnaire Grimm ne recense qu'un seul emploi, tiré d'une citation d'Opitz (XVII^e siècle).

74 Je remercie Leo Pinke et Werner Wögerbauer pour leurs précieux éclairages dans l'analyse du syntagme.

Bibliographie

- BAUDELAIRE 1976 – Charles BAUDELAIRE, *Œuvres complètes*, texte établi, présenté et annoté par Claude PICHOS, Paris, Gallimard, 1976 (« L'École païenne » 44–49, « Lettre à Jules Janin » 231–240).
- BOLLACK 1971 – Jean BOLLACK, « Mythische Deutung und Deutung des Mythos », trad. par Christoph SCHNEIDER et Heinz WISMANN, dans M. FUHRMANN (éd.), *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption* (IV^e colloque « Poetik und Hermeneutik », Rheda, 1968), Munich, W. Fink, 1971 : 67–119. Texte français : « L'interprétation du mythe », dans GP : 137–180.
- BOLLACK 1973 – Jean BOLLACK, « Vom System der Geschichte zur Geschichte der Systeme », dans R. KOSELLECK/W.-D. STEMPER (éds.), *Geschichte, Ereignis und Erzählung* (V^e colloque « Poetik und Hermeneutik »), Munich, W. Fink, 1973 : 11–28.
- BOLLACK 1989 – Jean BOLLACK, « Un futur dans le passé. L'herméneutique matérielle de Peter Szondi », dans Peter SZONDI : *Introduction à l'herméneutique littéraire*, trad. par Mayotte Bollack, Paris, Les Éditions du Cerf, 1989 : I–XVII.
- ESPAGNE 2013 – Michel ESPAGNE, « La notion de transfert culturel », *Revue Sciences/Lettres* 1 (2013), mis en ligne le 1 mai 2012, consulté le 10 décembre 2020. URL : <http://journals.openedition.org/rsl/219> ; DOI : <https://doi.org/10.4000/rsl.219>.
- JAUSS 1970 – Hans Robert JAUSS, *Literaturgeschichte als Provokation*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1970. / *Pour une esthétique de la réception*, trad. de l'allemand par Claude Maillard, Paris, Gallimard, 1978.
- JUDET DE LA COMBE 1997 – Pierre JUDET DE LA COMBE, « Sur la relation entre interprétation et histoire des interprétations », *Revue germanique internationale* 8 (1997) : 9–29.
- KALINOWSKI 1997 – Isabelle KALINOWSKI, « Hans-Robert Jauss et l'esthétique de la réception », *Revue germanique internationale* 8 (1997) : 151–172.
- KÖNIG 2004 – Christoph KÖNIG, *Engführungen. Peter Szondi und die Literatur*, Marbach am Neckar, Deutsche Schillergesellschaft, 2004.
- KÖNIG 2013 – Christoph KÖNIG, « La biographie intellectuelle de Peter Szondi et la postérité de son œuvre », *Revue germanique internationale* 17 (2013) : 13–27.
- LUCAS 2019 – Solange LUCAS, « La correspondance entre Peter Szondi et Jean Bollack (1959–1971) : Prépublication d'un choix de lettres », *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 55/56 (2019) : 128–136.
- LUCAS 2020 – Solange LUCAS, « Um der französischen Kritik willen. Pierre Bourdieu liest Peter Szondis Aufsatz ›Über philologische Erkenntnis‹ (1962) », *Geschichte der Philologien* 57/58 (2020) : 114–122.
- MATTENKLOTT 1983 – Gert MATTENKLOTT, « Peter Szondi comparatiste », dans L. GOLDMANN/B. GROETHUYSEN (éds.), *Figures de médiateurs. De L'Allemagne de Weimar à la France de la V^e*, Paris, Nouvelles éditions rationalistes, « Raison présente 68 », 1983 : 69–83.
- PETERS 2004 – Paul PETERS, « « Heine et Baudelaire » ou la formule alchimique de la modernité », *L'Année Baudelaire* 8 (2004) « Baudelaire et l'Allemagne, l'Allemagne et Baudelaire » : 57–83.
- SZONDI 1971 – Peter SZONDI, « Lecture de Strette. Essai sur la poésie de Paul Celan », *Critique* 288 (1971) : 387–420.
- SZONDI 1982 – Peter SZONDI, *Poésies et poétiques de la modernité*. Traduction française de textes de Peter Szondi sur Mallarmé, Paul Celan, Walter Benjamin, Bertolt Brecht, éd. par

- M. BOLLACK, traduction de S., J. et M. BOLLACK et A. LACKS, Lille, Presses Universitaires de Lille, 1982.
- SZONDI 1993 – Peter SZONDI, *Briefe*, éd. par C. KÖNIG et T. SPARR, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1993.
- SZONDI 2003 – Peter SZONDI, *Essai sur le tragique*, trad. de J.-L. BESSON, M. GONDICAS, P. JUDET DE LA COMBE et J. JOURDHEUIL, Belval, Circé, « Penser le théâtre », 2003.
- SZONDI/CELAN 2005 – Peter SZONDI/Paul CELAN, *Briefwechsel*, mit Briefen von Gisèle Celan-Lestrange an Peter Szondi und Auszügen aus dem Briefwechsel zwischen Peter Szondi und Jean und Mayotte Bollack, éd. par C. KÖNIG, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 2005.
- SZONDI 2011 – Peter SZONDI, *Schriften I / Schriften II*, éd. par J. BOLLACK/H. BEESE/W. FIETKAU/H.-H. HILDEBRANDT/G. MATTENKLOTT/S. METZ/H. STIERLIN, avec une postface de Christoph KÖNIG, Berlin, Suhrkamp 2011.
- SZONDI 2013 – Peter SZONDI, « Quelques remarques sur la situation de la recherche en herméneutique littéraire », trad. fr. de Marc de LAUNAY, *Revue germanique internationale* 17 (2013) : 133–136.
- THOUARD 2002 – Denis THOUARD, « Qu'est-ce qu'une « herméneutique critique » ? », *Methodos* 2 (2002), mis en ligne le 5 avril 2004, consulté le 9 December 2021. URL : <http://journals.openedition.org/methodos/100> ; DOI : <https://doi.org/10.4000/methodos.100>.

Sens après sens – La traduction comme mise à l'épreuve du travail herméneutique

Une lecture insistante du poème « Einem, der vor der Tür stand » de Paul Celan

ARNAU PONS

Pour Sabine Bollack

Dans les « Remarques préliminaires » pour le dossier *Sur quatre poèmes de Paul Celan. Une lecture à plusieurs*, de la *Revue de Sciences Humaines*, paru en 1991, qui se propose de reproduire, remaniés, les contenus des débats du colloque organisé en 1988 à la Maison de Sciences de l'Homme à Paris, Jean Bollack situa le travail herméneutique sous un angle dialogique qui se définit par ses écarts et ses contrastes, loin de toute forme d'irénisme :

La forme ouverte donnée à ces séances, et la proposition qui l'anime d'une recherche commune du sens (et donc la possibilité de le définir à partir de textes restreints, ou d'en justifier l'existence) reposent sur un parti pris en faveur de l'interprétation. [...]

Le déchiffrement est un travail à la fois personnel, par les formes de concentration qu'il suppose, et collectif, par l'information qu'il requiert et par la réflexion que suscitent les approches antérieures même abusives¹.

La pratique de lecture du cercle bollackien qui s'est consacré à l'œuvre de Celan repose sur une volonté de discuter à fond ce que les poèmes veulent dire. On peut envisager la traduction comme faisant partie de cette même « recherche commune du sens² ». Lorsqu'elle se penche sur l'obscurité des poèmes de Celan, la traduction réunit « un travail à la fois personnel, par les formes de concentration qu'il suppose, et collectif, par l'information qu'il requiert et par la réflexion que suscitent les [traductions] antérieures même abusives ». Cette démarche a déterminé mes traductions des poèmes de Paul Celan, mais aussi la traduction des textes que Jean Bollack a consacrés au poète. J'ai eu la chance de partager la table avec lui dans la quête du déchiffrement des poèmes que nous lisions ensemble, parfois seuls³,

1 QPPC : 9–10.

2 QPPC : 9.

3 La lecture des poèmes « Solve » et « Coagula » que Bollack a publiés dans un catalogue de Colette Brunschwig, ou bien son texte « Juifs allemands : Celan, Scholem, Susman », sont des exemples de cette collaboration.

parfois accompagnés de Werner Wögerbauer. En vérité, mes traductions des ouvrages de Bollack sur Celan ont été marquées, dès le début, par un engagement qui relève de la solidarité, mais aussi, comme il disait, de la volonté de rendre justice aux textes, de défendre la poésie. De son vivant, il était assez contesté à cause de son travail sur le sens. Les autres approches sur Celan – Gadamer, Derrida, Lacoue-Labarthe, etc. – avaient un public beaucoup plus large. Il n'était pas connu, ou presque pas, dans les milieux hispanophones. En 2000, avant de le connaître personnellement, j'avais préparé un dossier sur Celan pour la revue espagnole *Quimera*, où j'avais fait paraître une grande partie de son texte « Le mont de la mort » sur le poème « Todtnauberg » de Celan. À l'époque, cette lecture se distinguait de tous les commentaires qui faisaient du poème une sorte d'hommage déchiré à Heidegger, ou bien une recherche désespérée de ses excuses pour son engagement politique et son silence après l'extermination, dans l'acceptation de la grandeur de son œuvre. C'est la parution de ce dossier qui nous a mis en contact par la médiation des frères Yannick et Patrick Lloed. Tout de suite, je me suis engagé dans la traduction espagnole de *Pierre de cœur* (1991), sur le poème inédit « Le Périgord ». À ce moment, mes demandes de précision nous ont poussés à commenter la plupart des poèmes cités dans l'ouvrage, souvent à cause des passages parallèles ou pour éclairer le sens d'un mot. C'est dans cette traduction revue et élargie que j'ai apporté une trouvaille sur la relation que le poème « Le Périgord » maintient avec une traduction que Celan avait faite d'un poème d'Yvan Goll – il se sert donc de la polémique du plagiat pour la provocation. Ce livre, paru en 2002, était en effet, pour avoir élargi la version originale en français, un nouveau livre, mais encore aujourd'hui il reste inconnu aux lecteurs français. Ensuite, je me suis consacré à la traduction des *Celan-Studien* de Peter Szondi avec une préface de Bollack pour cette édition de 2005, un texte qui est paru en même temps en allemand dans la traduction de Christoph König. La même année j'ai aussi publié la traduction espagnole de *Poésie contre poésie* (2001). Cet ouvrage majeur de Jean Bollack est paru en même temps en allemand en 2005. Précédemment, tout un travail de révision a été fait par Werner Wögerbauer et moi-même. Au-delà d'une correction profonde du livre, qui devrait être prise en compte pour sa réédition, nous avons adapté et élargi une partie importante de ses chapitres⁴. C'est cette relecture d'un de ses chapitres, faite au moment de la traduction du livre, que je veux exposer ici, pour montrer comment la traduction, lorsqu'elle est conçue comme faisant partie de l'herméneutique critique qu'elle-même lit et traduit, peut

4 Les chapitres élargis ou en partie remaniés sont les suivants : « La musique des camps », notamment pour ce qui concerne les affaires Weißglas et Goll ; « Le silence », qui est devenu « L'humour blanc », avec la géomancie et les derniers apports de Wiedemann ; « Le ballet des signes », qui est devenu « La barrière des cils » ; et finalement « Circonscire l'allemand » qui a subi un ajustement de sens et qui est devenu « L'homoncule de Treblinka et le Maharal de Prague ». Ces changements font des éditions allemande et espagnole celles de référence.

aussi apporter des ajustements. Comme le disait Meschonnic, la traduction n'est pas un transport, mais un rapport. Le rapport que j'ai eu avec Bollack a été celui de l'amitié. Ce mot se faisait concret dans une sorte d'émancipation et de restitution d'une vérité par l'intermédiaire des lectures, inattendues ou espérées, des textes poétiques. Or ce mot trouve aussi une place dans le poème de Celan « Einem, der vor der Tür stand » (*Die Niemandrose*, 1963), dont le premier titre était « Que sont mes amis devenus ? », une reprise de Rutebeuf. J'ai choisi ce poème pour montrer comment la traduction se mêle parfois au processus herméneutique. Comme Bollack le disait de Celan : « l'œuvre du traducteur [...] est indissociable de la sienne⁵ ». Traduire, c'est toujours aussi un acte critique inspiré par la responsabilité du déchiffrement et une mise en question fondamentalement poétique. La poésie rencontre ses défenseurs. Pour cette même raison mes traductions de Bollack ont toujours impliqué une actualisation, un élargissement, voire parfois un changement des propositions de compréhension, de sorte que chaque traduction a fait naître un nouveau livre.

1. Sens et signification

Avant de rentrer dans le vif du sujet, je voudrais réfléchir sur deux concepts qui me semblent importants pour l'herméneutique dite critique⁶ : *sens* et *signification*, ou, ce qui est la même chose, la paire « Sinn und Bedeutung » en allemand. Bollack a traité de la question du *sens* d'une façon très réfléchie dans son livre d'entretiens avec Patrick Llored, *Sens contre sens* (2000, 2018), et il en a parlé aussi ailleurs. Par exemple, il marque ses distances par rapport à Meschonnic et son idée de *rythme* dans le X 1235 du livre *Au jour le jour* (2013⁷), mais il n'a jamais distingué les concepts de *sens* et de *signification*, comme a pu le faire Eric Donald Hirsch (« Meaning & Significance ») dans son livre *Validity in Interpretation* (1967), et dans *The Aims of Interpretation* (1976⁸). Cette même distinction a été faite par Antoine Compagnon dans *Le Démon de la théorie. Littérature et sens commun* (1998), où, de la même manière que Hirsch, il parle de *sens*, du côté de l'auteur, et de *signification*, du côté du lecteur, comme une évolution et une évaluation du sens de l'œuvre selon les contextes et à travers le temps⁹. Bollack n'a pas établi cette distinction d'une façon aussi tranchante et argumentée. Dans *Sens contre sens* on trouve parfois le mot *signification* comme un synonyme de *sens* (« la signification

5 PcP : 168.

6 THOUARD 2012.

7 AJ : 85.

8 *Come si interpreta un testo* (1978) est la seule traduction existante d'un de ses livres d'herméneutique, semble-t-il, en Europe, ce qui montre la réticence devant cette critique de Heidegger et Gadamer.

9 COMPAGNON 1998 : 98s.

que l'on cherche¹⁰ »), ou comme la capacité de signifier d'un auteur (« les outils de la signification dont dispose un auteur¹¹ »). Un texte où Bollack a entamé cette distinction, comme un sous-entendu, est « Celan et nous », le chapitre qui clôt *Poésie contre poésie*, où il réfléchit sur ce que les poèmes pourraient signifier pour les lecteurs aujourd'hui, notamment pour ceux qui ne sont pas juifs¹².

On peut élargir le concept de *signification* dans le sillage tracé par Hirsch ou Compagnon pour y inclure ce qu'un texte soulève chez le lecteur, sans préalables, d'après sa propre expérience de lecture. C'est-à-dire, on pourrait situer les propositions de Gadamer dans *Qui suis-je et qui es-tu ?* du côté de la signification, c'est-à-dire, ce que les poèmes du cycle *Cristal de souffle* peuvent signifier pour Gadamer, sans prétendre pour autant que tout ce que ces poèmes éveillent en lui ne soit ce que l'auteur aurait voulu dire. Toujours est-il que cela peut donner des résultats contradictoires à cause des bévues du lecteur. La signification recouvrerait donc tout ce que les textes produisent du côté du lecteur, l'appropriation et la dénaturation en faisant partie. La philosophie herméneutique opérerait dans cette sphère de signification. C'est donc le royaume du lecteur : le texte serait là pour ses besoins. Or Celan, le poète qu'il était au-delà de ses poèmes, dans sa vie privée, dans ses lettres¹³, s'est insurgé contre ces méprises, voire contre une utilisation de sa poésie.

Dans son essai, Compagnon parle de « relativisme dogmatique¹⁴ », et Bollack, deux ans plus tard, de « pluralisme dogmatique¹⁵ ». D'ailleurs, Compagnon se réfère aussi à la *cohérence* d'une œuvre grâce à un lexique déterminé par l'auteur, et ce qui est le plus important, il signale le travail herméneutique de Peter Szondi (« La méthode des passages parallèles¹⁶ »), de sorte qu'il pose aussi le problème que peut soulever la resémantisation, un mot n'ayant pas nécessairement le même sens dans deux passages parallèles. Ainsi, chez Celan, le mot *Bruder* désigne normalement le « frère juif », comme dans le poème « Einem, der vor der Tür stand » (*Die Niemandrose*), mais dans le poème « Einem Bruder in Asien » (*Lichtzwang*) il prend un autre sens, car il témoigne d'une solidarité pour les victimes au Vietnam et en même temps il est utilisé comme une riposte à Enzensberger¹⁷, l'agresseur.

10 ScS : 23.

11 ScS. : 46.

12 PcP : 313.

13 Voir par exemple sa lettre (non envoyée) à Adorno du 26 janvier 1962 : Wiedemann 2000 : 551s.

14 COMPAGNON 1998 : 76.

15 ScS : 164.

16 COMPAGNON 1998 : 77.

17 WÖGERBAUER 2000.

2. Une langue à monstres

Bollack a exposé pour la première fois une interprétation du poème « Einem, der vor der Tür stand » au colloque international de Seattle aux États-Unis en 1984, qui fut publiée en 1987 dans le volume *Argumentum et silentio* (édition d'Amy D. Colin) sous le titre de « Échec à la langue allemande ». Selon cette lecture, le poème serait une attaque contre la langue allemande faite par le poète juif. La judéité ou le juif chez Celan opère ici en tant que correcteur d'une germanité violente et inhérente à la langue, qui engendre ou produit des monstruosité inacceptables, et qui s'accorde de cette manière à l'extermination des juifs.

- EINEM, DER VOR DER TÜR STAND, eines
 Abends :
 ihm
 tat ich mein Wort auf – : zum
 5 Kielkropf sah ich ihn trotten, zum
 halb-
 schürigen, dem
 im kotigen Stiefel des Kriegsknechts
 geborenen Bruder, dem
 10 mit dem blutigen
 Gottes-
 gemächt, dem
 schilpenden Menschlein.
 Rabbi, knirschte ich, Rabbi
 15 Löw :
 Diesem
 beschneide das Wort,
 diesem
 schreib das lebendige
 20 Nichts ins Gemüt,
 diesem
 spreize die zwei
 Krüppelfinger zum heil-
 bringenden Spruch.
 25 Diesem.

 Wirf auch die Abendtür zu, Rabbi.

 Reiß die Morgentür auf, Ra- –¹⁸

Ce poème témoignerait d'une opération de redressement à travers une circoncision réparatrice qui judaïse la langue par ses coupures. On trouve une phrase de

Patrick Llored dans *Sens contre sens* qui peut s'appliquer parfaitement à cette interprétation : le poète agit « en judaïsant cette langue qui a nié le juif¹⁹ ».

Au moment de l'inclusion de cette lecture dans *Poésie contre poésie*, où le titre devient « Circoncire l'allemand », avec une judéité visiblement plus déterminée, Bollack rappelle la signification d'un mot rare du poème (et qui apparaît aussi dans l'édition critique de Tübingen : « *Kielkropf* : vom Satan untergescho-benes, mißgestaltetes Kind²⁰ ») d'après un certain folklore régional allemand attribuant au Satan (« le démon », selon Bollack²¹) le changement d'un bébé au berceau par un petit monstre, « *Kielkropf* » étant un synonyme de « *Wechselbalg* ». Cet « enfant de rechange », comme le désigne Bollack lui-même, serait donc une conséquence de cette langue tératologique. Or il ne semble pas avoir tenu compte à ce moment de la reprise de Rutebeuf : « Que sont mes amis devenus », en tant que titre d'un premier état du poème, selon l'édition de Tübingen, et que Barbara Wiedemann a mis en relief, à juste titre, dans son volume *Die Goll-Affäre*²². Pour Bollack, après l'énumération des êtres informes du poème, le poète doit réagir contre cette bestialité teutonique inhérente à la langue, qui a ses monstres et ses démons, ses dieux sanguinaires, sa soldatesque, sa cruauté et sa laideur. C'est tout ce qui a été déposé dans la langue par les récits du folklore, mais aussi par la littérature et la théologie, et qui a été donc absorbé par les esprits. Le poète serait là en tant que purificateur : « La tâche du poète est de donner < vie > à une langue. Le rabbi est là pour lui, en lui²³ ». Il s'agit donc de « judaïser le monstre pour teutonique qu'il soit²⁴ ». C'est, bien entendu, une judaïsation hors religion et théologie. On y arrive par les coupures que le stilet du poète sait faire à cette tradition sacrée.

Dès le début, sa lecture est construite par la contestation d'autres interprétations du poème. Cette forme du texte, où les arguments et les contre-arguments parfois ne se distinguent pas aisément, fait que le lecteur ne peut suivre le fil qu'avec difficulté, car il n'a pas sous les yeux les textes concernés. En plus, la syntaxe du poème est très complexe, ce qui ajoute une difficulté supplémentaire à l'interprétation déployée.

Bollack avait supposé qu'un étranger se tenait devant la porte, et que celui-ci n'était pas le Rabbi Löw, ce qui, justement, est bien le cas lorsqu'on comprend le poème. Pour définir l'identité de cet étranger, il partait d'une ressemblance (pour lui « la référence évidente²⁵ ») entre le troisième vers de la deuxième élogie

19 ScS : 206.

20 Celan, TCA 1996 : 64.

21 PcP : 67.

22 WIEDEMANN 2000 : 761.

23 PcP : 61.

24 PcP : 61.

25 PcP : 59.

de Duino (« [da der Strahlendsten] einer stand an der einfachen Haustür ») et le premier vers du poème, qui en est en même temps son titre. Chez Rilke, il est question d'un être rayonnant. Cette deuxième élégie débute par un vers célèbre : « tout ange est terrible ». C'est un être fabuleux qui se tient du dehors, et qui, selon Bollack, préfigure la monstruosité de la langue, ce qu'elle a de terrible. On peut critiquer quelques-unes de ses décisions de traduction, puisqu'elles affectent la compréhension (dans les parenthèses carrées je signale des alternatives) :

UN QUI ÉTAIT DEVANT LA PORTE, un

soir :

à celui-là

j'ai ouvert mon mot – : vers

le goitreux, je l'ai vu trotter, vers

[le hideux / l'infirmes / l'abject]

le semi-

tondu, lui,

le frère

né dans la botte crottée

de l'homme de guerre, lui,

avec son sexe

[avec sa verge]

saignant

[saignante]

de dieu, le

[consacrée à Dieu]

petit homme pépiant.

[l'homoncule pépiant]

Rabbi, grognai-je, rabbi

[grinçai-je]

Loew :

celui-là,

coupe lui le mot,

celui-là,

inscris lui le vif-

néant au cœur,

[néant dans son être / dans son âme]

celui-là,

écarte lui les deux

doigts tordus pour une parole

porteuse de salut.

Celui-là.

Claque aussi la porte du soir, rabbi.

Ouvre la porte du matin, ra- –²⁶

Le commentaire est structuré, comme je l'ai dit, contre trois interprétations préexistantes : celle de Peter Horst Neumann, celle d'Otto Pöggeler et celle d'Albrecht Schöne. J'en fais une synthèse :

- Neumann construit sa lecture à partir du mythe de la légende juive du Golem et l'angoisse du poète après l'extermination. Bollack, en revanche, tient compte de la resémantisation et relève la subversion de la légende juive – selon lui, le Rabbi Löw est là pour collaborer avec le poète (« il est pour lui, en lui ») en remplaçant le Golem, afin de circonscire l'allemand, et donc de « laver » la langue.
- Pöggeler met au premier plan l'idée du salut, le rituel, la circoncision, et il problématise la lecture de Neumann. La judéité serait prise dans la logique de la théologie négative, elle n'est pas envisagée en tant que transfert « dans l'ordre de la parole » comme chez Bollack²⁷. Pour Pöggeler : « le mal, c'est de s'être servi d'un < art > toujours condamnable, de la < parole pure >, à savoir : accueillie, incontrôlée, inspirée²⁸ ». Le poème exprime cette lutte. Bollack affirme en revanche : « Il n'est question de nul golem, mais d'une judéité et d'un redressement d'une langue corrompue par ce qu'on en a fait, et même de théologique²⁹ ». Il s'agit tout simplement d'une tétatologie linguistique que le poète combat avec sa poésie en se servant de sa judéité, mais on ne peut pas se confondre sur la nature de cette opération : « Le terme rituel [de circonscire] est pris pour la réfection, pour l'intégration négatrice : acclimater ce qui est dégradé et corrompu, judaïser le monstre, pour teutonique qu'il soit. On comprendrait la raison pour laquelle l'office est réservé à la < haute > figure du Rabbi Löw de Prague. Il lui est demandé de laver, par un acte miraculeux, hors rite, l'allemand, tel qu'il a pénétré dans les quartiers de l'âme, pour le rendre à la < judéité > qui en permet l'usage. L'exorcisme a besoin de sa thaumaturgie fameuse³⁰ ». Ce serait donc une question d'écriture et d'usage de la langue, où la force du Rabbi Löw est employée pour réaliser un nouveau miracle. À vrai dire, le but est une purification qui se produit en judaïsant l'allemand. Et cette judaïsation éclot lorsque l'allemand est neutralisé par une poésie fière de cette opération. Toujours est-il que « l'allemand que parle le poème ne peut pas bénir³¹ », car en fin de compte « on n'est juif que contre les monstres³² ».

27 PcP : 62.

28 PcP : 65.

29 PcP : 66.

30 PcP : 61.

31 PcP : 69.

32 PcP : 69.

- Albrecht Schöne développe une lecture chrétienne décomplexée. Pour sa part, Bollack le conteste en dénonçant la complicité des églises dans les massacres, et il sépare le Dieu de Nelly Sachs de celui de Celan, pour lequel Dieu est juif, mais pas suffisamment juif. Au-delà de cette distinction, le poème se réfère selon lui à une divinité germanique ; ainsi le composé : « *Gottes-/gemächt* est très physique : c'est le sexe monstrueux et sanglant d'un dieu, où se confondent la violence sexuelle et celle de la langue³³ ». Mais en vérité ce terme découpé par le poème (« *Gottes-/gemächt* ») désigne le gros sexe circoncis du survivant juif squelettique, qui est consacré à Dieu par son sang qui dégouline, après une circoncision éternelle.

Le texte finit par une longue lettre à Schöne, où Bollack expose ses désaccords, mais avant il fait une analyse des mots utilisés par Celan pour définir le monstre du poème et il signale qu'il s'agit d'hapax : « Les vocables rares s'engendrent l'un l'autre, entassant des anomalies dérisoires³⁴ ». En même temps, ce monstre allemand aurait une essence théologique, voire totémique : « Le dieu n'est qu'un sous-homme [...] le sexe du dieu, couvert de sang, est aussi le modèle des idoles sanguinaires, répliques de sa férocité phallique³⁵ ». Bollack se trompe en refusant la référence au *Faust* : « homoncule (cf. trad. Broda) [serait] trop noble, non seulement à cause du *Second Faust*, mais en raison de ses associations alchimiques³⁶ ». Or dans l'alchimie particulière du poème, la botte (*Stiefel*) du soldat de la Wehrmacht (*Kriegsknecht*) est en vérité la cornue (*Retorte*) où apparaît l'homoncule juif, qui est une caricature du survivant des camps. Bollack, quant à lui, suit sa démarche antithéologique jusqu'à la fin. Le poème se situe vraiment dans ce sillon, mais plus sarcastique et blasphématoire que l'on n'imagine.

3. L'homoncule juif qui bénit l'Allemagne après le nazisme

Au moment de la traduction de *Poésie contre poésie* j'ai écrit une lettre à Jean Bollack, le 22 septembre 2003, pour lui proposer de revoir ce chapitre en profondeur, en prenant en considération des informations qu'on pouvait trouver ailleurs :

Cher Jean,

Je crois qu'il faut remanier le chapitre « Circonscire l'allemand » ; d'abord vous devez

33 PcP : 73.

34 PcP : 67 et 68.

35 PcP : 67 et 68.

36 PcP : 67 et 68.

consulter les variantes (*Tübinger Ausgabe*, p. 64–65) et lire aussi les pages 760–762 et 809–810 du livre *Paul Celan – Die Goll-Affäre* de Wiedemann. Quant à l’analyse des commentaires, il faudrait inclure le texte de Lefebvre sur le poème en question (paru dans la revue *POÉSIE*, n° 104) [...].

Le commentaire de Jean-Pierre Lefebvre est plutôt accumulatif³⁷, car il tient compte de l’interprétation de Bollack, mais aussi des informations fournies par Barbara Wiedemann ou par d’autres et des esquisses du *Méridien* (pour « Kielkropf³⁸ »), référence qui change tout. En effet, ce qui compte vraiment, pour la compréhension de ce poème, c’est la référence au *Faust* de Goethe (voir les chapitres « Finstere Galerie » : « kielkröpfigen Zwergen », et aussi *Laboratorium* : où Wagner désigne l’homoncule comme un *Menschlein*, deux mots qui peuvent être mis en rapport avec le poème). Avec ces données, le sens du poème change radicalement, car pour Bollack le monstre était allemand, c’est-à-dire qu’il se trouvait dans la langue en soi ; elle le produisait avec toute son horreur, ainsi que ses acolytes (« la soldatesque qui se procréée elle-même³⁹ »), mais en vérité le monstre du poème est juif : il a été produit par les nazis dans le creuset alchimique d’Auschwitz et Treblinka, et il se distingue, par sa laideur et par sa judéité excessive, d’Anne Frank et de son succès.

Lorsque je travaillais sur ce chapitre j’ai trouvé chez Scholem un commentaire du lien entre le Rabbi Löw, créateur du Golem, et Paracelse, l’alchimiste hanté par la création de l’homoncule. Il y a aussi des ouvrages du vivant de Celan qui font le lien entre le Rabbi Löw et le Goethe alchimiste. Tout cela est commenté dans la note 21 de l’édition espagnole⁴⁰. Ce poème témoigne donc de cette hybridation judéo-allemande, mais sur un ton sarcastique, sous la lumière noire de l’extermination, avec une analyse sans pitié des compromissions de la part des juifs allemands qui ont survécu, et de leur sanctification après les camps, avec les prix littéraires et les autres flatteries. À mon avis, il serait l’un des poèmes les plus mordants.

37 Voir l’article « Sept roses de personne » dans le site de la revue *POÉSIE* : <https://po-et-sie.fr/texte/sept-roses-de-personne/> (c’est la page 7 du fichier, qui correspond à la page 106 du numéro 104 de la revue). La traduction de Lefebvre est discutable quant à certains de ses choix, notamment les mots qui définissent le frère juif : « avorton », « mal-/foutu », « bout d’homme pépieur », et aussi l’explicitation de la coupure : « circoncis-lui la parole ».

38 « Wer nur der Mandeläugig-Schönen die Träne nachzuweinen bereit ist, der tötet auch sie [gräbt sie nur], die Mandeläugig-Schöne, nur zum andern Mal [tiefer ins Vergessen]. – Erst wenn du mit deinem [allereigensten] Schmerz zu den krummnasigen, bucklichten und mauschelnden [und kielkröpfigen] Toten von Treblinka, Auschwitz und anderswo gehst, [dann] begegnest du auch dem Aug und [seinem Eidos : der] Mandel ». Pour l’édition critique du *Méridien* (*Der Meridian*), voir Celan, TCA 1999 : n° 400, p. 128 ; aussi n° 394–397, p. 127, et n° 410–412, p. 130.

39 PcP : 61.

40 PcPCL : 102.

Bollack a tenu compte de ces élargissements introduits dans ce chapitre pour rédiger sa conférence de Munich en 2005 : « Paul Celan unter judaisierten Deutschen », où il reprend, refaite, l'interprétation du poème sous la forme d'un résumé.

À l'heure actuelle, j'ajouterais trois nouveaux apports qui vont dans la ligne de ce qui a été exposé jusqu'à présent.

4. Le lion et la sève – la mort du père comme une arme

Le nom de Löw évoque chez le poète une férocité juive : « Löwe », c'est le lion de Judah, une poésie combative, voir par exemple le poème « Gezinkt der Zufall » (*Fadensonnen*, 1968) : « Löwe, / sing du das Menschenlied / von Zahn und Seele, beiden / Härten. » (Lion, / chante toi le chant des hommes, / sur dent et âme, ces deux / duretés.). Dans les traductions espagnole et allemande de *Poésie contre poésie*, à la fin du chapitre, Bollack identifie le Rabbi Löw comme celui qui se tient devant la porte et qui rentre : « Il serait l'incarnation de la tradition juive et de sa disparition⁴¹ » [en espagnol dans le texte]. Le poète montre au célèbre Rabbi ce qu'il est capable de faire avec sa poésie dans l'horreur de la langue allemande (« je lui ai ouvert ma parole ») ; ensuite il lui demande de faire la même chose que lui avec une communauté de disgraciés et de difformes (des juifs survivants) devant lui – c'est un *adynaton*. Les injonctions faites au Rabbi ont une double intention selon Bollack : A) Il faut laisser le passé du judaïsme à sa place. B) Une fois que le Rabbi se sera tourné vers l'avenir, il ne trouvera une vérité que dans sa scission (« Ra- »). Cette utopie exige de lui de se couper en deux et d'incorporer la syllabe « Ra- » dans cette dernière négation (Kafka savait s'affirmer aussi dans la négation).

Or le Rabbi Löw est ici en vérité un alter ego du poète. Celan aimait citer dans ses lettres les plus critiques (à cause de l'affaire du plagiat) la première phrase du célèbre refrain du Rabbi Hillel : *Im Eyn Ani Li, Mi Li ?* (Si je ne suis pas pour moi, qui le sera ?). Par ce poème, le poète se trouve lui-même dans le secret de la rencontre (cf. *Le Méridien*). Il parle à son altérité la plus intérieure et la pousse à agir. On n'est juif que contre les monstres juifs, car ils ont suivi le monstre.

D'ailleurs, le nom de Löw fait partie du lexique celanien : on trouve déjà très tôt le composé *Löwenzahn* dans le poème « Espenbaum », du recueil *Le Sable des urnes* (1948), un poème sur la mort de la mère, où il y a déjà des mots qui deviendront des termes-clés dans l'œuvre (*Baum, Zahn, Brunnen*). La dent de lion, dans ce poème, est en opposition avec le vert assassin de l'Ukraine. Dans le poème posthume « 24 Rue Tournefort » nous lisons : « Sag : Löwig. Sag :

41 PcPCL : 125s.

Schiwiti ». Dans son édition des poèmes, Wiedemann suppose qu'il s'agit d'une allusion à une personne concrète, non identifiée⁴², mais en vérité le mot *Löwig*, forme adjectivée de *Löwe*, renvoie bien au Lion de Judah, et il fait partie de l'art juif (les bannières ironiques du poète). Le lion, c'est cet animal de poésie qui sait se défendre avec ses dents, comme le sanglier (*Eber*) sait fouiller dans les domaines du sexe de la femme (voir « In Gestalt eines Ebers »).

Mais Löw est aussi le prénom du père : Leo Anstchel. *Et nous lisons dans le livre* (comme disait Celan) : « durchvatert – von deinen Säften – steht Löw » (plus exactement dans le poème posthume « An Ungenannt ») – c'est donc de la sève en lui qui traverse le paternel pour que le lion se tienne. Avec cette sève, comme avec l'encre, les poèmes se font au jour le jour. On trouve aussi *Löwenzeichen*, dans le poème « Königsweg » du cycle israélien *Zeitgehöft*, publié posthument.

La sève du père, versée⁴³, dessine ce lion de sang qui vivifie le Rabbi.

5. Nelly Sachs : description d'un combat

La Rose de Personne est un combat ouvert contre Nelly Sachs. Elle n'est pas la seule à être une cible. Or le fait qu'elle soit la poétesse juive du Prix Nobel (à côté d'Agnon) qui témoigne de la souffrance et des crimes sous le nazisme, avec une poésie qui sait tordre la langue, et pour laquelle le judaïsme demeure intact (s'il ne s'était renforcé par le désastre), fait d'elle une sorte d'emblème de la judéité allemande du XX^e siècle.

Au colloque international de Nantes « Paul Celan : Privé / Public » (décembre 2016) j'ai essayé de montrer comment le poème « Bei Wein und Verlorenheit » (« Avec du vin et perte ») est une contestation dirigée contre « Kommt einer », de Nelly Sachs, un poème de *Flucht und Verwandlung* (*Fuite et transformation*), de 1959. Celan l'aurait perçu comme une attaque subtilement moqueuse contre sa personne et sa poésie, presque une réprimande, de poète à poète.

En lisant le premier état du poème « Einem, der vor der Tür stand » dans l'édition critique, daté du 20 mai 1961, on percevait très bien des allusions à ce même poème de Nelly Sachs. À ce moment, le titre était encore la citation de Rutebeuf, « Que sont mes amis devenus », ce qui ajoute un ton ironique à la réaction du poète. Je signale en gras les ressemblances entre les deux poèmes et j'y ajoute encore un autre poème de Sachs, « Golem Tod ! », du recueil *Sternverdunkelung* (*Obscurcissement de l'étoile*), de 1949, aussi pour ses résonances :

42 WIEDEMANN 2018 : 1201.

43 Voir SAGNOL 2016.

Q[ue sont mes]UE SONT MES AMIS DEVENUS ?

=

Einer – **vielleicht**
kommt einer, vielleicht
 [wieder?] kommt er / wieder?

=

Welcher
 kommt?
 =
 Einem tat ich das Wort auf: / zum
 Kielkropf sah ich ihn gehn,
 zum
 halbschürigen, dem
 im Stiefel des Kriegsknechts geborenen
 Bruder, dem
 mit dem Gottesgemächt, dem
schilpenden Menschlein.

=

Rabbi, mummelt ich, Rabbi [Rabbi, **knir-**
schte ich, Rabbi:]

Lö[x]w:

diesem
beschneide das Wort,
 diesem
 schreib **das lebendige**
 Nichts in die Seele – diesem
 spreize die zwei
 verkrüppelten Finger[.] **zum**
heil-
bringenden Fluch.

=

Dieser –
 kommt er
 wieder?

Kommt einer
 von ferne
 mit einer Sprache
 die **vielleicht** die Laute
 verschließt
 mit dem Wiehern der Stute
 oder
dem Piepen
 junger Schwarzamseln
 oder
 auch wie eine **knirschende** Säge
 die alle Nähe zerschneidet –
 [...]

Golem **Tod!** [deuxième strophe]
 Nabel der Welt,
 dein Skelett breitet die Arme
mit falschem Segen [v. 10]
 [« Golem Tod! », *Sternverdunkelung*
 (1949)]

L'homoncule est ce juif en sortant de Treblinka, maigre et délabré, qui bénit Nelly Sachs avec l'Allemagne entière. Et cette bénédiction des *kohanim*, pleine d'espoir pour les juifs du mythe et de la religion, que le Rabbi Löw de Prague aide à faire à cet être filiforme qui n'est pas son Golem, n'était-elle pas, en fin de compte, la quête de Nelly Sachs ?

6. Pépier après Auschwitz

Dans sa dernière lecture proposée (celle des éditions espagnole et allemande), Bollack a supposé que le Rabbi incarne l'histoire du judaïsme, et « l'homoncule pépissant » pourrait être en même temps une sorte de projection de Celan lui-même, en tant que poussin qui pépie, c'est-à-dire en tant que poète. Or je suis de l'avis que ce « pépissant » (*schilpenden*) renvoie sans aucun doute aux merles du poème de Sachs (*Schwarzamseln*), et, par ricochet, peut aussi se mêler à son ancienne polémique avec Adorno (à cause du tandem poésie/musique), qui se manifesterait par des notes et aussi des poèmes. C'est comme si le Rabbi Löw qui est son alter ego aidait l'homoncule qui pépie après Auschwitz à bénir la vieille dame de la Shoah devant Adorno, le philosophe de la nouvelle musique. Le couple de merles a cette force :

Pas de poème après Auschwitz ? (Adorno) Quelle est la conception du poème qu'on insinue ici ? L'outrecuidance de celui qui a le front de faire état d'Auschwitz depuis la perspective du rossignol ou de la grive musicienne⁴⁴.

L'« homoncule » (*Menschlein*) est un juif survivant qui est à la fois poète, comme les « hommes » (*Menschen*) du poème « Bei Wein und Verlorenheit », du même recueil, c'est-à-dire des poètes de la contrefaçon, avec leurs langues à images.

7. S'enjuiver (« plus d'un juif de naissance même n'y a pas réussi »)

Dans son texte « Juif dans l'insoumission », publié dans le volume collectif d'hommage à Jean Bollack *La Philologie au présent*, Perrine Simon-Nahum constate que :

La philologie joue chez Bollack un rôle analogue à celui de la langue chez Celan. Elle détermine le lieu où s'enracine la rupture avec le judaïsme pour mieux le faire renaître à sa mission créatrice⁴⁵.

J'ajouterais : *et critique*. Chez Celan cette rupture s'est faite, comme le montre le poème « Einem, der vor der Tür stand », aussi avec les juifs *hyperjuifs* qui ont contribué à une paix et une compromission avec l'Allemagne, et qui parfois s'exprimaient contre sa propre poésie (soit en la plagiant, soit en la banalisant, soit en la rendant inacceptable en tant qu'hermétique et donc illisible, soit en y cherchant des images pour démontrer le plagiat). La maîtrise d'un héritage juif,

44 CELAN 2005 : 122 (n°214).

45 SIMON-NAHUM 2010 : 169.

ainsi que d'un judaïsme de la séparation et de la différence, ne peut pas se dissocier de cette opération qui a pour but la non-assimilation dans l'assimilation – et cela suppose une volonté de différence, que la différence d'être et de penser soient préservées. La recherche du sens va dans cette même direction.

Dans *L'Étoile de craie*, le livre de Brigitta Eisenreich, nous lisons quelques idées de Celan à propos de la judéité :

S'enjuiver : On peut s'enjuiver, c'est – il faut l'admettre – difficile, et pourquoi ne pas l'admettre aussi ? – plus d'un Juif de naissance même n'y a pas réussi ; c'est précisément la raison pour laquelle je trouve cela recommandable. [...] Au bout de compte, [s'enjuiver] ce n'est qu'un autre mot pour se-reconnaître-dans-autrui, c'est se recueillir en autrui en ce qu'il est soi-même, c'est le retournement⁴⁶.

Bollack s'est trouvé soi-même en lisant Celan. Il s'était déjà *enjuivé* en rentrant dans le domaine des Grecs. Son *Bernays* en témoigne aussi. Celan lui aurait permis de fermer le cercle, d'aller vers soi. On rejoint ici le problème posé par André Laks sur « l'effacement tendanciel de la distinction entre objet interprété (*i.e.* l'œuvre) et sujet interprétant, dans la mesure où l'objet privilégié de l'interprète critique est le regard critique de l'auteur interprété lui-même⁴⁷ ». C'est peut-être que l'attachement à la lettre, comme une particularité juive, demande de faire une démarche sens après sens, dans une lecture insistante, comme elle peut se faire aussi, sans complexe, du côté mystique révolutionnaire⁴⁸.

Dans *Au jour le jour*, nous lisons cet X 399 :

Le comportement de certains juifs, qui auraient collaboré s'ils l'avaient pu, ne demandant pas mieux – et certains l'ont fait en se reniant et ont péri quand même –, ne prouve pas, comme on l'insinue, que les juifs étaient comme tout le monde (« comme les autres ») ; tout au plus qu'ils n'étaient pas juifs – ni au propre, et moins encore au figuré⁴⁹.

Voici le sens du mot juif pour Celan, d'après ce poème, un mot qui repousse toute définition.

⁴⁶ EISENREICH 2010 : 255s.

⁴⁷ LAKS 2017 : 92.

⁴⁸ L'exemple majeur en serait le dernier livre d'Ivan Segré, SEGRÉ 2022.

⁴⁹ AJ : 480.

Bibliographie

- BOLLACK 2003a – Jean BOLLACK, « Juifs allemands : Celan, Scholem, Susman », dans J.-C. ATTIAS/P. GISEL (éds.), *De la Bible à la littérature*, Genève, Labor et Fides, 2003 : 187–219.
- BOLLACK 2003b – Jean BOLLACK, « Défaire la langue, faire le poème », dans *Colette Brunschwig et autres résonances autour de l'œuvre poétique de Paul Celan*, Nijmegen University Press, 2003 : 56–75.
- BOLLACK/PONS 2019 – Jean BOLLACK/Arnau PONS, *Lecturas de « Cristal de aliento » (Atemkristall) de Paul Celan*, México, Herder, 2019.
- CELAN 2000 – Paul CELAN, *Gesammelte Werke in sieben Bänden*, éd. par B. ALLEMAN/S. REICHERT, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 2000.
- CELAN 2005 – Paul CELAN, « Mikrolithen sind, Steinchen ». *Die Prosa aus dem Nachlaß*, éd. par B. WIEDEMANN/B. BADIOU, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 2005.
- COMPAGNON 1998 – Antoine COMPAGNON, *Le Démon de la théorie. Littérature et sens commun*, Paris, Seuil, 1998.
- EISENREICH/BADIOU 2013 – Brigitta EISENREICH/Bertrand BADIOU, *L'Étoile de craie. Une liaison clandestine avec Paul Celan*, Paris, Seuil, 2013.
- GADAMER 1987 – Hans-Georg GADAMER, « Qui suis-je et qui es-tu ? Commentaire de « Cristaux de souffle » de Paul Celan », trad. Elfie POULAIN, Paris, Actes Sud, 1987.
- HIRSCH 1967 – Eric Donald HIRSCH JR, *Validity in interpretation*, New Haven/London, Yale University Press, 1967.
- HIRSCH 1976 – Eric Donald HIRSCH JR, *The Aims of Interpretation*, Chicago/London, The University of Chicago Press, 1976. [Come si interpreta un testo. Introduction de E. GARULLI. Rome, Armando Armando Editore, 1978.]
- LAKS 2017 – André LAKS, « Objet-Sujet. Observations préliminaires sur les démarches de Jean Bollack et de Peter Szondi », *Savoirs et clinique* 23 (2017) : 90–100.
- LEFEBVRE 2003 – Jean-Pierre LEFEBVRE, « Paul Celan. Sept roses de personne », *PO&SIE* 104 (2003) : 105–108.
- MESCHONNIC 1981 – Henri MESCHONNIC, *Jona et le signifiant errant*, Paris, Gallimard, 1981.
- MESCHONNIC 1999 – Henri MESCHONNIC, *Poétique du traduire*, Paris, Verdier, 1999.
- NEHER 1987 – André NEHER, *Faust et le Maharal de Prague. Le mythe et le réel*, Paris, Presses Universitaires de France, 1987.
- PONS 2015 – Arnau PONS, *Celan, lector de Freud*, México, Herder, 2015.
- PONS 2016a – Arnau PONS, « Paul Celan, the Word Proscribed », dans J. PICARD/J. REVEL/M. STEINBERG/I. ZERTAL (éds.), *Makers of Jewish Modernity : Thinkers, Artists, Leaders, and the World They Made*, Princeton/Oxford, Princeton University Press, 2016 : 535–549.
- PONS 2016b – Arnau PONS, « D'une lignée d'abolis », *Europe* 1049–1050 (2016) « Paul Celan ».
- PONS 2020 – Arnau PONS, « Héritage paria. Une lecture insistante du poème « Die mir hinterlassne » », dans C. FRADIN/B. BADIOU/W. WÖGERBAUER (éds.), *L'Herne Celan*, Paris, L'Herne, 2020 : 158–168.
- SACHS 1961 – Nelly SACHS, *Fahrt ins Staublose*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1961.
- SAGNOL 2016 – Marc SAGNOL, « Celan, les eaux du Boug », *Les Temps Modernes* 690 (2016) : 1–27.
- SCHOLEM 2003 – Gershom SCHOLEM, *La Kabbale et sa symbolique*, Paris, Payot, 2003.

- SEGRÉ 2022 – Ivan SEGRÉ, *La Souveraineté adamique. Une mystique révolutionnaire*, Paris, Éditions Amsterdam, 2022.
- SIMON-NAHUM 2010 – Perrine SIMON-NAHUM, « Juif dans l'insoumission. La place du judaïsme dans les lectures de Jean Bollack », dans *La Philologie au présent. Pour Jean Bollack*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, 2010.
- THOUARD 2012 – Denis THOUARD, *Herméneutique critique. Bollack, Szondi, Celan*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, 2012.
- WIEDEMANN 2000 – Barbara WIEDEMANN, *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 2000.
- WÖGERBAUER 2000 – Werner WÖGERBAUER, « L'engagement de Celan », *Études germaniques* 55 (2000) : 595–613.

Bollack et Bourdieu : une amitié scientifique productive

VICTOR COLLARD

Introduction

L'idée de cette contribution est née dans le cadre d'une thèse de sociologie consacrée à une histoire sociale du rapport entre Bourdieu et Spinoza. Intéressé par tous les éléments empiriques permettant d'en apprendre plus sur le sociologue, j'ai été intrigué par la découverte, dans le catalogue des Archives littéraires suisses, d'une correspondance abondante entre Pierre Bourdieu et Jean Bollack. Or la consultation de cette correspondance a été importante à un certain nombre d'égards pour mon travail et je voudrais revenir sur ce qu'elle offre, à mon sens, de manière évidemment non exhaustive, comme perspectives.

Il ne s'agira pas du tout ici d'esquisser une comparaison classique entre deux chercheurs du type « Sartre et Foucault » ou de s'essayer à une lecture croisée de leurs œuvres, mais de présenter quelques-uns des éléments importants de cette correspondance qui éclairent bien sûr les relations entre Bollack et Bourdieu, comme nous allons le voir, mais qui fournissent aussi un certain nombre d'informations très riches pour de tout autres sujets. Mes recherches étant spécialisées sur Bourdieu, et les lettres étant pour la grande majorité celles du sociologue, c'est donc surtout depuis sa perspective que cette communication est située. Cependant, l'ouverture du Fonds Bourdieu permettra à l'avenir d'analyser les probables lettres de Bollack qui y sont potentiellement conservées et de compléter le point de vue que nous offrent présentement les Archives littéraires suisses.

Cette contribution s'articule en trois temps. Je resituerai d'abord cette correspondance vis-à-vis de celles que j'ai pu retrouver de Bourdieu, afin d'en souligner l'originalité à différents égards. Il me semble en effet intéressant, sur le principe « relationnel » cher à Bourdieu, de prendre dans un premier temps une approche comparée par rapport à ses autres correspondances pour mieux caractériser celle qu'il a entretenue avec Bollack (1). Je m'intéresse ensuite à ce que celle-ci dévoile de leurs relations sur un plan à la fois personnel et scientifique (2). Je souligne pour conclure un certain nombre d'enjeux éditoriaux généraux qui ressortent de cette correspondance, qui précisent la nature de leurs relations et de leurs rapports intellectuels (3).

1. Une correspondance riche, symbolique de la relation suivie entre Bollack et Bourdieu

1.1 La correspondance de Bourdieu la plus substantielle à ce jour

Je commencerai donc par caractériser cette correspondance d'un point de vue assez général et les quelques critères que je vais utiliser pour la présenter illustrent sa particulière richesse.

	Dates extrêmes	Nombre de lettres de Bourdieu	Lieu de conservation
Jean Bollack	1962 – 1997	81 (plus 12 de Bollack)	Archives littéraires suisses
Louis Althusser	1957 – 1967	5	IMEC
Raymond Aron	1962 – 1966	10	BNF
Jacques Derrida	1956 – 1974	5	IMEC
Norbert Elias	1976 – 1990	18	DLA Marbach
Claude Lévi-Strauss	1966 – 1993	6	BNF
Peter Szondi	1966 – 1971	10	DLA Marbach

Tableau synoptique des principales correspondances de Bourdieu accessibles à ce jour

J'ai constitué ce tableau à partir des données concernant certains fonds d'archives que j'ai pu consulter au cours de mon travail, en ne m'attachant ici qu'aux fonds les plus fournis dont on dispose pour l'instant. On constate aisément que la correspondance avec Bollack est très largement la plus volumineuse avec 80 lettres environ de Bourdieu et 12 de Bollack. Il s'agit aussi de la correspondance la plus étirée dans le temps : elle s'étend de 1962 à 1997, soit la quasi-totalité de la carrière de Bourdieu. On voit qu'elle est beaucoup plus longue et durable que les autres principales correspondances retranscrites dans le tableau : celle de Lévi-Strauss est certes proche en termes de dates extrêmes, mais la correspondance en termes de volume n'a rien à voir et la relation qui s'en dégage non plus.

On ne peut supposer sans preuve que l'amitié fut constamment intense entre les deux chercheurs, mais en tout cas il ne semble pas y avoir eu de brouille majeure, même si leurs échanges sont particulièrement concentrés entre les années 1960 et le milieu des années 1970. L'année qu'effectue Bourdieu en résidence à l'Institute for Advanced Study de Princeton est de loin la plus prolifique, puisque l'on peut imaginer que les appels téléphoniques transatlan-

tiques étaient plus difficiles : pas moins de 27 lettres sont envoyées par Bourdieu à Bollack rien qu'entre 1972 et 1973.

Évidemment le volume des lettres est extrêmement précieux pour le chercheur, de par son contenu qui fournit un matériau inestimable, mais aussi en tant simplement que preuve d'une relation. Il ne qualifie naturellement pas pour autant à lui seul son intensité. On peut en effet imaginer qu'avec Raymond Aron par exemple, ce furent des centaines de conversations lors de leur partenariat au Centre de sociologie européenne (CSE) qui ne sont pas retranscrites et auxquelles leur assez maigre correspondance disponible dans le Fonds Aron ne rend pas justice. Ces nombreux échanges épistolaires avec Bollack peuvent ainsi, à l'inverse, être synonymes d'un manque de proximité physique quotidienne. Ils indiquent en tout cas un travail différent de celui avec un collègue comme Jean-Claude Passeron au CSE. Mais pour nous, il s'agit naturellement d'une ressource objectivable particulièrement précieuse en comparaison des conversations orales pour la plupart définitivement perdues, sauf témoignage précis.

1.2 Une correspondance éclectique

Au-delà de ces données chiffrées, un autre élément qui me paraît important à signaler est le caractère éclectique de cette correspondance. Il s'agit sans aucun doute de la correspondance de Bourdieu la plus intéressante qui existe et qui soit accessible actuellement, hors en tout cas de ce que l'on pourra éventuellement trouver dans le Fonds Bourdieu à l'avenir. Lorsque j'ai eu l'occasion de découvrir ces nombreuses lettres de Bourdieu, je les ai trouvées particulièrement stimulantes dans la mesure où, contrairement à toutes celles que j'ai pu consulter précédemment (Aron, Althusser, Marcel Maget, Lévi-Strauss, Sayad ou même Elias, etc.), celles avec Bollack au-delà d'être les plus nombreuses et étirées dans le temps, sont surtout les plus riches et diverses du point de vue des renseignements qui y sont délivrés.

Il m'est ainsi vite apparu que l'originalité première de cette correspondance vis-à-vis de celles que j'avais pu consulter jusqu'ici résidait dans le fait qu'il était difficile de la résumer à un enjeu unique, contrairement aux autres correspondances de Bourdieu, qu'il s'agisse d'Aron (suivi de son travail de thèse et réorganisation du Centre de sociologie européenne), Lévi-Strauss (remerciements et témoignages de respect pour l'œuvre de l'anthropologue), Althusser (discussion des premiers ouvrages ethnologiques de Bourdieu ainsi que de l'organisation du séminaire à l'ENS dans les années 1960), Elias (publications d'articles dans la revue *Actes de la recherche en sciences sociales* et invitations à divers colloques...). Or dans celle de Bollack, un très grand nombre d'enjeux différents sont évoqués. Ces lettres permettent de renseigner non seulement la relation entre les deux hommes, mais aussi leurs méthodes de travail, leurs

réseaux d'amitiés et d'inimitiés, leurs projets éditoriaux, leur collaboration concrète, le soutien mutuel qu'ils se portent, les projets scientifiques qu'ils organisent en commun, etc.

1.3 Un témoignage riche sur une amitié au long cours

Pour terminer ce premier point, il me semble important d'insister sur le fait qu'il se dégage de cette correspondance une relation particulièrement forte et qui doit être caractérisée. Il s'agit d'une véritable amitié que je dirais non feinte, non faussement « polie ». Ici aussi, il me semble que cette correspondance est originale par rapport aux autres. Il serait intéressant de savoir du point de vue des spécialistes de Bollack ce que représente Bourdieu par rapport aux différents interlocuteurs avec lesquels le philologue est également en relation épistolaire.

Du côté de Bourdieu, le sociologue parle assez peu de Bollack dans ses écrits autobiographiques ou en entretien, probablement en partie parce qu'il est moins amené à se situer vis-à-vis de lui dans les questions des interviewers qui s'intéressent davantage à ses rapports avec Foucault, Derrida, Sartre, Lévi-Strauss, Elias, etc.

Cela constitue une indication supplémentaire du fait que les relations avec certains chercheurs contemporains les plus connus sont rarement les plus importantes et que, dans le cas de Bourdieu et Bollack, leur travail en commun, comme nous allons le voir, était sans aucun doute le plus tangible par rapport aux autres. Ils se sont comme on le sait rencontrés à Lille au début des années 1960 où ils étaient tous les deux maîtres de conférence à la Faculté des Lettres et, au-delà du travail concret que nous allons analyser dans un instant, il faut noter la riche amitié qui existait entre les deux chercheurs, marquée par des témoignages de bienveillance, une volonté d'entraide concrète qui a sans doute à voir avec leur sentiment d'isolement dans le champ académique et la relative symétrie de leurs relations au moins dans un premier temps, comparée aux chercheurs plus célèbres avec lesquels Bourdieu est par ailleurs en contact (Althusser, Aron, Lévi-Strauss, Elias, etc.).

La correspondance donne ainsi un certain nombre d'indices de leur proximité. Elle commence d'ailleurs en 1962, avec une carte dans laquelle Bourdieu annonce son mariage avec Marie-Claire Brizard le 10 octobre 1962 ainsi que la naissance, quelques mois plus tard, de l'aîné des fils de Bourdieu, Jérôme. Bollack fait partie du premier cercle des amis au moment où la carrière de Bourdieu est ascendante : celui-ci est désormais secrétaire général du Centre de sociologie européenne sous la direction de Raymond Aron, qui a accepté depuis la toute fin des années 1950 d'être son directeur de thèse. Ce sont deux personnes qui s'apprécient, passent du temps ensemble, ainsi qu'un certain nombre de leurs vacances, ils évoquent très souvent et sans filtre leurs états

d'âmes, partagent donc les grandes nouvelles de leur vie et font preuve d'un soutien constant l'un envers l'autre.

2. ...qui témoigne de relations intenses

2.1 Une amitié scientifique et un échange de bons procédés

L'une des choses marquantes que montre la correspondance c'est la façon dont Bollack et Bourdieu collaborent ensemble à l'organisation d'un certain nombre de manifestations scientifiques. Alors même que leurs travaux ne relèvent pas de la même discipline, et que leurs conceptions de la science ne sont pas rigoureusement identiques, *philologie* d'un côté contre *science des œuvres* ainsi qu'*histoire sociale des idées* de l'autre, ils organisent pourtant un certain nombre de colloques en commun. C'est le cas de celui de Lille en 1973-1974, intitulé « La science des œuvres. Langage et institutions ». La correspondance donne à voir toute l'ingénierie à l'œuvre. Certains invités sont contactés par les deux chercheurs. François Furet, Carl Schorske ou encore le spécialiste de Dostoïevski, Joseph Franck, sont notamment contactés par Bourdieu et les deux premiers participeront effectivement à ces journées. De son côté, Jean Bollack dans l'une de ses lettres présentes dans le fonds dit contacter Bernhard Böschenstein, qui sera présent dans le panel, et informe Bourdieu que Noam Chomsky a dû décliner.

Au-delà de ces colloques organisés en commun, Bollack et Bourdieu semblent se promouvoir mutuellement en s'invitant réciproquement à des manifestations scientifiques. Dans une lettre en 1966, Bollack invite Bourdieu à participer à un colloque à Berlin « portant sur la sociologie de l'art et de littérature » et qui « comprendra l'exposé des résultats de vos dernières recherches ». Bourdieu et Derrida appuieront l'organisation d'un séminaire de Bollack à l'ENS qui aura lieu de 1968 à 1975. Et Bourdieu invite également Bollack à faire un exposé dans son séminaire.

En ce qui concerne une année importante quoique décevante selon Bourdieu, celle qu'il passe à Princeton à l'Institute for Advanced Study en 1972-1973, Bollack semble impliqué dans l'organisation du séjour : « Merci de vous inquiéter de ma venue là-bas. Je serais évidemment très heureux de bénéficier des conditions de travail offertes par l'Institut ». Bollack y a en effet lui-même passé une année entre 1970 et 1971.

Bourdieu invite Bollack pour des enregistrements d'émission de télévision à l'intention d'un public scolaire : « J'ai parlé de vous à Dina Dreyfus qui organise ces émissions et je lui ai dit que vous lui feriez de très belles émissions sur les sophistes. Elle vous en parlera ».

La correspondance montre également que Bollack s'occupe de contacter des journalistes ainsi qu'un certain nombre de chercheurs pour faire la promotion

d'*Esquisse d'une théorie de la pratique* qui paraît en 1972, au moment où Bourdieu est à Princeton. Ils semblent ainsi assumer un grand nombre de rôles différents en termes d'animation scientifique et de communication de leurs idées.

2.2 Un véritable collectif de travail

Au-delà de cette collaboration scientifique que l'on pourrait qualifier « d'institutionnelle » et par laquelle Bollack et Bourdieu participent à l'animation de la recherche et renforcent leur position dans le champ en termes de visibilité, il faut également insister sur le travail en commun qui ressort de cette correspondance. Il prend plusieurs formes.

Chronologiquement, on pourrait dire que le premier gros travail qui les rassemble concerne la thèse de Bollack sur Empédocle qui est publiée par Bourdieu dans sa collection « Le sens commun ». Alors qu'ils sont tous deux engagés en thèse au même moment, Bourdieu discute avec Bollack dès 1964 de la thèse de ce dernier avant que celle-ci n'ait été soutenue. Puis la même année que la soutenance, en 1965, Bourdieu lance la collection « Le sens commun » aux Éditions de Minuit dirigées par Jérôme Lindon. Parce que cette collection semble consacrée avant tout aux travaux de sciences sociales, faire paraître une thèse de philologie/philosophie en trois volumes sur un auteur antique pourrait paraître surprenant, mais un coup d'œil synoptique sur la liste des publications montre que ce genre de travaux est moins rare qu'on ne pourrait le croire. En considérant l'ensemble des ouvrages publiés pendant toute la période d'existence de cette collection, c'est-à-dire entre 1965 et 1991, et en excluant ceux dont Bourdieu est l'auteur ou le co-auteur, nous pouvons décompter quatre-vingt-dix volumes au total, à la fois français mais aussi pour une bonne part étrangers¹, dont vingt-cinq sont liés à la philosophie, soit un peu plus de 27 pour cent.

La correspondance permet de connaître le travail effectué à l'occasion de cet ouvrage et il est important, ce qui est surprenant étant donné le caractère aride du propos. Bourdieu apparaît en effet comme un directeur de collection engagé, investi par les ouvrages qu'il édite. Pour la publication du premier volume d'*Empédocle*, le sociologue lui transmet plusieurs longues lettres par lesquelles il tente de le convaincre de réorganiser son propos quand il lui apparaît peu clair, et le presse de ne pas surestimer les connaissances du public cultivé. De manière plus étonnante, il discute parfois ligne à ligne certains de ses développements, voire suggère des harmonisations dans la traduction des termes

1 Contrairement au catalogue littéraire des Éditions de Minuit, très essentiellement « national », les sciences humaines comprennent un certain nombre de traductions. Cf. SAPIRO 2019 : 100.

grecs². Bourdieu informe aussi Bollack dans une lettre du 6 septembre 1965 qu'il a relu son ouvrage sur Empédocle et qu'il souhaite écrire un article à ce sujet dans les semaines à venir³. Il s'assure également de sa diffusion en se félicitant d'avoir fait acheter l'ouvrage par les bibliothèques de Pau et de Tarbes⁴.

Pour la préparation d'*Esquisse d'une théorie de la pratique*, Bourdieu lit et discute ainsi très précisément l'ouvrage *Polarity and Analogy* d'un philologue britannique spécialiste de la pensée grecque⁵ dont il envoie à Jean Bollack plusieurs pages de compte rendu critique⁶. Cet exemple témoigne de la place qu'il continue à accorder à la littérature philosophique, y compris lorsque celle-ci aborde, comme c'est le cas ici, les interprétations techniques de nombreux philosophes tels que Platon, Aristote ainsi que les présocratiques, qui ont nécessité la remobilisation de sa culture philosophique. Bollack semble donc avoir un rôle dans l'intérêt de Bourdieu pour une certaine littérature scientifique. Exemple : « Je vous envoie ci-joint un topo un peu farfelu mais qui me paraît intéressant, par référence à nos hypothèses sur l'Odyssée. J'ai aussi trouvé pas mal d'informations sur l'éducation initiatique qui me paraissent éclairer beaucoup de caractéristiques des pré-socratiques⁷ ».

Ce genre de travail peut paraître périphérique par rapport aux développements centraux de l'œuvre de Bourdieu, mais on constate qu'il est assez marquant pour lui pour qu'il s'en souvienne une trentaine d'années plus tard au cours d'une leçon de son dernier cours au Collège de France, *Science de la science et réflexivité*, dans ce qui pourrait apparaître sans doute en partie *a posteriori* comme les prolégomènes d'une analyse sur la formation d'un champ philosophique autonome :

J'ai rappelé dans les *Méditations pascaliennes* (1997), dans un bref résumé d'une recherche que j'avais entreprise, il y a longtemps, avec Jean Bollack, sur le passage de la raison analogique à la raison logique dans la Grèce antique, que le développement progressif de la dialectique et du dialogue réglé accompagne l'émergence d'un champ

2 Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack 1964, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1 : « *Neikos* est traduit tantôt par querelle, haine, *discord*, discorde, pourquoi ne pas garder partout *Discord* ? »

3 Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack, Lasseube le 6 septembre 1965, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1 : « J'ai relu l'Empédocle et j'ai l'idée d'un papier que je ferai cet hiver et qui sera ma manière de rendre compte du livre : je vous en parlerai (il s'agit, bien sûr, du passage de la raison mythique à la raison raisonnante) ».

4 Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack, Lasseube le 6 septembre 1965, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

5 LLOYD 1966.

6 Pierre Bourdieu, « À propos de *Polarity and Analogy* », Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

7 Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack, 4 mai 1966, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

philosophique où se construit peu à peu la police de la pensée policée dans et par laquelle les adversaires apprennent à s'accorder sur les terrains de désaccord et sur les moyens de régler les différends⁸.

2.3 Une amitié organisée marquée par l'auto-protection

Si la relation avec Bollack constitue sans doute l'amitié la plus importante pour Bourdieu à cette époque, il me semble que cela tient en partie au sentiment d'une homologie de position dans leur champ respectif. Pierre Judet de La Combe note par exemple que Bollack était « plus critique et plus radical que la plupart de ses collègues⁹ ». Il ressort à de nombreuses reprises dans cette correspondance que Bourdieu et Bollack se sentent en effet particulièrement la cible d'attaques dans le champ académique et vont éprouver le besoin en quelque sorte de se protéger mutuellement. Dans une lettre en 1973, Bourdieu donne un indice de cet aspect de leur relation : « Vous avez contre vous, c'est certain, tout l'*establishment*. En partie par votre seule vertu, en partie par mon intermédiaire. C'est ainsi. » En souhaitant revenir le plus rapidement possible de son séjour à Princeton dont il est très déçu et se sent eseuilé, le sociologue écrit à Bollack : « Hâte de retrouver quelques points archimédiens. Dont vous êtes. »

Leurs critiques pourront sans doute dire qu'il y a une certaine paranoïa pour deux personnes relativement bien installées dans le champ. Néanmoins, cette correspondance atteste une forme de conflit structurel contre un certain nombre d'acteurs. Bollack estime ainsi dans *Au jour le jour* que Bourdieu l'« a poussé à entrer dans la bataille¹⁰ ». Il se réfère ce faisant à une lettre qu'il reçoit en 1972 de Bourdieu, alors à Princeton, dans laquelle le sociologue se pose en stratège et fin connaisseur des arcanes du champ intellectuel :

Il faut que vous entriez en bataille. [...] Cela implique que vous mettiez dans votre écriture beaucoup de hauteur et aussi tout le didactisme nécessaire. Les résistances sont telles qu'il faut employer toutes les armes.

Pardonnez-moi de vous faire la leçon : mais je les connais, hélas, mieux que vous. Venir ici, qui me les a fait voir de plus près que jamais, ceux-là et leurs homologues d'outre-atlantique, m'a renvoyé à une morose solitude. Différente de Paris, où je ne les vois pas¹¹.

L'exemple le plus fameux en est sans doute donné un an avant avec la fameuse querelle entre Pierre Boyancé et Jean Bollack à propos de *La Lettre d'Épicure* en

⁸ BOURDIEU 2004 : 145.

⁹ JUDET DE LA COMBE 2010 : 364.

¹⁰ AJ : 692.

¹¹ Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack, 10 octobre 1972, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

1971. Sans revenir sur les circonstances de cette querelle, on voit dans ce conflit comme l'a montré Stéphanie Cudré-Mauroux¹², à quel point Bourdieu a été à l'initiative pour défendre Bollack. Cette dispute intellectuelle, que certains comparent à un équivalent, pour la discipline philologique, de la querelle Barthes–Picard dans le champ des études littéraires¹³, illustre le fait que Bourdieu assume scientifiquement les textes qu'il édite au « Sens commun » et se tient prêt à les défendre coûte que coûte. En effet, la correspondance montre bien que ce dernier s'investit personnellement dans ce débat, en encourageant Bollack à rédiger cette *Lettre à un Président*, qu'il fait éditer, et en lui apportant même des corrections qui donnent au texte une dimension encore plus polémique¹⁴. En plus de considérations également éditoriales, relatives à la volonté de donner une certaine actualité à ce texte afin d'en augmenter la visibilité, cet exemple parmi d'autres signale à nouveau que Bourdieu ne publie pas un ouvrage simplement par proximité avec l'auteur, mais que cette dimension amicale manifeste aussi un accord au moins général sur le fond.

3. Des enjeux éditoriaux au cœur de la correspondance

3.1 La centralité de Bollack dans les projets éditoriaux de Bourdieu

Il est frappant de constater, grâce à cette correspondance, que Bollack se trouve au centre et au lancement de la plupart des enjeux éditoriaux importants lancés par Bourdieu. D'abord, on l'a vu, Bollack est donc l'un des premiers à publier au « Sens commun » avec le premier volume de son *Empédocle* en 1965. Mais il semble plus largement être impliqué dans plusieurs projets. Cette implication de Bollack, nous en avons notamment un indice dans un exemple que celui-ci donne dans *Au jour le jour*. Hans Mayer, dont la traduction de *Die Aussenseiter* était prévue dans « Le sens commun », n'a finalement pas été publié car Bourdieu trouvait son texte plus littéraire que scientifique. Or Hans Mayer en a beaucoup voulu à Bollack, preuve du rôle que celui-ci a dû jouer dans ce projet en tant qu'intermédiaire. En représailles symboliques, Bollack raconte que Mayer, pour lui faire sentir qu'ils avaient eu tort de refuser son texte, lui envoyait

12 CUDRÉ-MAUROUX 2018. <https://www.nb.admin.ch/snl/fr/home/portrait/als/points-de-vue/einsichten—aussichten-2018/aucombat.html>.

13 Cette opposition se matérialise par un ouvrage de BARTHES 1963, suivi de sa critique par PICARD 1965 et de la réponse de BARTHES 1966.

14 Lettres de Pierre Bourdieu à Jean Bollack des 2 et 6 novembre 1972, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

systématiquement un exemplaire de son ouvrage dans telle ou telle langue à chaque fois qu'une traduction de celui-ci était publiée¹⁵...

Au-delà de son implication dans les projets du « Sens commun », la correspondance indique même qu'un projet de revue est envisagé par les deux protagonistes au moins depuis 1972. Dans une lettre de février 1973, Bourdieu écrit ainsi à Bollack : « Peut-être pourrions-nous fonder notre revue. Mais, une fois encore, avec qui ? » Elle serait hébergée par les Éditions de Minuit et il s'agit sans doute de l'ancêtre des *Actes de la recherche en sciences sociales*. Mais Lindon semble être facteur de complication dans ce projet. Ce dernier n'aboutira pas sous cette forme, mais quand les *Actes* sont créés, Bollack est à nouveau sollicité dès le début. Dès le numéro double 5-6 en 1975, l'année du lancement de la revue, Jean Bollack publie un article « Ulysse chez les philologues » et « Heidegger l'incontournable » avec Heinz Wismann, ainsi que « L'épisode des Planètes » en 1976 et plus tard en 1980 dans le cadre d'un long entretien avec Gershom Scholem sur l'identité juive. Bollack fait donc partie des premiers auteurs auxquels pense Bourdieu à la fois pour sa collection et pour la revue qu'il lance.

Bollack est d'ailleurs souvent pris dans les logiques d'édition lancées par Bourdieu. Il est bien sûr à la baguette s'agissant des ouvrages de Peter Szondi. Cependant, cette omniprésence éditoriale de Bollack par rapport à Bourdieu est à mon avis à mettre en rapport avec le peu de citations qu'il fait de son travail par ailleurs. On en trouve essentiellement une seule allusion dans une leçon du Cours au Collège de France, *Sur l'État*, où Bourdieu évoque un exemple développé par Bollack à propos de la traduction du mot *phos* qui signifie le plus souvent « lumière » explique Bourdieu, mais qui peut dans de rares cas signifier « l'homme » ou « le mortel ». Fidèle à sa façon d'utiliser les auteurs de manière pragmatique par rapport à ses propres travaux, c'est-à-dire non dans le but de les commenter de manière exégétique, le sociologue se sert de cet exemple repris à *l'Empédocle* de Bollack pour marquer ce qu'il appelle « la transgression dans les formes¹⁶ » en utilisant un vocabulaire connu de la tradition mais pour en détourner le sens.

Mais de manière générale, Bollack est très peu cité par Bourdieu. Cela montre à mon sens que la nature de leur relation est tout à fait scientifique du point de vue du travail qu'ils accomplissent ensemble, y compris sur des sujets qui semblent loin de ceux de Bourdieu, tels ceux que j'ai cités il y a un instant, et qu'en même temps leurs travaux respectifs conservent leurs différences irréductibles. Il me semble que cela peut être mis en lien avec les propos de Bollack dans *Au jour le jour* : « Bourdieu m'a beaucoup aidé... [en contribuant à fonder avec Braudel et Furet le groupe < Histoire sociale de la philologie >], le soutien était total, la collaboration effective restreinte. La place accordée aux systèmes

15 AJ : 48-49.

16 BOURDIEU 2012 : 87.

scolaires, dans les cultures nationales et les conditions de la production des œuvres savantes, était sans doute le point de rencontre le plus fructueux. Mais la divergence reste¹⁷ ». C'est sans doute pour cette raison que la formule se veut prudente dans un document de présentation des ambitions du groupe que dirige Bollack, « Groupe de recherche sur l'histoire sociale de la philologie et la science des œuvres », et dont l'objet s'intitule « Problèmes de légitimation dans les sciences philologiques », dans lequel il est écrit, parmi les objectifs que se fixe le groupe : « examen de la possibilité d'une perspective interprétative *qui inclue de manière raisonnée les points de vue propres aux sciences sociales*¹⁸ ».

3.2 L'inimitié avec Lindon et le soutien sans faille avec Bollack

Cet investissement de Bollack dans des activités éditoriales avec Bourdieu est marquant. Les exemples cités à l'instant ne donnent cependant qu'une petite idée seulement de l'ensemble des projets éditoriaux menés en commun. La correspondance avec Bollack/Bourdieu est de ce point de vue extrêmement éclairante sur le processus éditorial de la collection « Le sens commun ». Je me contenterai simplement de souligner à quel point l'image du processus éditorial un peu paradisiaque et propre aux maisons d'édition d'avant-garde, impliquant peu de parties prenantes, avec Jérôme Lindon et Pierre Bourdieu unis dans une relation de confiance et faisant front uni vis-à-vis des auteurs, vole complètement en éclat à la lecture de cette correspondance.

En effet, un article intéressant de Paulin Ismard consacré à Pierre Vidal-Naquet évoque la façon dont ce dernier expliquait à l'historien américain Moses Finley que Lindon et Bourdieu ne souhaitaient pas publier son nouvel ouvrage parce que Finley n'avait pas rendu le précédent opus sur lequel il s'était engagé¹⁹. L'impression qui s'en dégage est alors celle d'un duo Lindon/Bourdieu certes spécialisé l'un sur la littérature et l'autre sur les sciences sociales, mais qui fonctionne de concert dans le processus éditorial du « Sens commun ». Or, l'intérêt majeur de la correspondance entre Bourdieu et Bollack à ce sujet est de témoigner de manière on ne peut plus nette que le départ du sociologue aux éditions du Seuil au début des années 1990 après une rupture avec Lindon n'a pas été précédé par une relation sans orage : dès 1966, c'est-à-dire un an seulement après la création de la collection « Le sens commun », Bourdieu discute déjà avec Bollack des stratégies pour faire accepter leurs souhaits de publication afin de « grignoter lentement un Lindon qui enrage mais qui, malgré

17 AJ : 702.

18 Direction du financement de la recherche, Sous-direction des interventions financières, Maison des sciences de l'homme, 26 janvier 1989, AN 19920246/32, 86.J.0678, p. 2. Nous soulignons.

19 ISMARD 2014 : 39–53.

tout, s'incline²⁰ ». Quelques années plus tard, Bourdieu s'exaspère également que Lindon ne souhaite pas publier un recueil de Peter Szondi : « Lindon, – n'en parlez pas –, a atteint les sommets de la bassesse. Me décrivant la collection comme un échec total (les ventes). Refusant de publier des choses déjà prêtes. À propos de Szondi, *il fait le dégoûté*. Comme toujours, ça va se finir au chantage²¹ ». La relation semble encore se dégrader à la suite du choix de Bourdieu de publier son *Esquisse d'une théorie de la pratique* en 1972 chez l'éditeur suisse Droz plutôt que dans sa propre collection où il publie habituellement jusqu'à son départ pour Le Seuil au début des années 1990 :

Je crois – je veux croire, sans quoi son attitude abjecte serait inexcusable – qu'il m'en veut parce que le livre a paru chez Droz. S'il vous en parlait, vous pouvez lui dire que ce livre, il l'a refusé à un moment où il voulait, pour ses jeux de coquette, m'empêcher de me publier dans ma propre collection²².

Pour ce qui nous intéresse ici, il me semble que le comportement de Lindon pourrait être une réaction non seulement liée à sa position d'éditeur soucieux des questions de rentabilité, même pour une maison située au pôle le plus autonome du champ éditorial, mais il doit aussi être mis en lien avec son sentiment probable d'exclusion à l'égard de la relation forte entre Bollack et Bourdieu qui constitue une véritable instance de tri des projets de la collection. Le sociologue semble en être conscient puisqu'il écrit à Bollack dans une lettre en 1972 à propos de Lindon : « Il déteste tout ce que je fais et spécialement ce que je fais en relation avec vous. N'entrez surtout pas dans une discussion, qui vous déprimera, sur les mérites de ce livre²³ ». Il semble ainsi que Lindon soit conscient que les discussions entre Bollack et Bourdieu constituent un pôle de décision concurrent notamment concernant toutes les négociations éditoriales avec l'Allemagne.

Au-delà, il faut bien reconnaître que Bollack constitue sans doute pour Lindon un sujet d'inquiétude compréhensible, dans la mesure où ses travaux et ceux dont il se fait l'intermédiaire, comme avec Szondi, ne sont pas de ceux qui promettent des ventes importantes²⁴. Contrairement à Lindon qui, comme tout éditeur, peut être qualifié d'« homme double²⁵ », en tant qu'il doit concilier à la fois les arguments économiques de rentabilité et les arguments intellectuels dans

20 Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack, 1966, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

21 Lettre de Pierre Bourdieu à Jean Bollack, le 13 janvier 1973, Fonds Jean Bollack, A-3-a-BOP-CORR/1.

22 *Ibid.*

23 *Ibid.*

24 Nous remercions Paul Pasquali dont les commentaires nous ont permis de nuancer notre vision première, qui menaçait de donner un peu trop le beau rôle à Bourdieu et Bollack.

25 BOURDIEU 1999 : 4.

ses choix de publication, le dosage des deux critères dépendant de sa proximité avec les positions plus ou moins hétéronomes du champ éditorial, Bourdieu a sans doute pour critère premier l'intérêt scientifique et intellectuel plus qu'économique de ce qu'il produit. Jean-Luc Giribone, qui sera son futur éditeur au Seuil, considère toutefois que Bourdieu était conscient de ces enjeux pécuniaires : « Une maison d'édition est aussi une entreprise, ce qui implique qu'on est condamné à essayer de trouver un équilibre financier. Il le savait et le respectait²⁶ ».

De son côté, en tant qu'éditeur, même d'une maison d'édition d'avant-garde, Lindon se montre intransigeant du point de vue des ventes et des coûts de production des ouvrages. Le tirage du premier tome de l'*Empédocle* n'est ainsi que de 1500 exemplaires, soit l'un des plus faibles de toute la collection, mais aussi le plus cher (45 francs, alors que la majorité des autres ouvrages sont vendus à un prix en moyenne deux fois inférieur²⁷), notamment en raison de sa composition très recherchée, et donc le plus difficile à vendre au public. C'est d'ailleurs à la suite de cette première publication dans la toute nouvelle collection dirigée par Bourdieu qu'un « coutumier », c'est-à-dire un petit règlement interne officieux, est édicté afin d'apaiser les premières tensions entre Lindon et Bourdieu à la suite de cette publication de Bollack : « Des différends semblent se cristalliser en 1969 lors de l'édition bilingue des fragments d'*Empédocle* qui ont posé des problèmes à l'impression. Un « coutumier » précisant la division du travail et les obligations des deux parties est alors rédigé. Il stipule que le choix des livres publiés est du ressort de Bourdieu mais que la décision finale doit être « prise en commun » avec Lindon²⁸ ». S'agissant de l'exemple de Szondi que nous avons mentionné plus haut, Lindon adresse également à Bourdieu un refus catégorique à l'idée de publier son nouveau texte, consacré à Paul Celan, arguant que son précédent opus, *Poésie et poétique*²⁹, s'est très mal vendu : « à peine une soixantaine l'année dernière (à titre d'exemple, la FNAC n'en a vendu qu'un seul au cours du dernier semestre³⁰ !) ». Ces différents éléments issus de cette correspondance, et qu'il serait tout à fait possible d'étayer plus avant grâce à celle-ci, donnent en tout cas un aperçu de sa richesse qui offre la possibilité d'un regard plus réaliste sur les relations éditoriales au sein de cette collection majeure des sciences humaines en France au XX^e siècle.

L'amitié entre Bollack et Bourdieu peut être qualifiée de paradoxale. Construite à l'occasion de leurs années communes d'enseignement et de

26 DUVAL/NOËL 2022 : 399.

27 VIGNES 2010 : 269.

28 DUVAL/NOËL 2022 : 396.

29 SZONDI 1975.

30 Lettre de Jérôme Lindon à Pierre Bourdieu, 7 décembre 1978, Fonds Jean Bollack, B-2-EDMI.

recherche à la Faculté des Lettres de Lille au début des années 1960, elle unissait deux chercheurs de disciplines différentes, souvent éloignés géographiquement, mais qui se sont accordés sur des projets communs et une certaine vision de la science. S'il nous a paru intéressant de mettre en avant cette amitié, c'est aussi dans la mesure où l'histoire des idées se focalise le plus souvent sur les relations entre les figures les plus connues, au risque de négliger les réseaux peu investigués, qui constituaient ce que Bourdieu appelait son « collège invisible³¹ » et qui ont sans doute plus contribué à l'élaboration de sa pensée au quotidien, que les dialogues reconstruits *a posteriori* et sans base empirique avec les penseurs les plus célèbres de la philosophie et des sciences humaines.

Bibliographie

- BARTHES 1963 – Roland BARTHES, *Sur Racine*, Paris, Seuil, « Pierres vives », 1963.
- BARTHES 1966 – Roland BARTHES, *Critique et vérité*, Paris, Seuil, 1966.
- BOURDIEU 1999 – Pierre BOURDIEU, « Une révolution conservatrice dans l'édition », *Actes de la recherche en sciences sociales* 126–127 (1999) : 4.
- BOURDIEU 2001 – Pierre BOURDIEU, « Secouez un peu vos structures ! », 19 juillet 2001, dans J. DUBOIS/P. DURAND/Y. WINKIN (éds.), *Le Symbolique et le social. La réception internationale de la pensée de Pierre Bourdieu*, Liège, Éditions de l'Université de Liège, 2005 : 325–341.
- BOURDIEU 2004 – Pierre BOURDIEU, *Science de la science et réflexivité*, Paris, Raisons d'agir, 2004.
- BOURDIEU 2012 – Pierre BOURDIEU, *Sur l'État : cours au Collège de France, 1989–1992*, édition établie par P. CHAMPAGNE/R. LENOIR/F. POUPEAU, Paris, Raisons d'agir/Seuil, 2012.
- CUDRÉ-MAUROUX 2018 – Stéphanie CUDRÉ-MAUROUX, « Bollack–Bourdieu : au combat ! », 24 août 2018 <https://www.nb.admin.ch/snl/fr/home/portrait/als/points-de-vue/einsichten—aussichten-2018/aucombat.html>.
- DUVAL/NOËL 2022 – Julien DUVAL/Sophie NOËL, « Édition, Éditeurs. Les stratégies de publication de Pierre Bourdieu et du CSE (1958–1975) », dans J. DUVAL/J. HEILBRON/P. ISSENHUTH (éds.), *Pierre Bourdieu et l'art de l'invention scientifique. Enquête au Centre de sociologie européenne (1959–1969)*, Paris, Classiques Garnier, 2022 : 363–401.
- ISMARD 2014 – Paulin ISMARD, « Classes, ordres, statuts : la réception française de la sociologie finleyenne et le cas Pierre-Vidal-Naquet », *Anabases* 19 (2014) : 39–53.
- JUDET DE LA COMBE 2010 – Pierre JUDET DE LA COMBE, « L'École de Lille » : une concentration diasporique », dans C. KÖNIG/D. THOUARD (éds.), *La Philologie au présent. Pour Jean Bollack*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, 2010 : 363–374.
- LLOYD 1966 – Geoffrey LLOYD, *Polarity and Analogy, Two Types of Argumentation in Early Greek Thought*, Cambridge, Cambridge University Press, 1966.
- PICARD 1965 – Raymond PICARD, *Nouvelle critique ou nouvelle imposture*, Paris, Jean-Jacques Pauvert, « Libertés », 1965.

31 BOURDIEU 2001 : 335. Nous remercions Johan Heilbron d'avoir insisté auprès de nous sur ce point important.

- SAPIRO 2019 – Gisèle SAPIRO, « Les grandes tendances du marché de la traduction », dans B. BANOUN/I. POULIN/Y. CHEVREL (éds.), *Histoire des traductions en langue française, XX^e siècle, 1914–2000*, Lagrasse, Verdier, 2019 : 55–176.
- SZONDI 1975 – Peter SZONDI, *Poésie et poétique de l'idéalisme allemand* (trad. de Jean BOLLACK), Paris, Éditions de Minuit, « Le sens commun », 1975.
- VIGNES 2010 – Henri VIGNES, *Bibliographie des Éditions de Minuit. Du « Silence de la mer » à « L'Anti-Oedipe » (20 février 1942–18 février 1972)*, Paris, Librairie Henri Vignes/Les Éditions des Cendres, 2010.

II : Tragédies, philosophie et épopées antique(s) / Antike Tragödien, Philosophie und Epen

Lire la forme dans l'*Agamemnon* de Jean Bollack

MARTIN STEINRÜCK

1. Trois formes

On tentera de décrire la forme par le contraste. Quand j'analyse la forme d'un texte, je me semble faire exactement l'inverse de ce que faisait Jean Bollack, et ceci, non seulement quand, à partir de 1981, il publiait avec Judet de La Combe le commentaire à l'*Agamemnon* d'Eschyle¹. Moi, je laisse d'abord de côté la couche sémantique (concept de couche qui me vient de Roman Ingarden²) aussi longtemps que possible. Je décortique les séquences métriques, intonationnelles (les accents), les chaînes phoniques (répétitions de sons susceptibles d'être entendues comme échos), les répétitions lexicales, indices précieux de formes figuratives, les unités discursives (discours direct, prière, serment, question, réponse etc.), la syntaxe, tout ce qui n'est pas contrôlé par la conscience. Ce sont les traces linguistiques du travail poétique. Ce qui m'intéresse, c'est, pour le dire avec un concept aristotélicien, l'interaction de ces séquences, selon qu'elle est concinne ou décalée : Cicéron (*Orator* 38) parle de *concininitas* pour les séquences qui se superposent, Denys d'Halicarnasse de *polyeideia* pour leur décalage (*De comp.* 26, 2). J'y intègre les séquences sémantiques, mais uniquement au même titre que les autres couches : si on commence par le sens, si on lui donne un statut exceptionnel, on perd l'interaction « démocratique » des couches, qui, à mon avis, a beaucoup plus de chance d'être perçue par le public qu'un événement isolé. Contrairement à la théorie qui veut qu'un phénomène rare soit perçu plus fortement, je crois au contraire que l'interaction crée la perceptibilité : des séquences dépourvues d'interaction existent « aussi », mais risquent de passer inaperçues³.

Un autre mot pour l'interaction est peut-être la muse. Je ne connais aucun poète, aucun locuteur qui ne repose sur cette muse pour faire du texte, qui ne se livre à ce hasard divin qui suggère après un mot un autre mot phoniquement, accentuellement et métriquement compatible, sans qu'il soit forcément dirigé par une matrice sémantique. Cette muse, cette machine qui est souvent considérée comme divine parce qu'elle n'est pas contrôlée par l'individu, crée des surprises, des figures, des formes. Avec cette idée de la muse, on peut décrire le *rhuthmos* et le *tropos*, la forme qui bouge dans le temps, parce que (et c'est

1 AE 1; AE 2.

2 INGARDEN 1931.

3 Cf. STEINRÜCK 2013 : 20.

l'héritage odysseén de l'*Agamemnon*) une figure réutilisée dans une autre peut s'effacer pour laisser la place à la perception d'une troisième figure. Ce type d'analyse a le souci de retrouver dans le texte d'édition des bouts de la *performance* perdue, beaucoup plus contraignante pour le public que la lecture, où le lecteur est beaucoup plus libre.

C'est donc un concept qui se distingue de l'opposition *forme et fond* par le refus de la direction unilatérale d'un signifiant serviteur, embellissant, vers un signifié maître. Tout comme Jean Bollack, mais pour d'autres raisons, je considère que forme et fond sont simplement impraticables comme couple sémiotique dans l'analyse. Les concepts de forme sont légion, tout comme les différents concepts de rythme : il y a cent ans, De Groot a abandonné le compte après 50⁴, dans l'antiquité Bacchius en comptait 8. Mais les deux formes déjà décrites nous servent à dire ce que le concept bollackien n'est pas, selon un discours critique, un peu comme quand Denys l'aréopagite décrit Dieu dans les *Hiérarchies des anges*.

La lecture du commentaire à l'*Agamemnon*, des sources inédites tirées de l'archive de Berne comme des notes sur Orphée et sur le papyrus de Derveni, ainsi que des notes de lecture sur le livre d'Uvo Hölscher à propos de l'*Odyssee* et des contes de fée⁵, donc après 1988, montrent d'abord l'absence quasi-totale de ce qui m'intéresse surtout, des couches non-sémantiques, essentielles pour la construction d'une forme. Cela signifie, et Bollack le dit dans un texte sur Orphée, que la couche du sens est une sorte de structure supérieure, supérieure comme dans ce que Von der Mühl appelle la *höhere Kritik*⁶. Cela se rapproche aussi, mais Bollack ne l'aurait pas dit en ces termes, de la *structure profonde* d'un Jakobson ou d'un Lotman⁷, une structure préexistante qui se réalise elle-même en se remplissant de sons, de mots. Chez Bollack, les couches non sémantiques sont donc absentes, parce que dans son idée, le sens est préexistant à la forme, qui en découle. Il ne se soucie pas de la forme rendue perceptible par l'interaction. Ou pour le dire du point de vue des forme-et-fondistes : sa forme, c'est le sens. Ce qui crée évidemment un problème parce que le sens, lui aussi, a une forme, et Bollack réagit à cela en scindant la couche sémantique par le concept de l'énigmatisme, la *Verrätselung*⁸, très en vogue à l'époque de la parution de l'*Agamemnon* ; elle est une forme comme l'*eidōs* néoplatonicien

4 DE GROOT 1918.

5 HÖLSCHER 1988.

6 Willy Theiler et Peter Von der Mühl partageaient avec les bibliistes contre la philologie des manuscrits – on dirait néo-lachmanienne aujourd'hui – ce concept d'une reconstruction de l'individualité de l'auteur dans le texte.

7 La *Tiefenstruktur* est plus connue aujourd'hui de Chomsky, mais, dans la tradition de Tartu, le concept de la métrique profonde, est maintenu encore par la petite-fille de Jurij Lotman. Cf. LOTMAN 2001.

8 Cf. dans ce volume la contribution de Tim Schünemann.

vers lequel le maçon poète jette de la chaux poétique. Chez Celan, je trouve ces lancées de mots vers ou à l'encontre de quelque chose, *Dir zulieb wollen/wir blühh/Dir/entgegen* ou *C'est pour te plaire que nous voulons/ fleurir./A ton /encontre*⁹. Bollack crée donc une distinction entre un sens supérieur ou profond, et un sens que la tradition de Quintilien (*Institutio oratoria* 8, 6, 1) appellerait « impropre », un sens qui, par son obscurité, donne accès au fond, au profond. Quand j'ai décrit ce type de forme qui ne vient pas d'en bas, mais d'en haut, on m'a dit « ouais, c'est ce que je pensais dès le début ». Tant mieux, on verra donc pendant le reste de cette intervention, en quoi Bollack lit l'*Agamemnon* à travers une forme bollackienne.

2. Formes de Bollack

Commençons par une forme du sens : il y en a chez Bollack une qui, à mon avis, se trouve effectivement dans la boîte à outils d'Eschyle, et qu'on pourrait appeler, en supposant que peut-être Homère et Eschyle faisaient de même, le *palintonon* : ce terme reprend l'image de l'arc d'Ulysse, appelé aujourd'hui mongol, un arc qu'il faut contre-tendre¹⁰.

Bollack (et cela signifie toujours aussi Judet de La Combe) développe cette forme, qu'il appelle « mouvement contraire », lorsqu'il explique pourquoi il a intégré à son *Agamemnon 1* sur les chœurs le prologue composé en *iambeia*¹¹. Je trouve son choix particulièrement judicieux, parce que ce proème, par sa structure, définit la forme triadique qui se répète tout au long de la parodos. Bollack, lui, y repère un geste qui annonce la figure dominante dans la réflexion du chœur. Le proème s'ouvre sur le veilleur que la femme d'Agamemnon, la reine, a placé pour attendre le signe du feu qui doit annoncer la prise de Troie. Ce veilleur éprouve la douleur de l'attente et demande dès le premier vers aux dieux sa délivrance, mais sait que cette libération ne sera que la source d'une nouvelle douleur, la mort de son maître Agamemnon. Ce champ d'oppositions liées en un seul geste de *stasis*, de *dikee* ou d'*avatee*, ce *palintonon*, vient à la fois de l'*Odyssée* (Ulysse sort d'une prison héroïque pour entrer dans une prison humaine) et d'Héraclite (l'instrument de la mort, l'arc ou bios, se compose des mêmes sons, mais pas des mêmes accents, que la vie, bios). Ce *palintonon* se trouve dans toutes les pièces d'Eschyle, le *Prométhée* inclus, et permet d'échapper à une conception normative de la liberté comme sortie de prison : en réalité, la

⁹ CELAN 2018 : 132.

¹⁰ On trouve ces arcs dans le musée du Top-Kapi et dans les steppes, créés par des couches collées et dessinant dans l'état non tendu un C. Pour les contre-tendre en D, il faut la force du genou.

¹¹ J'utilise ce terme du V^e siècle pour distinguer le rythme de côla typique de ces vers du rythme « de pulsion » du trimètre iambique que composent plus tard Euripide et Aristophane.

libération n'est que l'entrée dans une autre prison. Je vais faire comme Jenny Strauss Clay¹² et anticiper la critique des structuraphobes : le discours archaïco-classique se fonde sur ces oppositions et ignore le système moderne de norme et d'écart. Voici les triades de l'*Agamemnon* selon ces oppositions :

	Première « triade »	deuxième triade	troisième triade	quatrième triade
Mètre	<i>iambeia</i>	anapestes	dactyles	lécythes
Discours	adresse au publ.	narration	narration	prière
Mélos	parlé	<i>parakatalogee</i>	diff. mélodies	même mélodie
nom	prologue	parodos anapestique	parodos mélodie	hymne à Zeus

En proposant le sujet de la forme chez Bollack/Judet de La Combe, je pensais à leur fine lecture de la parodos mélodie (ou, comme on dit aussi de façon anachronique, parodos « lyrique ») de l'*Agamemnon*. Or ceci nous amène aussi à nous occuper de l'interaction qui y est laissée de côté. On pourrait dire que la sémiotique, en tant que discussion de la lecture des signes, est le thème récurrent de cette pièce, qui montre un chœur de lecteurs, de « détectives nuls », des Dupont et Dupond, des Schulze und Schultze, convaincus, à tort, comme Bollack le montre, de la supériorité de leur lecture et de leur chant stésichoréen, aristocratique, dorien, vieux, à l'époque, de 150 ans¹³. En plus, ce chœur prend la voix d'un lecteur oraculaire, le devin Calchas, qui lit un signe apparu près « du palais ». Bollack discute le lieu de ce palais, mais ce qui importe pour le public, c'est l'écho, la reprise du premier signe sur le palais d'*Agamemnon* tout au début de l'*Orestie*. Seulement ce premier signe sur le palais, selon les sémioticiens antiques et modernes, est complètement différent du second. C'est un signe de convention, comme dirait Cratyle ou comme le suggère une conjecture dans l'*hypothesis* de la pièce¹⁴, et Clytemnestre fera la leçon au chœur à propos de ce signe lisible d'avance, qui s'oppose au signe divin, illisible comme Zeus, et que Calchas lit à travers une chaîne de paronomases ; mais son interprétation est traditionnellement incomplète, comme dans le *Cycle*, l'*Odyssée* ou l'*Iliade*¹⁵, ce

12 STRAUSS CLAY 2003.

13 La référence métrique à Stésichore se trouve la première fois dans un commentaire chez RAEBURN/THOMAS 2011.

14 Cf. WEST 1990.

15 Ulysse laisse au chant XIX de l'*Odyssée* des éléments du rêve de Pénélope sans interprétation, suggère même une fausse lecture, que le public n'a pas de peine à corriger. Calchas omet d'interpréter la pétrification du serpent au chant II de l'*Iliade* et au début du *Cycle*, le public

qui laisse au public une part du travail. C'est ce nouveau type de signe, conventionnel, que Cratyle, un peu plus tard, oppose à l'ancien signe de son maître Héraclite ; on pourrait y voir un nouveau signe démocratique, défendu par Clytemnestre, contre l'ancien signe aristocratique décrypté par le chœur. Voici la triade initiale de la parodos mélique dans la traduction de Bollack/Judet de La Combe :

Je peux clamer, bien que je sois à la limite du pouvoir de faire route	str. 1	105	a
propice aux hommes, car encore, grâce à un dieu, la vie qui croît avec moi dirige de son souffle la persuasion, force solide des chants, pour dire comment le pouvoir au double trône des Achéens,		110	
le commandement uni de la jeunesse grecque, <u>est envoyé, avec la lance et le bras qui fait payer le dû,</u> <u>par l'oiseau furieux vers la terre de Troie,</u>			b
<u>par le roi des oiseaux devant les rois des navires –</u> <u>l'oiseau noir et l'autre blanc par derrière –,</u>		115	
<u>apparus tout près de la demeure, du côté de la main qui</u> <u>brandit la lance,</u> <u>s'étant posés en pleine lumière dans la lumière évidente,</u> <u>dévorant la tribu d'une hase lourde de sa portée</u> <u>et privée de ses dernières courses.</u>		120	
<u>Le mal, le mal, dis-le ; mais que le bien l'emporte !</u>			
Le savant devin de l'armée, voyant dans le prodige les deux Atrides, doubles	Ant. 1		
de volonté, comprit ce qu'étaient les belliqueux banqueteurs de hase et l'autorité qui les envoie, et par là, interprétant le signe , il dit :		125	c
« Avec le temps, la course, partie d'ici, va capturer la ville de Priam, et tout le cheptel devant les murs, dont le nombre fait la richesse du peuple, la Moire l'aura enlevé avec violence.		130	
Si seulement un ressentiment (agaa) de dieu pouvait ne pas noircir, d'un coup préalable, le grand mors de Troie dans ses campements ; car, dans sa compassion,			d

peut comprendre qu'il ne veuille pas révéler que la guerre qui commence est la fin des héros, souvent désignés par un serpent, comme l'a rappelé EITREM 1947. De même le chœur donne sa voix à celle de Calchas sans comprendre qu'il annonce par les paronomases du devin le meur-
tre d'Agamemnon.

<i>Artémis, la sainte, jalouse, s'irrite contre les chiens ailés de son père sacrifiant la misérable bête blottie, qui d'elle-même enfante, avant sa délivrance (lokhou). Elle a horreur du repas des aigles.» <u>Le mal, le mal, dis-le ; mais que le bien l'emporte!</u></i>		135	e
<i>« Si fort est l'amour de la Belle pour les petits, invincibles, des lions voraces, et le plaisir qu'elle donne à la belle portée qui cherche la mamelle, aux petits de toutes les bêtes qui rôdent dans les champs, qu'elle demande d'accomplir un signe (ksumbola) qui soit le leur. Elles sont favorables, les apparitions des oiseaux, mais à réprou- ver aussi. J'invoque le dieu Guérisseur, celui qu'on appelle par des cris : qu'elle renonce au blocus de vents contraires, monté contre les Danaens, qui se prolonge, arrêtant les vaisseaux, et à pousser à un second sacrifice, sans rite et sans repas, fabricant de lui-même la discorde, sans crainte du guerrier, car elle attend, terrible, se relevant. l'intendante fourbe, la Colère qui se souvient et venge l'en- fant. » Dans ces termes, Calchas, outre de grands bienfaits, publia à voix forte les destins révélés par les oiseaux, le présage du chemin pour la maison royale. En accord avec eux, <u>Le mal, le mal dis-le ; mais que le bien l'emporte !</u></i>	Épode	140	f
			g
		145	f
		150	e
			d
		155	
			c
			b
			a

La traduction est parfois très différente de celle de Fraenkel ou de Medda¹⁶, mais cela n'enlève rien à la forme figurative. Le reflet formel de cette lecture est la reprise des signes dans l'explication d'un mot qui désigne les deux moitiés d'un signe, d'un billet déchiré, d'un tesson cassé, le *ksumbolon*, à travers plusieurs niveaux de l'image, notamment de ce que les formalistes russes ont appelé l'*énigme réalisée* :

16 FRAENKEL 1950 ; MEDDA 2017.

ὄδιον 104 du chemin		du chemin ὄδιον 158
ὄρνις 112 oiseau		oiseaux ὄρνιθων 158
εἶπε 125 il dit (début disc. dir)		fin du disc. dir (il avait crié) ἀπέκλαγξεν 157
ἄγα 131 la colère	(Aga-memnoon)	l'attend μίμνει 154
θυομένοισιν 137 sacrifiant	un second sacrifice	θυσίαν ἐτέραν 151
Ἐκάτα 140 Artémis	Apollon Παῖωνα 146	
	ξύμβολα 144 signe	

Pour lire le signe, il faut (*k*)*sum-ballein*, mettre ensemble les deux moitiés, le *pathos* et le *mathos*, et cela nécessite que le signe redevienne matière ; la hase enceinte sacrifiée par les deux aigles, en tant que fait (et non qu'image oraculaire), déclenche le *ksumbolon* demandé par Artémis, un équivalent, à savoir la fille de Clytemnestre, sacrifiée. Si Bollack ne parle ni ici ni à propos du fr. 1 de Parménide des structures annulaires, bien que ce soit utile pour son propos, ce n'est pas faute de les avoir vues. Depuis les Alexandrins, les structures annulaires longues sont bien perçues, mais refusées comme puérides, pas adultes et trop longues, selon le commentateur de la ponctuation homérique Nicanor. Notre terme de *Ringkomposition* date des années 1920, après une thèse de 1908 sur les *orbes* dans les *Suppliantes* d'Eschyle¹⁷, bien reçue par Wilamowitz ; Von der Mühl l'écoutait à la même époque, en 1909, à Berlin ; Bollack connaissait sans doute le concept de la part de son maître, mais après la thèse de Lohmann en 1970 sur les structures annulaires dans les discours iliadiques, l'opposition oxfordienne se lève (*ringcomposition ok, but not that many*¹⁸ !) et avec elle le problème de l'invisibilité des rapports, selon West.

3. Théorie

6) Introduction (p. XV) « 1 LA FORME DE LA TRAGÉDIE

Il suffit de remarquer que tout ce qui précède la mort d'Agamemnon, à savoir les deux tiers de la pièce, fait l'objet d'une longue interrogation lyrique, en avance sur l'action scénique (l'intrigue qui conduit au meurtre reste cachée), et que les paroles que prononcent les acteurs s'éclairent à la lumière d'une attente ouverte dans les chants, pour mesurer l'espace du lyrisme dans la tragédie.

L'introduction (XV) débute par le mot *forme*, dans le titre, *la forme de la tragédie*, avec le sens déictique qu'a l'article dans le français des années 1930, la forme de l'*Agamemnon*. Mais le texte commence par la remarque déconcertante « Il suffit de remarquer ». Bollack prend son lecteur par la main et lui dit

¹⁷ MÜLLER 1908.

¹⁸ HAINSWORTH 1972, sur LOHMANN 1970.

d'observer quelque chose qui suffirait. C'est seulement quand on a parcouru la période que le sens de *il suffit* est réexpliqué par *pour mesurer l'espace du lyrisme dans la tragédie*. Cette façon démosthénienne de mener un public par une obscurité qui devient lumineuse après coup fait vivre au lecteur la forme avant de la décrire. C'est la tradition pédagogique, par l'exemple, à la manière du Pseudo-Longin¹⁹. Mais ma première interprétation ressentait « il suffit » au sens de la suffisance : on aurait dû remarquer ce qui va de soi, la construction du *palintonon* principal. Bollack intégrera à ce cadre l'opposition de deux discours, la parole lyrique ou la réflexion lyrique, et l'action. Il définit la réflexion comme anticipation de l'action, donc par l'action. Mais on pourrait dire aussi qu'il y a une critique de la réflexion par l'action, ce qui serait encore la figure du *palintropon* : les vieillards ont échoué à lire l'action dont ils énonçaient la nécessité. Deux qualités divisent la pièce, réflexion et action. Bollack/Judet de La Combe font de l'action, dans le dernier tiers, une déception qui brise la parole lyrique.

Après le mot *action*, au centre de la première phrase, tout à coup une parenthèse : « (l'intrigue qui conduit au meurtre reste cachée) ». Cette remarque semble reprendre un *ceterum censeo* de la narratologie, introduit par la spécialiste de Dante et auteur de romans policiers, Dorothy Sayers, qui, lors d'une conférence à Oxford, prétendait à tort que l'origine des romans policiers, de cette structure narrative d'un filon d'action caché, était la tragédie grecque, en particulier l'*Œdipe* de Sophocle. Mais cette remarque semble surtout décrire un type d'analyse formelle en vogue dans les années 1970. Une analyse formelle complètement différente, liée à un lecteur complètement différent, qui n'aurait pas sa place ici, dans la préface à l'*Agamemnon*, n'étaient les parenthèses, car cette analyse fait la même division quantitative entre les deux parties de la phrase qu'entre les deux parties de la pièce ; mais elle propose une autre syntaxe, celle de l'économie du savoir, savoir du public et du veilleur, savoir du détective chœur et du fin limier Cassandre, savoir des meurtriers enfin. Pour le narratologue Aristote, il n'y a pas de préparation, mais une fonction de voile, de tapis qu'on enlève dans l'*anagnorisis* pour révéler le tapis du dessous, procédé aussi des deux moitiés de l'*Odyssee* 1, 18s. (οὐδ' ἔνθα πεφυγμένος ἦεν ἀέθλων | καὶ μετὰ οἴσι φίλοισι). La parenthèse dit donc aux collègues à la fois *je connais cette analyse*, et *je la refuse*, la narratologie de Chapman, de Genette, de Greimas et finalement d'Aristote.

19 C'était l'interprétation de Boileau, refusée par BÜHLER 1964, mais ces mimétismes pédagogiques se trouvent peut-être au chapitre XVIII de l'édition de Lebègue.

4. Fin

Tout cela mène à la phrase finale : « L'énergie mise à évoquer le passé doit avoir un autre but : représenter le drame, avant que l'action « réelle » ne se déclenche avec le meurtre et ne prenne le relais de la réflexion lyrique ».

On comprend ici que l'opposition entre action et réflexion relève moins de ce bollaquème qu'on entend chez tous ses élèves, l'« importance », que du couple *virtuel-réel*, tout en donnant au virtuel le statut du maître, au faire des acteurs le statut du serviteur. Ma crainte de me voir prisonnier de la métaphore insoutenable de *forme et contenu* ne s'est pas justifiée. La phrase finale prend soin d'établir entre les deux parties plutôt une relation réciproque avec *prendre le relais*. Cette remarque formelle sur les deux parties de l'*Agamemnon* a été « importante », mais j'aimerais la relire plutôt comme un *palintonon*, et davantage comme l'effet de la réflexion sémiotique de ce qui peut être lu. Le chœur échoue dans la pièce, mais pas Cassandre, pas le cœur du chœur, la *kardiaa*, pas Calchas, pas le veilleur, pas le public, mais pas Clytemnestre non plus. La lecture héraclitéenne n'échoue pas entièrement, mais elle se fait berner par la lecture démocratique et le *palintropos* de la fin de la pièce relit encore une fois tout. Si l'on développe la forme bollaquienne de *dire et faire*, le modèle habituel de *mythe-rite* ne fonctionne pas. On penserait plutôt à la forme inventée, selon Aristote, par Archiloque : mise en scène éthique d'un discours comme énigme, ici le discours sémiotique, et ensuite la solution, ceci avant une fin qui, métriquement par des trochées, et discursivement par des attaques, nous présente effectivement une figure iambique, un double d'Archiloque : Égisthe.

Bibliographie

- BÜHLER 1964 – Winfried BÜHLER, *Beiträge zur Erklärung der Schrift vom Erhabenen*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1964.
- CELAN 2018 – Paul CELAN, *Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe*, éd. et comm. de B. WIEDEMANN, Berlin, Suhrkamp, 2018.
- DE GROOT 1918 – Albert-Willem DE GROOT, *Handbook of Antique Prose-rhythm*, Groningen/La Hague, Wolters, 1918.
- EITREM 1947 – Samson EITREM, *Orakel und Mysterien im Ausgang der Antike*, Zürich, Rhein Verlag, 1947.
- FRAENKEL 1950 – Eduard FRAENKEL (éd.), *Aeschylus, Agamemnon* (1950), 3 vol., Oxford, Oxford University Press, 1962².
- HAINSWORTH 1972 – John Bryan HAINSWORTH, « Rez. Lohmann 1970 », *JHS* 92 (1972) : 187–188.
- HÖLSCHER 1988 – Uvo HÖLSCHER, *Die Odyssee, Epos zwischen Märchen und Roman*, München, C.H. Beck, 1988.
- INGARDEN 1931 – Roman INGARDEN, *Das literarische Kunstwerk*, Halle, Niemeyer, 1931.

- LOHMANN 1970 – Dieter LOHMANN, *Die Komposition der Reden in der Ilias*, Berlin, de Gruyter, 1970.
- LOTMAN 2001 – Maria-Kristiina LOTMAN, « Prosody and Versification Systems of Ancient Verse », *Sign Systems Studies* 29 (2001) : 535–561.
- MEDDA 2017 – Enrico MEDDA (éd.), *Eschilo, Agamennone, con introduzione, traduzione e commento*, 3 vol., Roma, Bardi, Suppl. n° 31 au « Bolletino dell'Accademia Nazionale dei Lincei », 2017.
- MÜLLER 1908 – Georg MÜLLER, *De Aeschyli Supplicum tempore atque indole*, Diss. Halle, 1908.
- RAEBURN/THOMAS 2011 – David RAEBURN/Oliver THOMAS, *The Agamemnon of Aeschylus. A Commentary for Students*, Oxford, Oxford University Press, 2011.
- STEINRÜCK 2013 – Martin STEINRÜCK, *Antike Formen, Materialien zur Geschichte von Katalog, Mythos und Dialog*, Amsterdam, Hakkert, 2013.
- STRAUSS CLAY 2003 – Jenny STRAUSS CLAY, *Hesiod's Cosmos*, Cambridge, Cambridge University Press, 2003.
- WEST 1990 – Martin L. WEST (éd.), *Aeschyli Tragoediae cum incerti poetae Prometheus* (1990), Stuttgart, Teubner, 1998².

Pour une lecture de la forme

ANNE-IRIS MUÑOZ

L'*Agamemnon* de Jean Bollack et Pierre Judet de La Combe a jadis joué un rôle matriciel dans la naissance de mon travail sur la dramaturgie des rythmes choraux dans les tragédies d'Eschyle – au prix d'une modification de l'arrière-fond sur lequel Jean Bollack inscrit constamment ses analyses. Je voudrais ici me concentrer sur la question du sens qu'il donne à « la forme », et revenir sur la lecture miniaturisée que Martin Steinrück donne de la première phrase de l'introduction, comme un voyage dans un microcosme où s'inscrit tout le déroulement d'une pensée. J'élargirai le champ en interrogeant l'extension de ce concept de forme. Le premier titre, « La forme de la tragédie », annonce une singularité formelle de l'*Agamemnon* qui se trouve opposé à toutes les autres tragédies d'Eschyle, donc à ce que le sous-titre suivant nomme « La dualité formelle de la tragédie », cette fois en donnant à l'article son sens générique. Cette dualité formelle recouvre l'opposition constitutive entre deux modes d'expression, l'un collectif et chanté, « lyrique », l'autre individuel et parlé. Le titre suivant nomme autrement ce que Bollack identifie comme la singularité de l'*Agamemnon* : « l'antagonisme de la parole lyrique », qu'il décrit ainsi :

Non seulement l'événement est anticipé dans ce qu'il dit, et davantage éclairé, mais son propre discours est déjà une tragédie, où se combattent le nécessaire et l'impossible, et non une simple préparation de l'autre.

C'est cette anticipation de l'action, chargée d'angoisse, traversée de contradictions, que Bollack a à cœur de ne pas résorber, de ne pas amoindrir en déplaçant l'« antagonisme » dans une tension extérieure à ce drame singulier. Tel est le fil conducteur qui le mène à éliminer toutes les lectures antérieures du rôle du chœur dans l'*Agamemnon* : il cherche à sauver le statut d'événement de chaque revirement dans cette parole lyrique qui périclite après le meurtre, disparaît avec lui, sur la scène des actes.

Lorsque je cherchais à définir une méthode pour accéder à cette dimension dramaturgique des rythmes, je me souviens de la fascination qu'exerçait sur moi cette lecture de l'*Agamemnon*, ce « drame de la parole lyrique », dont j'ai oublié très vite que Bollack y voyait un drame de la pensée, parce qu'il me semblait que ce déplacement de l'action du côté du chœur définissait non pas la seule tragédie de l'*Agamemnon*, mais tout le théâtre d'Eschyle. Cela n'était visible cependant qu'à condition de ne pas examiner les énoncés du chœur en faisant abstraction non pas tant de leur mode d'énonciation générique, le chant et la danse, que de

la forme singulière de ce chant à chaque étape de la pensée. Séparer l'un de l'autre, c'est ce que Martin Steinrück entend par l'idée d'un « sens préexistant à la forme » : c'est analyser un objet qui existe peut-être pour nous, qui tenons le texte entre nos mains et le lisons avec nos yeux, mais qui n'a très probablement existé ni pour Eschyle, ni pour son public. Car si chaque réappropriation d'une pensée antérieure est un événement dans la réflexion du chœur, que ce soit la transformation d'un proverbe dans l'énoncé du *pathei mathos* de l'hymne à Zeus, le positionnement face à la pensée de Solon dans le deuxième stasimon, il en va de même de chaque choix formel et rythmique au fil du chant : chacun est un positionnement au même titre, a le même statut d'événement, la même force. Il n'y a donc pas de raison d'envisager l'un en effaçant l'autre.

Ainsi, la figure que Martin Steinrück identifie comme un *palintonon*, ce mouvement que Bollack repère à tous les étages de la pensée du chœur et à quatre niveaux dans le soliloque du veilleur, trouve sa clef dans l'hymne à Zeus, juste après la triade initiale. Cet hymne en lécythes se lie par son rythme à la tradition des iambographes. Zeus y est caractérisé comme celui qui, de cadet, devient l'aîné, détrône le père Kronos pour devenir lui-même le seul Père, effaçant jusqu'au souvenir de celui qui fut avant (οὐδὲ λέξεται πρὶν ὄν). Si l'on intègre la lecture du rythme, on est alors mené à interpréter différemment ce que Bollack appelle la « disparition de la voix lyrique » après le meurtre, comme une conversion, un échange. Le chœur est à la fois ce maître du chant capable d'énoncer les lois qui posent le caractère inéluctable de la mort d'Agamemnon, et ce mauvais détective, ce Dupond et Dupont, pour reprendre l'expression de Martin Steinrück, qui ne sait pas lire ce que tout le monde comprend. Il est le bœuf qui marche (en anapestes) sur la langue du veilleur, qui ne parle qu'à ceux qui savent, donc se tait lorsqu'ils arrivent. Sa force de chant est discréditée par avance par ce proème où le veilleur annonce au public ce que lui refuse de croire. Alors que la forme couplée d'une parodos anapestique et mélique caractérise les chœurs eschyléens dotés de la plus puissante force de chant, seul l'*Agamemnon*, parmi les drames conservés, fait précéder cette démonstration de puissance d'une parole qui la contredit, la coupe de la situation de communication. Le chœur, par son chant en prise sur l'action divine, mais coupé de l'événement humain, devient dès lors un double inversé de Cassandre, dont la parole prophétique sait lire l'événement, mais doit le dire sans être crue.

La tragédie s'achève sur un dialogue en tétramètres trochaïques : ce rythme, lié à ce personnage iambique qu'est Égisthe, réactive la tradition des iambographes. Comme Pâris dans la première moitié, Égisthe est l'adultère qui met en péril l'ordre des époux et des pères. Le chœur, à l'instar du veilleur couché comme un chien sur le toit du palais, devient dans ce dialogue un chien qui aboie et refuse de se taire, prophétisant le meurtre de l'usurpateur par le petit Oreste. Le drame de la voix lyrique ne s'achève donc pas avec l'action : le *palintonon* la reconvertit en une autre voix, une conversion dont l'hymne à Zeus

donnait préalablement la clef. Zeus utilise l'arme des cadets pour reprendre le pouvoir et devenir l'aîné. Selon la même logique, le chœur des vieillards vole son arme à Égisthe : il reprend à son compte le rythme et le discours des iambo-graphes, dénonce la lâcheté efféminée de l'adultère, tel un coq dans sa basse-cour : Égisthe le vengeur est supplanté par un autre jeune homme, Oreste, qui restaurera l'ordre des pères et des aînés. On peut donc dire qu'en perdant sa force de chant, son *kurios eimi throein*, le chœur des vieillards gagne une voix prophétique capable de lire l'action. Il ne peut gagner cette voix qu'au prix de la perte du chant, dont la force même le rendait aveugle. Martin Steinrück a interprété cela comme un échange avec la voix prophétique de Cassandre. La figure du *palintonon* ne disparaît donc pas, comme le pensait Bollack, après le meurtre.

La notion même de « dissonance » qu'il développe à propos du troisième stasimon, de ce centre de la tragédie où la voix du chœur est envahie malgré lui par le chant sans lyre, non convié, *autoklêtos*, de l'Érinye, a son équivalent rythmique. Pendant le meurtre du roi, le chœur perd son chant. Sa voix collective se fragmente en douze voix singulières, en *iambeia* ; la dislocation vaut paralysie – mais a quelque chose de comique. Or ce comique du chœur un peu bête qui a commencé dans la scène avec Cassandre, juste après le centre, disparaît ensuite, lorsque Clytemnestre le contraint à ravalier son chant, à un thrène avorté sur le cadavre d'Agamemnon. L'architecture strophique interrompue du *kommos* en atteste : Clytemnestre, en coupant court à l'*epiphymnion* qu'on attend, force le chœur à « redresser son chant » (ce sont ses termes). Redresser son chant, c'est ne pas formuler l'équivalence entre Hélène la destructrice d'hommes (*andres*) et Clytemnestre, la destructrice de l'époux (*anèr*). Pourtant, le public entend ce que le chœur n'a pas le droit de dire, parce que le mouvement de *tropos* de la parodos l'avait obligé à mettre en regard Hélène et Clytemnestre. Cette « dissonance initiale » que Bollack identifie au centre du drame était donc présente dès l'ouverture. Le chœur y énonce une vérité qui lui échappe, mais qui à son insu, annonce au public le point d'aboutissement de l'action. Elle est bien un lieu d'« énigmatisme », que l'on est amené à relire à la fin du drame, lorsque l'interprétation écartée d'abord s'impose : le dévoilement de Clytemnestre comme double d'Hélène, la métamorphose du chœur en ce chien qu'était au départ le veilleur, au centre Cassandre, le fin limier.

En cherchant à tout prix à préserver chacun des mouvements antagonistes de la parole du chœur, Jean Bollack a donc bien préservé une « forme » singulière, avec ses revirements successifs, qu'il défend bec et ongles contre toute tentative d'écrasement. Ce faisant, c'est bien « la forme » de l'*Agamemnon* qu'il décrit. Mais pour la décrire réellement en tant que forme, il faudrait ne pas détacher l'analyse des mouvements de la pensée, de la forme du chant, de l'interaction décrite par Martin Steinrück, de ce qui se joue dans la « performance ».

De la Sphère à la Pensée : le sens d'une reprise (Empédocle, fr. 29 et fr. 134 DK)

ROSSELLA SAETTA COTTONE

Ma contribution porte sur deux fragments d'Empédocle : le fr. 29 DK, correspondant au texte 98 dans l'édition du poème physique de Jean Bollack (E2) ; et le fr. 134 DK, identifié par le même numéro dans l'ouvrage que Jean Bollack a consacré aux *Catharmes* en 2003 (E4¹).

Le premier fragment, transmis par Hippolyte², décrit la Sphère, le condensé de matière d'où est issue la pluralité des choses du monde physique :

οὐ γὰρ ἀπὸ νότιοιο δύο κλάδοι αἰσσοῦνται,
οὐ πόδες, οὐ θοὰ γοῦν(α), οὐ μήδεα γεννήεντα,
ἀλλὰ σφαῖρος ἔην καὶ <πάντοθεν> ἴσος ἑαυτῶ.

De son dos ne jaillissent point deux rameaux,
Point de pieds, point de genoux rapides, point de sexe vigoureux,
Mais il était Sphère, partout égal à lui-même. (trad. Jean Bollack modifiée)

Le second fragment, cité par Ammonius³, un philosophe néoplatonicien du V^e siècle de notre ère ainsi que par deux témoins secondaires, décrirait d'après son citeur le divin, plus précisément Apollon :

1 Sauf indication contraire, je cite les textes et les traductions d'Empédocle d'après les éditions de Jean Bollack (E2, E4). Cependant, je donne d'abord la numérotation des témoignages (A) et des fragments (B) d'après l'édition de Diels (DK), qui demeure la plus répandue dans le milieu francophone, suivie de la numérotation de Jean Bollack et, le cas échéant, de celle de l'édition d'André Laks et Glenn Most (LM). Xavier Gheerbrant et Jean-Claude Picot ont eu la gentillesse de relire et de commenter ces pages à l'occasion de leur présentation dans le colloque « Jean Bollack. Lectures d'un lecteur », Berne 9–11 décembre 2021. Qu'ils soient remerciés ici pour leur générosité. Je remercie également mon répondant et les autres intervenants au colloque pour leurs questions et suggestions, qui m'ont permis de préciser certains points de l'exposé.

2 Hippolyte, *Réfutation de toutes les hérésies*, 7, 29, 13 ; p. 212, 12s. Wendland. À la différence de Jean Bollack, j'accueille l'ajout et la correction du v. 3 proposés par Schneidewin καὶ <πάντοθεν> ἴσος ἑαυτῶ sur la base d'une comparaison avec Hésiode, *Théogonie* 126–127. Dans E2, Jean Bollack conserve le texte a-métrique des manuscrits avec la correction minime de Wendland καὶ ἴσος ἴεστιν αὐτῶ†.

3 Ammonius, *Commentaire du De interpretatione*, chap. 13, p. 249, 7–11 ; Tzetzés, *Chiliades*, 13, 79 ; *Lettres*, 98, p. 143 Leone ; Olympiodore, *Commentaire du Gorgias*, 29, p. 33

οὐδὲ γὰρ ἀνδρομέη κεφαλῆ κατὰ γυῖα κέκασται,
 οὐ μὲν ἀπαὶ νώτοιο δύο κλάδοι αἰσσοῦνται,
 οὐ πόδες, οὐ θοὰ γούν(α), οὐ μήδεα λαχνηέντα,
 ἀλλὰ φρήν ἱερὴ καὶ ἀθέσφατος ἔπλετο μούνον,
 φροντίσι κόσμον ἅπαντα καταΐσσουσα θοῆσιν.

Car son corps n'est pas paré d'une tête d'homme,
 Deux rameaux ne jaillissent pas de son dos,
 Il n'a pas de pieds, pas de genoux rapides, pas de sexe poilu,
 Il n'était rien qu'une pensée sainte et souveraine,
 Courant à travers l'ordre du monde sur ses pensées rapides.

Le nom qui est donné à ce dieu, *Phrèn*, correspond chez Empédocle au cœur et s'identifie avec le siège de la pensée⁴. Ces deux fragments présentent deux vers qui se répètent presque identiques et qui sont suivis d'un vers avec une structure similaire, de sorte que l'on peut être amené à s'interroger sur les raisons d'une telle répétition. Jean Bollack, pourtant très attentif à la question des reprises dans le corpus empédocléen, n'a pas consacré d'étude spécifique à la relation entre ces deux textes, bien que dans ses commentaires il ait livré quelques remarques à ce propos, sur lesquelles je vais revenir. Par souci de clarté, je précise que par le terme *répétition* je me réfère au fait objectif, c'est-à-dire à la présence d'éléments identiques ou semblables dans les textes que l'on étudie, alors que par le terme *reprise* j'insiste plutôt sur le geste du poète qui revient sur ses mots au cours de sa composition, un geste que l'on est en droit d'interroger afin de déceler ses effets sur la construction du poème. La distinction entre répétition et reprise permet, entre autres choses, de signaler l'importance du contexte immédiat dans l'interprétation de ce type de vers, car c'est le contexte qui donne le plus souvent des indications pour l'analyse de ce retour en arrière du poème⁵. Dans l'index consacré aux « Figures et formes » de la composition qui accompagne son commentaire au poème physique (E3 : 616s.), Jean Bollack privilégie, quant à lui, le terme de répétition, en distinguant dans cette entrée plusieurs sous-entrées : la répétition d'une fin de vers, celle d'un hémistiche, celle d'un vers

Westerink. Pour des arguments en faveur du texte rapporté par une scholie au commentaire d'Olympiodore, 4, 3, 36, qui ne contient pas le v. 2, voir BERG-PICOT 2018.

4 Voir fr. 5 ; 15, 1 ; 17, 13 ; 23, 9 ; 114, 3 ; 133, 3 ; 134, 4 ; *Papyrus de Strasbourg* ens. a(ii) 29. Selon les occurrences, le mot *Phrèn* est associé aux sens (toucher, vue, ouïe), au μῦθος du poète, à l'erreur ou à la sagesse. L'occurrence du fr. 134 se distingue des autres, en ce qu'elle est visiblement opposée au corporel. Cf. ZABOROWSKI 2008 : 84. Selon VON FRITZ 1946 : 16–18, chez Empédocle le mot *Phrèn* est équivalent, du point de vue sémantique, au mot *nous* ; *contra* DARCUS 1977 ; DARCUS 1985.

5 Pour l'importance du contexte dans l'analyse des reprises chez Empédocle, voir GHEERBRANT 2018 ; voir notamment 42–44 pour une synthèse du débat sur les répétitions chez l'Agrigentin.

formulaire, celle d'un distique formulaire et enfin celle d'un groupe de trois ou de quatre vers, ces sous-entrées contenant à leur tour des distinctions internes selon que la répétition présente (ou pas) des variations, qu'elle recouvre (ou pas) un sens nouveau ou qu'elle contienne un développement. Cependant, le fait que la répétition dont il est question ici ne figure pas dans cet Index semble confirmer la réticence de Jean Bollack à prendre en considération les rapports entre les fragments 29 et 134. S'il en avait tenu compte, il l'aurait sans doute intégrée dans la sous-entrée « séquence de trois vers (variée) ».

Cela étant, le but de ma contribution sera double : d'une part, je souhaite analyser les raisons qui ont pu détourner Jean Bollack d'une étude approfondie concernant la relation entre ces deux textes, une relation que le poète s'évertue visiblement à souligner par la répétition ; d'autre part, je me propose de montrer que la prise en compte de cette question peut apporter de nouveaux éclairages pour la reconstruction de la cosmologie empédocléenne.

1. Histoire de la compréhension

Je crois que les raisons principales de la situation tout juste décrite sont historiques et tiennent notamment à l'histoire de la compréhension d'Empédocle par Jean Bollack. Avant de rentrer dans cette histoire, il peut être utile de rappeler que la question des reprises chez Empédocle est étroitement liée à celle du nombre de poèmes qui auraient été composés par le poète et à celle de leur chronologie relative. En effet, si l'on accepte l'information transmise par Diogène Laërce (A1 DK = D1 LM) selon laquelle Empédocle avait composé deux œuvres, un poème sur la nature des choses et un autre de contenu religieux intitulé *Katharmoi*, alors l'analyse des reprises devra forcément tenir compte de l'attribution des fragments étudiés à l'un ou à l'autre des deux poèmes ; et éventuellement de leur chronologie relative. Ce faisant, on pourra déterminer si la reprise se situe au sein d'une même composition ou si elle signale une relation, quelle que puisse être sa nature, entre deux compositions distinctes. L'approche des reprises change considérablement si l'on suit la thèse opposée, à savoir qu'Empédocle avait composé un seul poème⁶. Dans ce cas-là, l'interprétation n'aura pas à se confronter avec les problèmes d'attribution des fragments ni avec la chronologie relative.

Dans la présentation de son édition du poème religieux, Jean Bollack s'est exprimé sur ce groupe de questions, en les situant dans la perspective, qui lui est propre, d'une histoire critique des interprétations (E4 : 14–15) :

La relation entre les deux poèmes, entre la Genèse du monde mettant au jour la variété des êtres vivants dans les *Origines* et le mythe démythifiant de l'incarnation des dieux,

6 Voir notamment OSBORNE 1987 ; INWOOD 1992.

s'éclaire si l'on définit avec précision les grandes lignes d'une finalité d'ordre politique. *Les savants du XIX^{ème} siècle, qui ont créé la base de notre investigation, s'étaient heurtés, en raison de leurs représentations positivistes, au caractère inconciliable de deux démarches, objectivées chacune dans son champ propre, l'une scientifique, éclairée et empirique, l'autre religieuse, sectaire ou obscurantiste, avec toutes les nuances que cet antagonisme irréductible pouvait inclure et tolérer.* Au cours des dernières décennies au contraire, le problème a été écarté par une tendance, curieuse, mais caractéristique, à supprimer la dualité des propos : on renonçait à dissocier et à choisir. *C'était une agression massive contre l'herméneutique et les traditions critiques de la science philologique.* Toutes les classifications, qu'elles fussent déjà acquises ou non, étaient suspendues. Or elles restaient à découvrir. Il était commode, mais trompeur de se réclamer de ce qui n'allait pas bien ensemble pour conclure que « l'inconciliable » n'avait jamais été concilié, et décider de laisser le tout tel quel, en l'état. (les italiques sont de moi)

Dans cette reconstruction, qui soutient le choix de prendre parti pour la thèse de deux œuvres distinctes, le travail herméneutique et la philologie critique sont situés dans une ligne de continuité par rapport aux acquis de la philologie dite « positiviste » qui a séparé les deux poèmes par le contenu et par la forme. Cependant, le propos de Jean Bollack dans *Les Purifications* consiste justement à dépasser l'opposition inconciliable entre science et religion, qui avait dominé les interprétations de la fin du XIX^e siècle, et à la comprendre en tant que problème. On aura sans doute du mal à retrouver des considérations semblables dans les premières études empédocléennes de Jean Bollack, marquées comme elles sont par une prise de distance assez nette vis-à-vis du travail philologique accompli par les philologues de la fin du XIX^e siècle, notamment par Diels. La critique de Jean Bollack s'est exprimée à travers trois mouvements, qui sont ponctuellement détaillés dans la « Préface » à l'édition du poème physique (E2) :

- 1) un recours systématique aux témoignages doxographiques pour la reconstruction des différents épisodes du récit et de leur succession, se traduisant par le choix éditorial de ne pas distinguer les fragments des témoignages, comme le faisait Diels, mais de les faire se succéder suivant l'ordre supposé de la narration ;
- 2) une critique ponctuelle des choix d'édition de Diels, jugé responsable d'un manque de sensibilité pour le texte poétique (notamment pour les répétitions), avec souvent un retour aux choix d'édition accomplis par les éditeurs du début du XIX^e siècle, comme Sturz et Karsten⁷ ;

7 Voir E2 : XII–XIII : « Diels, à lui seul, avait édité les doxographes et le commentaire monumental de la *Physique* par Simplicius, avant d'aborder les fragments de *tous* les présocratiques. Nous lui devons les instruments de notre travail. Mais les préjugés propres à sa formation et à la forme de son esprit ont laissé leur empreinte sur le texte qu'il a mis à la disposition des philosophes. Avant lui, les critiques de la première moitié du siècle, manquant de critères linguistiques suffisamment sûrs, ont fait preuve d'une audace excessive. Par contre, ayant bien

- 3) une valorisation inédite de la qualité poétique du poème, à la fois par le travail de traduction et par le commentaire.

Le deuxième mouvement est particulièrement intéressant pour mon propos, car il permet de souligner le changement de perspective qui s'opère dans le passage du travail sur la physique à celui sur les *Catharmes* dont témoigne l'extrait des *Purifications* cité avant. En effet, avec le temps, la position de Jean Bollack par rapport à l'histoire de l'édition et de la compréhension d'Empédocle a changé. Dans les années 60, lorsqu'il publie *Les Origines*, il n'hésite pas à souligner les convergences entre son travail et celui des savants de la première moitié du XIX^e siècle, Sturz ou Karsten, tout en pointant certaines limites du travail de Diels ; alors qu'en 2003, lorsqu'il publie *Les Purifications*, il situe l'herméneutique critique qu'il pratique dans la continuité du travail d'édition réalisé à la fin du XIX^e siècle, par Diels précisément. Le choix de reprendre la numérotation des fragments des *Catharmes* proposée par Diels semble aller dans la même direction. La question se pose presque spontanément : que s'est-il passé entre ces deux moments ?

La réponse n'est sûrement pas univoque ni facile. Je me limite à suggérer que peut-être Jean Bollack jugeait-il les nouvelles tendances de la critique empédocléenne, notamment la thèse unitariste, comme une forme de régression et cela à deux titres : une régression par rapport aux acquis du travail philologique qu'il avait accompli ; et une régression aussi par rapport aux fondements rationnels de la philologie critique et de l'herméneutique, qui suppose une confrontation serrée avec les données textuelles et une attention toute particulière à la langue. Dans ce cadre, renouer avec la philologie « positiviste » lui permettait de répondre à la faute intellectuelle qui consistait d'après lui à mêler la matière scientifique à la matière religieuse. La dualité de l'œuvre posait la question du rapport entre science et religion : il ne fallait pas neutraliser cette question, moyennant une occultation délibérée des différences inscrites dans la langue des deux poèmes.

lu les philosophes anciens et en particulier les commentaires néoplatoniciens, Sturz en 1805 et Karsten en 1838, portés par la sensibilité plus philosophique et par l'ouverture qui distinguent leurs grands contemporains, avaient un sens plus juste du système. Ils ont parfois préféré la leçon que je rétablissais contre Diels. Les plus graves reproches que l'on puisse adresser à des esprits de la famille de Diels touchent l'académisme qui, au nom d'une esthétique étroite, les conduisent à rejeter les prétendues « gaucheries » et les « redites ». Dans le cas d'un procédé aussi noble et aussi essentiel à la poésie archaïque que la répétition et la reprise, ces œillères nous ont valu une édition appauvrie et mutilée ».

2. Le fr. 134 entre physique et religion

Cela dit, puisque la position de Jean Bollack vis-à-vis du nombre de poèmes est résolument anti-unitariste, il faut maintenant se pencher sur la question de l'attribution du fr. 134. En effet, si l'attribution du fr. 29 au poème physique ne fait pas de doute, celle du fr. 134 fait l'objet d'un débat assez fourni.

Considérant que le point de vue du poème physique serait « matérialiste et athée⁸ », Diels a contesté l'attribution de ce texte au 3^{ème} livre du poème physique faite par le grammairien byzantin Tzetzés (*Chiliades* 7, 522) et il l'a attribué au poème religieux. Là aussi, Jean Bollack rejoint Diels, contre la grande majorité des éditeurs d'Empédocle⁹. Je n'aurai pas le temps de rentrer davantage dans les raisons de la convergence entre le choix d'attribution de Jean Bollack et celui de Diels, ni de traiter d'un certain nombre de questions importantes pour ce dossier, comme le rapport entre le fr. 134 et les fr. 131, 132 et 133 qui le précèdent dans l'édition de Diels, lui étant liés par le contenu. Je ne discuterai pas non plus l'hypothèse (à vrai dire ténue) de Laurenti et de Solmsen¹⁰, qui attribuent ce groupe de fragments à l'*Hymne à Apollon*, un poème d'Empédocle dont parle Aristote comme d'une œuvre perdue (*Fragmenta*, p. 67, 1 Ross). En revanche, il me reste à évoquer les commentaires de Jean Bollack à propos des relations entre les fr. 29 et 134, que ses travaux situent dans deux contextes poétiques distincts.

Dans son commentaire au fr. 29 (= 98 dans E2), Jean Bollack renvoie au fr. 134 à trois reprises (E3, comm. *ad* 98) : la première fois pour souligner que les deux textes s'ouvrent pareillement, par des prédications négatives (« il n'est pas ceci ... il n'est pas cela ») ; la deuxième fois, pour noter que le terme γεννήεντα, « vigoureux », qualifiant le sexe du paradigme négatif de la Sphère au vers 2 se trouve remplacé dans le « passage parallèle » du fr. 134 par le terme λαχνήεντα, « poilu ». Sa troisième remarque, plus développée, concerne le rapport entre l'utilisation du présent dans la prédication négative (v. 1) et celle de l'imparfait dans la prédication positive (v. 3). Jean Bollack note d'abord que dans le texte parallèle du fr. 134 l'imparfait fait place à l'aoriste ἐπλετο qui chez Homère a souvent la valeur d'un présent ; puis, il ajoute (E3 : 142–143) : « L'imparfait (ἔην) oppose la vérité des faits à l'hypothèse écartée, qui est au présent. Entre deux aspects qui s'excluent, la priorité (logique) de l'un s'impose par l'antériorité (dans le temps) et n'est pas soumise à l'arbitraire de la

⁸ DIELS 1898 : 403–406.

⁹ Avant Diels, tous les éditeurs d'Empédocle avaient attribué les vers cités par Ammonius et Tzetzés au poème physique (STURZ 1805 ; KARSTEN 1838 ; STEIN 1852 ; MULLACH 1860) ; cf. BIGNONE 1916 : fr. 109d et appendice 5 ; GALLAVOTTI 1975 : fr. 34 et comm. *ad loc.* ; WRIGHT 1981 : fr. 97 et comm. *ad loc.* ; LM : D 93, R 95. Cf. également VAN DER BEN 1975 : 44–46 ; PRIMAVESI 2006 ; COLLI 2019 ; *Contra* ; WILAMOWITZ 1935 : 498 ; ZUNTZ 1971 : 214–218.

¹⁰ SOLMSEN 1980 ; LAURENTI 1995 ; SANTANIELLO 2022.

préférence. De fait, Sphairos existe de tout temps, avant que ses modes ne soient étudiés. On rattachera cet emploi à l'imparfait de *la description géographique* [...] où la vérité du fait décrit remonte à un passé. *Il y a* (et il y avait toujours) *Sphairos...* ». Cela dit, dans la suite de son analyse, Jean Bollack ne commente pas davantage la différence entre l'imparfait du fr. 29 et l'aoriste avec valeur de présent du fr. 134 et il ne considère pas non plus le rapport entre les deux textes comme un objet d'intérêt en soi. Je crois que pour comprendre sa lecture, il faut se tourner vers sa reconstruction de la chronologie relative des deux poèmes. En effet, lorsqu'il écrit *Les Origines*, Jean Bollack est convaincu que la composition du poème physique précède celle des *Catharmes* et que chez Empédocle la science prime sur la matière religieuse. Ainsi, il n'analyse pas la reprise dans le poème qu'il considère comme postérieur, car elle ne lui apparaît pas indispensable à l'interprétation du poème physique, objet de son étude. La situation change pourtant lorsqu'il écrit *Les Purifications*. En 2003, la réflexion de Jean Bollack sur la pensée de l'Agrigentain a subi une inflexion décisive car il a réévalué les *Catharmes*, qu'il qualifie maintenant de poème « politique et religieux », en le lisant comme une mise en question radicale des traditions culturelles et religieuses, préalable à la spéculation sur l'origine des choses¹¹. Dans ce cadre, le commentaire qu'il consacre au fr. 134 semble confirmer ce renversement de perspective. Il écrit : « Les vers qui, sous une autre forme, se retrouvent dans *Les Origines*, appliqués à la représentation du dieu Sphairos (fr. 98), et y forment sans doute une reprise signifiante des *Catharmes*, ne se réduisent pas à une critique des figurations anthropomorphiques » (E4 : 95). Maintenant, c'est donc le fr. 29 qui reprend le texte chronologiquement antérieur des *Catharmes*. Ainsi, la lecture de la relation entre les fr. 29 et 134 se trouve, une fois de plus, repoussée dans un temps à venir.

3. Penser la reprise

Il est vrai qu'il n'y a aucune raison sérieuse de douter du témoignage de Tzetzés concernant l'appartenance du fr. 134 au *Peri physeos* voire au troisième livre de ce poème¹². En effet, les indications fournies par le grammairien à propos de la

11 Sur le renversement de la perspective chronologique qui s'opère, dans l'interprétation d'Empédocle par Jean Bollack, avec la publication des *Purifications*, voir LAKS 2010.

12 L'existence d'un troisième livre du poème physique a pu être contestée sur la base du témoignage de la *Souda* (A2 DK = D2 LM) qui parle de deux livres. Mais l'information de Tzetzés est compatible avec le témoignage de Diogène Laërce (A1 DK = D1 LM) qui donne l'indication de 5000 vers pour les deux poèmes, si l'on considère que les *Catharmes* avaient une étendue inférieure à celle du poème physique (5000 vers = 3000 vers pour la physique + 2000 vers pour les *Catharmes*). Par ailleurs, il ne faut pas oublier que la division en livres remonte aux Alexandrins. Pour cette discussion, voir BIGNONE 1916 : 631-635 qui rappelle

provenance d'autres fragments d'Empédocle se sont révélées pertinentes (cf. son attribution du fr. 6 au 1^{er} livre du *Peri physeos*). Par ailleurs, comme le soulignait déjà Bignone, les divinités des *Catharmes* sont anthropomorphes alors que le dieu du fr. 134 s'oppose aux représentations anthropomorphiques des dieux¹³ comme on peut le déduire du contenu du fragment lui-même et du commentaire d'Ammonius, son citateur (*Commentaire du De interpretatione*, chap. 13, p. 249, 1–5 éd. Busse) :

διὰ ταῦτα δὲ καὶ ὁ Ἀκραγαντίνος σοφὸς ἐπιρραπίσας τοὺς περὶ θεῶν ὡς ἀνθρωποειδῶν ὄντων παρὰ τοῖς ποιηταῖς λεγομένους μύθους, ἐπήγαγε προηγουμένως μὲν περὶ Ἀπόλλωνος, περὶ οὗ ἦν αὐτῷ προσεχῶς ὁ λόγος, κατὰ δὲ τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ περὶ τοῦ θεοῦ παντὸς ἀπλῶς ἀποφαινόμενος.

Pour cette raison, le sage d'Agrigente, ayant critiqué les histoires racontées par les poètes au sujet des dieux, comme s'ils avaient une forme humaine, inférait, en parlant en premier lieu d'Apollon, sur lequel portait principalement son discours, mais aussi de la même manière (en parlant) de tous les dieux en général (ma traduction).

En outre, l'idée de Diels selon laquelle le point de vue du poème physique serait « athée » peut être discutée dans la mesure où Empédocle n'hésite pas à définir la Sphère comme un « dieu » (fr. 80 et fr. 81 Bollack) ou à donner des noms de dieux, connus ou moins connus, aux quatre racines qui composent le monde physique (fr. 6 DK) et à la puissance de l'Amour (appelée tantôt Aphrodite tantôt Harmonie). Enfin, les répétitions sont très nombreuses au sein du poème physique alors que nous connaissons une seule répétition qui relie les *Catharmes* au poème physique et cela depuis la publication du *Papyrus de Strasbourg*¹⁴. Pour toutes ces raisons, en suivant la plupart des éditeurs d'Empédocle, je préfère penser que le fr. 134 appartient au poème physique. De plus, en suivant Tzetzès, je situe ce fragment dans la partie finale du poème et pense qu'il contient une reprise significative des vers sur la Sphère, lesquels se situent vraisemblablement à la fin du 1^{er} livre, comme l'indique Jean Bollack.

Avant de me pencher sur le sens possible d'une telle reprise, il faut maintenant aborder, de façon forcément succincte, la question de l'identité du dieu du fr. 134.

Le débat autour de cette question est structuré par une opposition majeure entre les chercheurs qui pensent que ce dieu est le même que celui du fr. 29, à savoir la Sphère, et ceux qui considèrent, au contraire, qu'il s'agit d'un autre

également que l'*editio princeps* de la *Souda*, avec valeur de manuscrit, contient l'indication de trois livres.

¹³ Comme le souligne, entre autres commentateurs, RIEDWEG 2006.

¹⁴ MARTIN/PRIMAVESI 1999. Ainsi le fr. 139 DK est repris dans une forme variée dans *Papyrus d v. 5–6*.

dieu. Les premiers¹⁵ recourent à des arguments divers pour appuyer leur thèse, mais sont d'accord pour interpréter la répétition comme le signe d'une identité (les deux dieux seraient le même dieu). Ainsi, par exemple, Primavesi, pour qui le dénominateur commun à la Sphère et à la *Phrèn*, permettant de conclure à leur identité, serait leur composition. En effet, selon Empédocle, la pensée réside dans le sang, qui est le composé le plus équilibré des quatre éléments¹⁶ ; de là à poser qu'une « pensée pure » peut être identifiée avec la Sphère où les quatre éléments sont totalement et parfaitement mélangés, il n'y a plus qu'un pas, et Primavesi n'hésite pas à le franchir¹⁷. En même temps, l'identification du dieu du fr. 134 avec Apollon, faite par Ammonius, ne serait pas fautive selon le chercheur : Apollon serait le nom de la Sphère, en analogie avec les noms des quatre éléments dans le fr. 6¹⁸. On pourrait objecter à la lecture de Primavesi que le mélange des éléments dans le sang est chose bien différente par rapport au mélange de la matière dans la Sphère, car dans la Sphère les éléments ne sont pas encore distingués et que la Haine se trouve au dehors. Cependant, l'hypothèse de l'identité se heurte à plusieurs problèmes de nature textuelle, que je résume par facilité en trois points :

1. la *Phrèn* du fr. 134 se trouve dans le monde (κόσμον)¹⁹, alors que la Sphère est caractérisée par une solitude absolue (voir fr. 29 mais aussi fr. 27 et 28 DK = 92 et 95 Bollack²⁰) : autour de la Sphère, il n'y a rien sauf la Haine ;

15 Voir par exemple DÜMLER 1894 ; DIÈS 1909 : 89–91 ; JAEGER 1936 : 162 ; PRIMAVESI 2006. Dans leur édition, LAKS et MOST semblent aller dans la même direction, car ils éditent les deux textes à la suite (= D92–93 LM).

16 Voir notamment fr. 105 DK ; Théophraste, *De sensibus* § 10.

17 La lecture de PRIMAVESI 2006 développe et « radicalise » celle de WRIGHT 1981 : 254–255, pour qui la *Phrèn* représente une sorte de résidu (ou de permanence) de la Sphère dans notre monde, le dénominateur commun aux deux dieux étant précisément la qualité de leur mélange. La qualité parfaite du mélange est ce qui rendrait la *Phrèn* imperceptible malgré sa nature matérielle.

18 τέσσαρα γὰρ πάντων ριζώματα πρῶτον ἄκουε / Ζεὺς ἀργῆς Ἥρη τε φερέσβιος ἠδ' Αἰδωνεύς / Νῆστίς θ' ἢ δακρύοις τέγγει κρούνωμα βρότειον, « D'abord les quatre racines du monde, écoute, les voici : Zeus étincelant, Héra donneuse de vie, Aidôneus, Nestis, qui, de ses larmes, fait couler la source mortelle ».

19 Pour le nouveau sens que prend ici le mot *kosmos*, avec WRIGHT comm. *ad loc.* on peut comparer avec Héraclite, fr. 30. MARTIN/PRIMAVESI 1999 : 175–183 et TRÉPANIÉRI 2003 : 404–406 considèrent que chez Empédocle κόσμος peut désigner la Sphère. Pour une critique de leurs arguments, je renvoie à GHEERBRANT 2018 : 60–64.

20 Fr. 27 DK = 92 Bollack (a1–b2 : Simplicius, *Physique*, p. 1183, 30s. ; b2 : Simplicius, *De caelo*, p. 591, 5) : a1 ἔνθ' οὐτ' Ἡελίοιο διείδεται ὠκέα γνῖα / b1 οὕτως Ἀρμονίης πικινῶ κρυφῶ ἐστήρικται / b2 Σφαῖρος κυκλοτερῆς μονή περιγηθεῖ γαίων, « On ne voit point là les membres rapides du soleil / Si forte est l'attache qui tient, dans les épaisses ténèbres d'Harmonie / Sphai-

2. la *Phrèn* du fr. 134 est en mouvement, elle court à travers le monde (κόσμον ἅπαντα καταΐσσουσα) grâce à ses émanations rapides (φροντίσι θοῆσιν), alors que rien n'indique que la Sphère bouge, au contraire (voir fr. 27, 3) ; par ailleurs, s'il faut en croire Aristote, le mouvement n'existe pas encore lorsque la Sphère est (*Physique*, 8, 1, 250b 15ss. ; *Métaphysique* 11, 6)²¹ ;
3. la *Phrèn* se situe résolument du côté de la connaissance, alors que rien n'indique que la Sphère connaît ; ce que les fragments nous disent d'elle (voir notamment fr. 27 et 28 DK n. 20) c'est qu'elle jouit de sa solitude. Par ailleurs, un passage énigmatique de la *Métaphysique* d'Aristote indique que la Sphère d'Empédocle a une connaissance limitée des choses, la Haine lui étant inconnue (*Métaphysique* 1000b 3–6).

Ces éléments sont suffisants pour exclure la thèse de l'identité des sujets des fr. 29 et 134 et pour lui préférer la thèse opposée, selon laquelle nous sommes en présence de deux sujets différents. Sauf de rares exceptions, les partisans de cette seconde lecture s'appuient davantage sur le témoignage d'Ammonius, le citateur principal du fr. 134, et identifient la *Phrèn* avec le Soleil en tant que « traduction » d'Apollon en termes de réalité physique. Ce faisant, ils inscrivent Empédocle dans une tradition bien ancrée dans la culture populaire grecque, qui a été reprise par les pythagoriciens sous une forme spéculative, une tradition qui identifie Apollon avec le Soleil²². Bignone, le premier ayant proposé une telle lecture, arrive à cette conclusion par un recoupement du témoignage d'Ammonius et de celui de Ménandre le rhéteur (A23 DK²³), selon lequel Empédocle

ros à l'orbe pur, glorieux de sa joie déserta. » ; fr. 28 DK = 95 Bollack (Stobée, I, 15 *et alii*) : ἀλλ' ὁ γε πάντοθεν ἴσος <εἰός> καὶ πάμπαν ἀπειρών / Σφαῖρος κυκλοτερῆς μονὴ περιηγέ γαίωv, « Mais lui, partout égal à lui-même et sans limite aucune, / Sphairos à l'orbe pur, joyeux de la solitude qui l'entoure. ».

21 Cf. avec l'interprétation que donne Jaeger du terme *moniè* (fr. 27 et fr. 28) comme « repos » plutôt que comme « solitude ». JAEGER 1936 : 141.

22 Voir à ce propos BOYANCÉ 1966. La lecture de COLLI 2019 se distingue des autres dans la mesure où il identifie la *Phrèn* avec la figure d'un homme à la connaissance extraordinaire, qu'il conçoit comme une étape vers la connaissance absolue représentée par la Sphère. Je n'ai pas le temps ici de discuter sa lecture, pour laquelle je renvoie à mon compte rendu de son ouvrage posthume, SAETTA COTTONE 2020. DARCUS 1977 rejoint Colli (sans le savoir) sur plusieurs points.

23 Voir BIGNONE 1916, appendice V à propos de A 23 DK (Men. Rh., *Sur les discours épidéictiques*) : εἰσὶ δὲ τοιοῦτοι, ὅταν Ἀπόλλωνος ὕμνον λέγοντες ἥλιον αὐτὸν εἶναι φάσκωμεν, καὶ περὶ τοῦ ἡλίου τῆς φύσεως διαλεγώμεθα, καὶ περὶ Ἡρας ὅτι ἀήρ, καὶ Ζεὺς τὸ θερμόν· οἱ γὰρ τοιοῦτοι ὕμνοι φυσιολογικοί. καὶ χρώνται δὲ τῷ τοιοῦτῳ τρόπῳ Παρμενίδης τε καὶ Ἐμπεδοκλῆς ἀκριβῶς, κέχρηται δὲ καὶ ὁ Πλάτων, « Ils sont tels [*scilicet* : *physiologikoi*] quand, disant < hymne à Apollon >, nous affirmons qu'il est le soleil et nous composons des vers sur la nature du soleil, et sur Héra (pour expliquer) que c'est l'air et Zeus la chaleur. En fait, de tels hymnes

parlait d'Apollon en disant qu'il est le Soleil de la même manière qu'il parlait de Zeus et d'Héra en disant qu'ils sont le Feu et l'Air (cf. fr. 6). Par cette voie, le savant italien arrive à identifier la *Phrèn* avec le Feu qui dans d'autres fragments d'Empédocle est nommé du nom de Zeus ou d'Héphaïstos. La thèse de Bignone a été reprise, avec des modifications, par plusieurs chercheurs, comme Laurenti, Solmsen, Gallavotti, Bollack lui-même dans *Les Purifications* (E4 : 95), et plus récemment par Picot²⁴.

La lecture que je propose se situe dans cette lignée mais s'en distingue car je crois que le dieu protagoniste du fr. 134 n'est pas le Soleil pris de façon banale, mais le Soleil décrit par Aétius et par Plutarque²⁵ dont la nature de *reflet* a été reconstruite par Jean Bollack sur la base d'un riche dossier de témoignages et de fragments (cf. E2, textes 300–334 et E3, comm. *ad* A 56 DK = 322 Bollack et comm. *ad* 44 DK = 328 Bollack²⁶). Je m'appuie sur la reconstruction de Jean Bollack tout en la développant, car je considère que la théorie du Soleil-reflet correspond à une structure spéculative qui permet d'analyser la nature de la connaissance humaine en tant que mise en relation nécessaire de données sensibles et de contenus intellectuels. Avant de revenir sur cette théorie, je précise que mon hypothèse répond à trois questions suscitées par le texte du fr. 134, notamment :

1. le caractère ἀθέσφατος (fr. 134, 4) de la *Phrèn*, qu'avec Colli je traduis volontiers par « indicible », en soulignant ainsi le sens étymologique de ce mot : ἀθέσφατος indique une chose dont les qualités extraordinaires dépassent toute possibilité de définition. L'adjectif ἀθέσφατος semble indiquer que la définition du dieu comme *Phrèn* est une approximation (une métaphore ?) alors que dans le cas de la Sphère, Empédocle n'hésite pas à attribuer au dieu un nom propre ;

sont *phusiologikoi*. Et se servent de ce genre de composition Parménide et Empédocle parfaitement... ».

²⁴ Voir LAURENTI 1995 ; SOLMSEN 1980 ; GALLAVOTTI 1975 : comm. *ad* fr. 34 ; PICOT 2013. Cependant, Laurenti et Solmsen attribuent les fragments 131–134 au *Proème pour Apollon*.

²⁵ A 56 DK = 322 Bollack ; fr. 44 DK = 328 Bollack. Voici ma traduction du témoignage d'Aétius : « Selon Empédocle il y a deux soleils : l'un, le vrai, composé de feu, dans l'un des deux hémisphères du monde, est toujours placé à l'opposé de son reflet lumineux ; l'autre, l'apparent, est un reflet lumineux dans l'autre hémisphère, celui rempli d'air et de chaleur, qui apparaît sur le ciel cristallin par le rebondissement de la lumière à partir de la terre ronde ; il est entraîné dans le mouvement circulaire de l'hémisphère du feu. Pour le dire de façon synthétique, le soleil est un reflet du feu qui entoure la terre ».

²⁶ La fiabilité du témoignage d'Aétius a été mise en question successivement et avec des arguments différents par KINGSLEY 1994 et par RASHED 2018. Pour une critique de leurs analyses je renvoie à SAETTA COTTONE 2023 : 46–59.

2. le caractère articulé de la *Phrèn* que l'on peut inférer de la parenté étymologique entre le terme même de *Phrèn* et le terme *phrontides*, les « émanations » (?) par lesquelles le dieu se déploie dans le monde. Le couple *Phrèn-phrontides* signale que nous sommes en présence d'un être diffus alors que la Sphère est un être ramassé, tenant en lui-même (fr. 29) ;
3. enfin, le fr. 134 suggère une relation entre le caractère noétique de la *Phrèn* et la rapidité de sa course (cet élément oppose clairement la *Phrèn* et la Sphère).

L'hypothèse selon laquelle la *Phrèn* de 134 serait le Soleil-reflet de la cosmologie empédocléenne permet de comprendre les trois caractéristiques du dieu que je viens d'évoquer comme un ensemble cohérent, tout en ouvrant la voie à une analyse de la relation entre le fr. 29 et le fr. 134. Je n'aurai pas le temps de revenir sur l'identification de la *Phrèn* (fr. 134) avec le Soleil et espère que la présentation de la théorie du Soleil-reflet que je vais faire permettra de supporter cette identification de façon convaincante.

4. Le Soleil-reflet de la cosmologie d'Empédocle : retour à Jean Bollack

Si l'on s'en tient à la reconstruction de Jean Bollack, le Soleil que les hommes voient dans le ciel est un reflet de la terre sur la voûte cristalline de l'éther, dont la matrice serait le feu qui remplit un des deux hémisphères. À partir du feu diffus dans cet hémisphère, on aurait donc un phénomène de réflexion lumineuse en trois étapes : 1) de la lumière diffuse vers la terre, 2) de la terre vers la voûte de l'éther, 3) de la voûte de l'éther vers la terre²⁷. Une trace de la même configuration cosmologique semble être contenue dans fr. 44 DK (= 328 Bollack), rapporté par Plutarque (*Sur les oracles de la Pythie*, chap. 12, 400B), qui décrit le Soleil renvoyant sa lumière (ἀνταυγείν) vers la voûte de l'éther (πρὸς Ὀλυμπόν) :

ἀνταυγεί πρὸς Ὀλυμπόν ἀταρβήτοισι προσώποις.

Il retourne ses feux et fait front à l'Olympe d'un regard intrépide.

Le sujet de ce fragment est bien le reflet qui se forme autour de la terre à partir du feu diffus, cerné dans le moment précis où il se projette sur la voûte de l'éther

²⁷ Cf. A 30. TANNERY 2022³ (1887) : 311–312 suggère que la théorie d'Empédocle a pu subir l'influence d'Anaxagore, notamment de sa conception de la Lune, laquelle entraînait la conséquence que la Terre aussi devait avoir une face réfléchissant la lumière. Voir à ce propos Anaxagore, fr. 18 DK ; A 76 DK ; A 77 DK (= D 40–45 LM).

(= étape 2 du schéma ci-dessus). Ce fragment permet de comprendre comment Aétius peut affirmer que le feu diffus est toujours placé à l'opposé de son propre reflet – le reflet, ἀνταύγεια, n'étant pas le disque solaire apparent que nous voyons, mais le rebondissement de lumière sur la terre qui produit le disque solaire apparent lui-même. En effet, la simplification du doxographe, qui distingue entre un soleil 1 (feu diffus) et un soleil 2 (image projetée), essaie de rendre compte d'un mouvement complexe, ayant son origine dans la capacité qu'a la lumière de rebondir sur les corps. La qualité mystérieuse de la lumière semblerait donc être le véritable point focal de la théorie empédocléenne du Soleil. De fait, la théorie d'Aétius peut être complétée utilement par un témoignage d'Aristote (*De anima*, B 7, 418bss. = 330 Bollack) qui explique que selon Empédocle la lumière se meut entre la terre et la voûte de l'éther sans que les hommes s'en aperçoivent :

Et Empédocle ne fait pas bien, ni d'autres qui ont parlé comme lui, de dire de la lumière qu'elle se meut et qu'elle se trouve parfois entre la terre et l'enveloppe de l'univers, sans que nous nous en apercevions. En effet, cette opinion va aussi bien contre les évidences du raisonnement que contre les faits d'observation : nous ne nous en apercevons pas, si la distance traversée était petite, mais dire que cela nous échappe du lever au coucher du soleil, c'est trop nous demander.

Comme le souligne Jean Bollack, Aristote se rapporte ici au deuxième stade de la théorie d'Aétius, correspondant au cheminement des rayons de la terre à la voûte de l'éther (la même étape qui est décrite dans le fr. 44). Mais comment comprendre ce que dit Aristote à propos du caractère non sensible de ce processus ? Je crois que la réponse est donnée par Philopon dans son commentaire à ce même passage du *De anima* (*In de anim.* 344, 34ss. éd. Hayduck = 331 Bollack) :

Empédocle, pour qui la lumière, étant un corps qui se détache en effluves du corps lumineux, se trouve d'abord dans l'espace intermédiaire entre la terre et le ciel, parvient ensuite jusqu'à nous, alors que ce mouvement échappe au regard à cause de sa vitesse.

Philopon nous dit que selon Empédocle les hommes ne voient pas le mouvement de la lumière cosmique à cause de sa vitesse. De fait, le commentateur rend compte des présupposés physiques à la base de la théorie du Soleil-reflet, notamment de son deuxième stade, qui demeure imperceptible aux hommes, alors que l'image projetée, elle, est perceptible.

L'explication du caractère non-sensible de la lumière comme un effet de sa vitesse corrobore l'hypothèse évoquée précédemment selon laquelle le dieu protagoniste du fr. 134 serait le Soleil (voir § « Penser la reprise »), car ce dieu possède une nature noétique et il est rapide : à condition évidemment d'accepter la théorie d'Aétius.

À partir de là, il est peut-être possible de faire un pas de plus dans la compréhension de la théorie empédocléenne du Soleil. Je suggère que cette théorie confère au Soleil un statut à part parmi les réalités connaissables vers lesquelles conduit la poésie de l'Agrigentain. En fait, d'après elle, le Soleil est un objet sensible et en même temps il ne l'est pas. D'une part, c'est par les sens qu'on le connaît, essentiellement à travers son image projetée. D'autre part, la connaissance qu'on peut en avoir ne saurait se limiter à la perception de cette image. Pour comprendre vraiment le Soleil, il faut posséder un savoir quasi initiatique de sa nature réflexive, qui nous rende aptes à distinguer l'objet de nos sensations (le cercle lumineux) de sa véritable substance (la lumière diffuse, qui n'est pas sensible), par l'intermédiaire d'une représentation préalable de la forme terrestre. En effet, c'est comme si, par cette construction, Empédocle avait voulu placer, au cœur de son système physique, une représentation divinisée de la connaissance qui procède de la découverte de relations entre phénomènes sensibles et contenus intellectuels. Dans ce cadre, le Soleil joue un rôle opposé par rapport à celui du Soleil-Bien de Platon, qui révèle aux hommes la nature dégradée et fautive des images sensibles (*République* 7, 514as.) ; le Soleil-reflet d'Empédocle est là pour expliquer, au contraire, que la connaissance des principes de la réalité passe par le déchiffrement des images sensibles (donc de la poésie), le plan métaphysique étant chez Empédocle indissociable du plan physique²⁸. En effet, pour l'Agrigentain, la différence qui structure la réalité, donc la pensée, n'est pas ontologique, comme pour Platon, mais *chronologique*, car elle dépend de la structure polaire du devenir²⁹ : nous avons d'un côté les six principes saisis dans leur éternité (ceux qui forment la Sphère dominée par l'Amour), de l'autre côté les six principes saisis dans les mélanges éphémères. Les deux réalités sont identiques du point de vue matériel, mais elles diffèrent par leur position vis-à-vis du devenir (en amont / en aval) et par la nature des mélanges auxquels elles donnent vie, la Haine étant exclue de la Sphère mais présente dans les choses du monde advenu.

De fait, l'image du Soleil renvoie directement à la relation entre notre monde et la forme circulaire, appartenant à la terre qui la projette mais également au modèle de perfection auquel elle est associée au commencement : la Sphère. Il semble à ce propos significatif que dans le fr. 29, Sphairois est décrit comme celui qui ne ressemble à rien d'autre qu'à lui-même : ἴσοσ ἕαυτῷ (fr. 29,

28 Ce point est au centre de la lecture d'Empédocle par COLLI 2019 (ouvrage de jeunesse publié de façon posthume par Federica Montevicchi).

29 Cette question est thématifiée par Aristote, *Physique*, 8, 1, 250b 15ss. dans une description du « cycle » empédocléen. Voir à ce propos SAETTA COTTONE 2023 : 9, n. 3.

3³⁰ ; cf. πάντοθεν ἴσος <έοϊ> dans le fr. 28, 1³¹) description qui pourrait bien renvoyer au statut de la Sphère comme forme originale³², par opposition au statut du Soleil comme reflet. Une telle explication permet de saisir le rapport entre la notion d'égalité à soi et l'absence de limites prêtée au dieu dans le fr. 28, 1 : puisqu'il remplit la totalité de l'espace, Sphairos ne peut ressembler à autre chose qu'à lui-même, la possibilité de renvoyer à autre chose qu'à soi étant directement liée à la diversification du monde à partir de la percée de la Haine. À l'inverse, le Soleil qui a été créé au cours du processus cosmogonique n'est qu'une reproduction de la forme circulaire, image projetée à partir de la terre³³.

Quant aux liens formels qui rattachent le fr. 134 au fr. 29, je fais l'hypothèse qu'ils soulignent la polarité entre le Soleil et la Sphère, dans la succession qui mène du règne de l'Un (où domine la Sphère) au règne du Multiple (où domine le Soleil) : image de la Sphère originelle dans le monde advenu, le Soleil reproduirait pour les vivants la forme de la perfection dont tout est issu : le κύκλος, tout en permettant de se représenter l'origine. Si le Soleil est une reproduction de la forme circulaire, la description de sa constitution (dans le fr. 134) par la reprise des vers qui étaient initialement appliqués à la Sphère (dans le fr. 29), apprendra à Pausanias que le devenir est structuré par la relation *polaire* entre deux divinités à l'apparence identique mais à la composition si différente. En même temps, l'élève pourra se figurer la Sphère, bien qu'elle ne soit pas inscrite dans notre monde.

5. Conclusion sur le « cycle »

L'analyse qui précède pourrait avoir des conséquences sur la définition de la structure du devenir chez Empédocle, désignée couramment « le cycle ». Une étude lexicale des mots appartenant à la famille de *kuklos* dans les vers de l'Agrigentain s'imposerait, y compris dans la tournure mystérieuse αἰὲν ἔασιν

30 Pour le texte du fr. 29, 3 voir ici note 2.

31 Selon la reconstruction du fr. 28, 1 de Paul Maas qui rapproche ce vers de Parménide, fr. 8, 49 : ἀλλ' ὁ γε πάντοθεν ἴσος <έοϊ> καὶ πάμπαν ἀπέιρων / Σφαῖρος κυκλοτερῆς μονή περιηγεί γαίωv, « Mais lui, égal à lui-même à partir de tout point de sa surface et sans limite aucune, / Sphairos à l'orbe pur, joyeux dans la solitude qui l'entoure ».

32 Pour l'utilisation de ἴσος dans le contexte d'une comparaison, voir par exemple *Odyssee* 3, 290.

33 Le fait que la reproduction de la forme circulaire joue un rôle dans le processus cosmogonique décrit par Empédocle semble confirmé par deux textes visiblement marqués par l'influence de l'Agrigentain : la cosmogonie de l'œil et de l'oreille dans les premiers vers du prologue des *Thesmophories*, où il est dit que l'œil a été créé sur le modèle du Soleil (voir SAETTA COTTONE 2016, comm. ad 17, et ad 173–174), et l'anthropogonie mise dans la bouche d'Aristophane dans le *Banquet* de Platon, où les trois espèces d'êtres sphériques à l'origine de l'humanité tirent leur forme de la Terre, du Soleil et de la Lune.

ἀκίνητοι κατὰ κύκλον à propos des éléments (fr. 17, 12 = fr. 26, 12) mais je ne pourrai pas la mener ici³⁴.

Je suis, en effet, tentée de considérer que la physique empédocléenne est comprise entre deux pôles opposés : le pôle de la Sphère unique qui domine sous le règne de l'Amour en contenant en elle la diversité matérielle de notre monde ; et le pôle du Soleil qui domine sous le règne de la Division, en renvoyant à la prolifération nécessaire des images dans le monde advenu ainsi qu'à la connaissance des principes que ces dernières nous permettent d'obtenir. Dans *Les Purifications*, le pôle du Soleil pourrait correspondre au chemin de salut décrit dans le fr. 146, qui équivaut précisément à une connaissance de type apollinien (cf. E4, comm. *ad loc.*). Ce qui change dans cette reconstruction du devenir par rapport aux autres (notamment celles qui postulent une anti-sphère que ça soit sous la forme de quatre masses élémentaires concentriques ou d'une séparation absolue de particules) est qu'avec un pôle du Soleil opposé à la Sphère le Multiple se trouve placé sous le signe de la connaissance plutôt que de la Haine et que donc la théorie physique d'Empédocle implique une gnoséologie.

J'ajoute que la reconstruction que je viens de proposer, nécessairement ramassée, n'est pas incompatible avec la lecture de la physique empédocléenne faite par Simplicius, dont Jean Bollack s'est évertué à démontrer la validité, par-delà les filtres néoplatoniciens, contre les partisans de la double zoogonie. Je renvoie pour tous au passage de Simplicius à propos du fr. 29 (Simplicius, *Physique*, p. 1123, 25s. = 82 Bollack, cf. E1 : 102).

Bibliographie

- BIGNONE 1916 – Ettore BIGNONE, *Empedocle. Studio critico*, Turin, Fratelli Bocca, 1916.
- BOYANCÉ 1966 – Pierre BOYANCÉ, « L'Apollon solaire », dans *Mélanges d'archéologie, d'épigraphie et d'histoire offerts à J. Carcopino*, Paris, Hachette, 1966 : 149–170.
- COLLI 2019 – Giorgio COLLI, *Empedocle*, éd. par F. MONTEVECCHI, Milan, Adelphi, 2019.
- DARCUS 1977 – Shirley M. DARCUS, « Daimon Parallels the Holy Phrên in Empedocles », *Phronesis* 22 (1977) : 175–190.
- DARCUS 1985 – Shirley M. DARCUS, « The Nature of PHREN in Empedocles », dans M. CAPASSO/F. DE MARTINO/P. ROSATI (éds.), *Studi di filosofia preplatonica*, Naples, Bibliopolis, 1985 : 119–136.
- DIELS 1898 – Hermann DIELS, « Über die Gedichte des Empedokles », *Sitz.-ber. d. Akad. Berlin* (1898) : 396–415.
- DIELS/KRANZ 1903 – Hermann DIELS/Walther KRANZ, *Die Fragmente der Vorsokratiker* (1903), 3 vol., Zurich, Weidmann, 1951–1952⁶ (DK).
- DIÈS 1909 – Auguste DIÈS, *Le Cycle mystique. La divinité, origine et fin des existences individuelles, dans la philosophie antésocratique*, Paris, Alcan, 1909.

34 Je renvoie pour cela à SAETTA COTTONE 2023, notamment 60–130.

- DÜMMLER 1894 – Ferdinand DÜMMLER, *Delphika. Untersuchungen zur Griechischen Religionsgeschichte*, Basel, L. Reinhardt, 1894.
- GALLAVOTTI 1975 – Carlo GALLAVOTTI, *Empedocle. Poema fisico e lustrale*, Milan, Lorenzo Valla, 1975.
- GHEERBRANT 2017 – Xavier GHEERBRANT, *Empédocle. Une poétique philosophique*, Paris, Classiques Garnier, 2017.
- GHEERBRANT 2018 – Xavier GHEERBRANT, « Ritornell and Episodic Composition in Empedocles », *Yearbook in Ancient Greek Epic Online* 2, 1 (2018) : 40–77.
- INWOOD 1992 – Brad INWOOD, *The Poem of Empedocles : a Text and Translation with an Introduction* (1992), Toronto, University of Toronto Press, 2001².
- JAEGER 1936 – Werner JAEGER, *The Theology of the Early Greek Philosophers*, Oxford, The Gifford Lectures, 1936.
- KARSTEN 1838 – Simon KARSTEN, *Empedoclis Agrigentini carminum reliquiae*, Amsterdam, Sumptibus J. Müller, 1838.
- KINGSLEY 1994 – Peter KINGSLEY, « Empedocles' Sun », *CQ* 44 (1994) : 316–324.
- LAKS 2010 – André LAKS, « *Hystéron protéron ? Des Origines aux Purifications* », dans C. KÖNIG/D. THOUARD (éds.), *La Philologie au présent. Pour Jean Bollack*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, 2010 : 19–26.
- LAKS/MOST 2016 – André LAKS/Glenn W. MOST (éds.), *Les Débuts de la philosophie*, Paris, Fayard, 2016 (LM).
- LAURENTI 1995 – Renato LAURENTI, « Le proème d'Apollon d'Empédocle dans les fragments d'Aristote », dans A. JANNONE *et alii* (éds.), *L'Aristote perdu*, Rome/Athènes, CNR, 1995 : 103–119.
- MARTIN/PRIMAVESI 1999 – Alain MARTIN/Oliver PRIMAVESI, *L'Empédocle de Strasbourg*, introduction, édition, commentaire, Berlin/New York, de Gruyter, 1999.
- MONTEVECCHI 2010 – Federica MONTEVECCHI, *Empedocle d'Agrigento*, Naples, Liguori, 2010.
- MULLACH 1860 – Friedrich W. A. MULLACH, *Fragmenta philosophorum graecorum*, 1, Paris, Didot, 1860 (Empédocle : XIII–XVII ; 1–80).
- OSBORNE 1987 – Catherine OSBORNE, « Empedocles recycled », *CQ* 37 (1987) : 24–50.
- PICOT 2013 – Jean-Claude PICOT, « Apollon et la *phrèn hierè kai athesphatos* (Empédocle, fr. 134 DK) », *Anais de Filosofia Clássica* 11 (2013) ; repris dans J.-C. PICOT, *Empédocle. Sur le chemin des dieux*, Paris, Les Belles Lettres, 2022, chap. 8.
- PICOT/BERG 2018 – Jean-Claude PICOT/William BERG, « Apollo, Eros, and epic Allusions in Empedocles, fr. 134 and 29 DK », *AJPh* 139 (2018) : 365–396.
- PRIMAVESI 2006 – Oliver PRIMAVESI, « Apollo and other Gods in Empedocles », dans M. M. SASSI (éd.), *La costruzione del discorso filosofico nell'età dei Presocratici*, Pise, Edizioni della Normale, 2006 : 51–77.
- RASHED 2018 – Marwan RASHED, *La Jeune fille et la Sphère*, Paris, Presses de l'Université Paris-Sorbonne, 2018.
- RIEDWEG 2006 – Christoph RIEDWEG, « *Sphaira* o la magia della rotondità perfetta nel pensiero dei Greci », dans M. BERTOLDINI (éd.), *Esprit sphérique*, catalogue de l'exposition, Galleria Gottardo Lugano, Milano, Charta edizioni, 2006 : 309–320.
- SAETTA COTTONE 2016 – Rossella SAETTA COTTONE (éd.), *Aristophane, Les Thesmophories ou La Fête des femmes*, Paris, De Boccard, 2016.
- SAETTA COTTONE 2019 – Rossella SAETTA COTTONE, « compte rendu de G. Colli, *Empedocle*, Milan 2019 », *Anais de Filosofia Clássica* 13, 26 (2019) : 186–194.

- SAETTA COTTONE 2023 – Rossella SAETTA COTTONE, *Soleil et connaissance. Empédocle avant Platon*, Paris, Les Belles Lettres, « Encre marine », 2023.
- SANTANIELLO 2022 – Carlo Santaniello « Putting Fragments in their Places : the Lost Works by Empedocles », *Elenchos* 43 (2022) : 197–228.
- SOLMSEN 1980 – Friedrich SOLMSEN, « Empedocles' *Hymn to Apollo* », *Phronesis* 25 (1980) : 219–227.
- STEIN 1852 – Heinrich STEIN, *Empedoclis Agrigentini Fragmenta*, Bonn, Adolph Marcus, 1852.
- STURZ 1805 – Friedrich Wilhelm STURZ, *Empedocles Agrigentinus*, Leipzig, Literis et sumtibus Goeschenii, 1805.
- TANNERY 2022³ – Paul TANNERY, *Pour l'histoire de la science hellène. De Thalès à Empédocle*, Paris, Les Belles Lettres, « Encre marine », 2022³ (1887¹ ; 1930²).
- TRÉPANIÉ 2003 – Simon TRÉPANIÉ, « «We» and Empedocles' Cosmic Lottery : P. Strasb. Gr. INV. 1665–1666, ensemble a », *Mnemosyne* 56 (2003) : 385–419.
- VAN DER BEN 1975 – N. VAN DER BEN, *The Proem of Empedocles' Peri physios. Towards a New Edition of All the Fragments*, Amsterdam, B.R. Grüner, 1975.
- VON FRITZ 1946 – Kurt VON FRITZ, « NOUS, NOEIN, and their Derivatives in Presocratic Philosophy », *CPh* 41 (1946) : 12–34.
- WILAMOWITZ 1935 – Ulrich VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, « Die Katharmoi des Empedokles », dans *Kleine Schriften*, vol. I, Berlin, Weidmann, 1935 : 473–521.
- WRIGHT 1981 – Rosemary WRIGHT, *Empedocles : the Extant Fragments*, New Haven/Londres, Yale University Press, 1981.
- ZABOROWSKI 2008 – Robert ZABOROWSKI, *Sur le sentiment chez les Présocratiques*, Varsovie, Stakroos, 2008.
- ZUNTZ 1971 – Günther ZUNTZ, *Persephone : Three Essays on Religion and Thought in Magna Grecia*, Oxford, Clarendon Press, 1971.

D' une réserve par-étymologique de Jean Bollack

Le dossier du *Cratyle*

MAXIME LAURENT

1. Comme un corps qui rêve

Quand Bollack entreprend de lire le *Cratyle*, il aimerait, comme Empédocle, en faire le témoin de quelque « libération du langage ». Au rebours de lectures qui y

* Sur ce dialogue de Platon, le plus ancien texte conservé aux Archives littéraires suisses (ALS) est un chapitre de la thèse commencée par Bollack auprès de Von der Mühl, sur les anciens doxographes (A-1-a-2-THESE-SD/1). Bollack reviendra au *Cratyle* en 1970, notamment pour un colloque tenu à Tübingen du 11 au 14 mars sur *Die Sprache im Denken Platos*. La communication de Jean Bollack s'intitulait *Die philosophische Etymologie im « Kratylus »*. Bollack ne publiera pas le texte, bien qu'il l'ait longtemps retravaillé. Le dossier contient en effet un premier texte sans titre de 18 pages (= BOLLACK 1974a), puis plusieurs versions, dont la dernière s'étend finalement sur 32 pages dactylographiées. D'un texte à l'autre, le titre du travail aura significativement changé (voir plus bas : 163). La dernière mouture est datée du 12 mars 1974 (= BOLLACK 1974b). L'indication est de la main Charles H. Kahn, ami de Bollack depuis les années 1950 et alors professeur de philosophie antique à l'Université de Pennsylvanie. Chargé de rédiger un compte rendu pour la revue *Archiv für Geschichte der Philosophie*, Kahn donne un préavis réservé mais globalement favorable, dont il fera parvenir le contenu à Bollack. En parallèle, Bollack aura publié, dans *Poétique*, un bref article en français intitulé « L'en-deçà infini : l'aporie du *Cratyle* » (BOLLACK 1972a). Cette contribution, qui demeurera sa seule publication sur la question, sera reprise dans *La Grâce de personne* (GP : 341–348). Dans une très rapide présentation, Bollack précise que son travail non-publié proposait une interprétation plus globale du dialogue. Une note liminaire du tapuscrit allemand indique une publication à venir, portant sur « les autres résultats philologiques, à savoir ceux amenant à discuter l'établissement critique du texte | die weiteren philologischen Ergebnisse, namentlich die textkritischen Erörterungen » (BOLLACK 1974a). De fait, le dossier préparatoire au colloque contient aussi de nombreuses pages manuscrites, dues à diverses mains, qui abordent certains problèmes de critique textuelle. Ce travail n'a pas débouché sur une publication. En outre, les archives contiennent un projet d'article sur la dimension doxographique du catalogue étymologique déroulé par Socrate (= BOLLACK 1972c) assorti de quatre pages de remarques critiques rédigées par Charles H. Kahn.

Ainsi, le texte français de 1972 ne présente qu'une vision partielle du *Cratyle* et de sa lecture par Bollack. De même, l'interprétation plus détaillée qu'il avait failli publier en allemand doit se comprendre comme le fragment d'un projet beaucoup plus ample, où la lecture de Charles H. Kahn joue un rôle récurrent. Le dialogue avec Derrida ne peut être exclu : le chapeau de « L'en-deçà infini » indique que « [l]es thèses soutenues [...] ont été présentées dans le cadre du séminaire de J. Derrida à l'École Normale Supérieure, en mai 1970 ».

voyaient une ferme condamnation de la réflexion étymologique¹, Bollack estime que, si Platon confie à Socrate un long catalogue d'étymologies (Platon, *Crat.* 391a–421c), ce n'est nullement pour tourner en dérision ces exégèses verbales (BOLLACK 1974b : 32–33, *je souligne*) :

Mit ironischer Zweideutigkeit gibt [zwar Platon] der dialektischen Erkenntnis den Vorrang, *setzt aber gerade dadurch die Sprache frei*, dass er sie der strengen Forderung nach Eindeutigkeit und gnoséologischer Evidenz entbindet. Dem Körper gleich, der träumend wahrhaft und in mantischer Entrückung an die letzten Geheimnisse rührt, birgt das sprechende Wort die Kunde eines Wissens, das im tönenden Zusammenspiel der Laute sich findet und immer neu vollendet.

Certes, l'ironie équivoque de Platon donne à la connaissance dialectique le premier rang, mais *ce faisant il libère aussi la langue*, dans la mesure où elle se trouve détachée des austères exigences d'univocité et d'évidence gnoséologique. Comme le corps, qui rêve la vérité et dont l'emportement mantique approche les ultimes mystères, le mot qui parle recèle l'annonce d'un savoir, lequel se découvre dans le chatolement des sons et s'accomplit toujours à neuf.

La comparaison avec le corps rêvant fait allusion à la fin du dialogue, où Cratyle vient de concéder à Socrate qu'à tout prendre, il vaut mieux connaître les choses à partir d'elles-mêmes plutôt qu'à partir de leurs noms (439a–b). Socrate lui demande alors (439c6–439d1) : Σκέψαι γάρ, ὦ θαυμάσιε Κράτυλε, ὃ ἔγωγε πολλάκις ὄνειρώπτω. Πότερον φῶμέν τι εἶναι αὐτὸ καλὸν καὶ ἀγαθὸν καὶ ἐν ἕκαστον τῶν ὄντων οὕτω, ἢ μὴ (« Examine en effet, remarquable Cratyle, ce que, quant à moi, je fais souvent en rêve. Disons-nous qu'il y a quelque chose de beau, de bon, d'un et ainsi de suite pour chacune des choses qui sont, ou pas ? »). La seconde phrase annonce la théorie des Formes, que la première présente comme le produit d'un rêve. Dans l'argumentation du dialogue, ce rêve de formes fixes s'oppose à la thèse du flux universel que l'enquête étymologique de Socrate paraissait déceler dans les mots. En ce qu'il suggère la possibilité de connaître une réalité stable, ce rêve doit donner une raison de plus à Cratyle de ne pas se fier à la vérité que semblent receler les mots : l'hypothèse d'un constant changement ne contredit-elle la possibilité même d'une nomination (439d–e) et d'un savoir (440a–b) ? En attendant un savoir des noms, Cratyle ne pourrait dès lors en obtenir que la ruine de son entreprise. Le rêve de Socrate devrait donc lui rappeler l'impulsion première de sa recherche et la poursuivre par d'autres moyens.

Toutefois, l'interprétation de Bollack compare au rêve, non la théorie platonicienne, mais la place qu'elle laisserait à la pratique étymologique, ici représentée par Cratyle. Ce transfert du rêve, d'un personnage à l'autre, peut s'appuyer sur la valeur *adversative* de la particule -γε (ἔγωγε) : *quant à moi*. En

1 Jean Bollack s'engageait ainsi dans une voie que philologues et philosophes ne fréquenteront qu'à partir des années 1990 (BARNEY 2001, SEDLEY 2003, voir VAN DEN BERG 2008 : 13–15).

s'opposant à Cratyle, Socrate peut en effet assimiler implicitement le discours de son adversaire à un rêve : « Nous avons jusqu'ici parlé de *tes* productions oniriques : au tour des *miennes*² ». De plus, en parlant non seulement de rêve, mais de corps rêvant | [*ein*] *Körper ...*, *der träumt*, Bollack peut avoir aussi entendu le sens que prennent certaines constructions absolues du verbe *ὄνειρώττω* : « éjaculer en dormant ». Quoi qu'il en soit, l'exercice étymologique est assimilé à un mouvement spontané du corps – sans que sa soustraction au contrôle conscient le disqualifie ou que la stérilité des pollutions nocturnes empêche de lui accorder un potentiel créateur. Si étrange qu'elle paraisse au premier abord³, la comparaison de Bollack peut ainsi être ramenée à une lecture précise du texte de Platon. Sa thèse semble donc pouvoir se résumer ainsi : a) si Platon conteste effectivement les prétentions des étymologistes au savoir, son texte n'en rejette ni tous les présupposés ni l'exercice étymologique lui-même ; b) l'élucubration étymologique y serait valorisée en tant qu'elle témoignerait d'une libre mise en mouvement vers la vérité ; c) libre d'abord en ce que c1) cet *élan vers le savoir* ne serait pas encore soumis aux méthodes qui prétendent garantir son succès ; mais puisqu'il n'est pas question que d'une connaissance mais aussi de son inscription linguistique, libre aussi en ce que, c2) dans cet usage quasi-onirique du langage, *l'expression du savoir* demeurerait indifférente à l'univocité que paraissent pourtant requérir sa discussion et sa transmission ; dès lors, d) en rendant les mots à leur résonance où s'entendent d'autres mots, l'attention étymologique permettrait de récupérer, moins un *savoir certain*, dont aurait par définition disposé l'onomatourge, que *sa tension vers un savoir* et de son *désir* de la rassembler en un mot⁴.

2 La particule est souvent négligée par les traducteurs : « Examine en effet, admirable Cratyle, ce songe que je fais souvent » (DALMIER 1998 : 187) ; « Denn überlege nur, teuerster Kratylos, was mir oft so vorschwebt im Traume » (HALLER *et alii* : 2017) ; « Consider, my worthy Cratylus, a question about which I often dream » (FOWLER 1921). Il serait aussi possible de donner au -γε une valeur purement *restrictive*, qu'on la fasse porter sur le seul pronom *ἔγω* : « ce dont, moi au moins, je rêve souvent », ou : « quel che a me personalmente spesso mi appare in sogno » (ARONADIO 1996 : 140) ; ou sur toute la proposition : « ce que, moi, je rêve souvent, à défaut de le savoir ». Si de telles lectures peuvent correspondre à la posture fausement humble de Socrate, elles expliquent moins pourquoi Cratyle accepte de rentrer dans son jeu. La lecture impliquée dans l'interprétation de Bollack a donc l'avantage de prendre précisément en compte la syntaxe et la dimension pragmatique de l'échange entre les personnages.

3 Charles H. Kahn était perplexe : « hard to follow ? » notait-il en marge de la phrase. Son compte rendu avant publication concluait : « I find these final pages very obscure and, when I understand them, unconvincing. »

4 Une telle lecture permet de défendre, dans une certaine mesure, l'interprétation générale qu'en donnait Proclus : ὁ σκοπὸς τοῦ Κρατύλου τὴν ἐν ἐσχάτοις ἐπιδειξάι τῶν ψυχῶν γόνιμον ἐνέργειαν καὶ τὴν ἀφομοιωτικὴν δύναμιν, ἣν κατ' οὐσίαν λαχοῦσαι διὰ τῆς τῶν ὀνομάτων ὀρθότητος αὐτὴν ἐπιδείκνυνται. | « Le but du *Cratyle* est de démontrer que dans les plus bas degrés du réel, les âmes conservent une activité productive ainsi qu'un pouvoir d'assimilation,

2. En réserve : un dictionnaire

La visée de ce travail sur le *Cratyle* excède toutefois la seule restitution du propos exprimé dans un dialogue platonicien. S'il importe à Bollack de montrer que « le virage vers la doctrine des Idées laisse intact le problème de la connaissance onomastique | *die Hinwendung zur Ideenlehre lässt das Problem der onomastischen Erkenntnis intakt* » (BOLLACK 1974b : 32), c'est aussi que cette ouverture maintenue lui permet d'étayer une réflexion propre, laquelle ne porte plus sur la création des mots ou la nature du langage, mais sur la compréhension de certains de leurs usages poétiques. Dès lors, la définition du poétique sur laquelle débouche l'article inédit vaut à la fois comme l'*opinion retrouvée* de l'auteur du *Cratyle* et comme un *concept opératoire*, à même de renouveler la lecture des penseurs pré-platoniciens. De ce second point de vue, ceux-ci se trouveraient représentés tantôt par le personnage de Cratyle, tantôt par la posture d'un Socrate inspiré, déroulant son catalogue d'étymologies. Après avoir renvoyé à sa propre étude de « l'étymologie poétique et philosophique » chez Empédocle et Héraclite, Bollack indiquait quelle tâche restait à accomplir (BOLLACK 1974b : 21) :

Für andere Vorsokratiker, aber auch für Hesiod und Homer sollte die Worterkklärung im Sinne des *Kratylos* systematischer, als es bisher geschehen ist, untersucht werden. Ein Wörterbuch der bekannten und bewusst verwendeten Etymologien wäre für das Verständnis der Werke oft nützlicher als die abstrakte Geschichte der sprachlichen Entwicklung.

Pour d'autres présocratiques, mais aussi pour Hésiode et Homère, il faudrait examiner l'explication verbale au sens du *Cratyle* de manière plus systématique que cela n'a été le cas jusqu'ici. Un dictionnaire des étymologies connues et employées de manière consciente serait souvent plus utile à la compréhension des œuvres que l'histoire abstraite de l'évolution de la langue.

qu'elles possèdent par essence et qu'elles démontrent par la correction des noms.» (Procl. *In Cra.* 1, 1 = PASQUALI 1994 : 1, l. 1–4). Le commentaire de Proclus est pratiquement absent du dossier de travail consacré au *Cratyle*. Bollack en avait pourtant pris connaissance ; l'article envoyé en 1974 à Charles Kahn le mentionne une fois, pour appuyer l'idée d'une certaine « réversibilité des positions » représentées par Hermogène et Cratyle (BOLLACK 1974b : 9). Ce relatif silence sur une source corroborant la thèse principale de l'article peut surprendre si l'on se souvient que, dans ses commentaires d'Empédocle, Bollack n'hésitait guère à recourir aux sources néoplatoniciennes. Par contraste, l'étude du *Cratyle* prétend plutôt affranchir le texte platonicien d'un « platonisme inconscient » (BOLLACK 1974a : 4) ou d'un placage trop rapide de « la terminologie platonicienne » sur le lexique du dialogue (BOLLACK 1974b : 16–17). Cet éthos décapteur, qui poncerait Platon d'ultérieurs vernis de platonisme convenait en tout cas au colloque de Tübingen qu'organisaient « des défenseurs de la doctrine non écrite de Platon » (BOLLACK 1997 : 337).

De sa lecture du dialogue platonicien, Bollack attend ainsi qu'elle éclaire, chez des auteurs antérieurs à Platon, certains usages du langage, qu'il appelle tantôt « *Étymologie* » tantôt « *Worterkklärung* ». Mais comment procéder à cet éclairage rétrospectif ? Avant de présenter la démarche de Bollack, j'aimerais indiquer comment il aurait été possible de s'y prendre – autrement. La citation ci-dessus ouvre en effet un horizon que Bollack n'aura exploré que partiellement. La comparaison permettra ainsi de faire apparaître la spécificité de l'approche bollackienne de la pratique (par-)étymologique, tout en interrogeant l'étrange *réserve* qui oriente son enquête. Réserve, donc, au double sens d'un ensemble de *potentialités* et d'une *retenue* à les actualiser.

L'étude du *Cratyle* aurait donc dû contribuer à constituer un répertoire plus large, qui recenserait non seulement des « *étymologies connues* » mais aussi celles « *employées de manière consciente* » (je souligne). Cette dernière précision laisse entendre que ce dictionnaire à venir ne se serait pas limité aux *mentions explicites d'hypothèses* sur l'origine ou la facture d'un mot, mais aurait aussi recensé leurs *emplois* par des auteurs. Aux côtés d'étymologies métalinguistiquement thématisées, comme le sont celles avancées par Socrate, l'ouvrage à venir mentionnerait leurs *mises en œuvre* – nécessairement moins explicites. La constitution de ce dictionnaire étymologique d'un nouveau genre aurait ainsi demandé de quêter dans les textes poétiques et philosophiques qui précèdent le *Cratyle* des « *moments étymologiques* », c'est-à-dire : des séquences discursives où l'attention devrait se porter sur la facticité *signifiante* d'un segment, en tant qu'elle demeure toujours ouverte à une re-sémantisation. Dans de telles « *figures étymologiques* », le *fait* que tel signifiant puisse correspondre à tel signifié devenait alors une part intégrante du message.

De fait, Bollack avait pu constater que des étymologies proposées par Socrate correspondaient à telle ou telle formulation d'Empédocle. En 408e, le rapprochement de ἥλιος « le soleil » et de ἀλιζω « rassembler » semble rappeler le vers : ἀλλ' ὁ μὲν ἀλισθεὶς μέγαν οὐρανὸν ἀμφοιπολεῦει | « Feux assemblés [il] roule autour du vaste ciel » (DK B41 = LM D124 = Bollack 337, n. 3 pour la mention du *Cratyle*). Certes, chacun des deux passages justifie la paronymie à sa manière : Socrate suggère que le *soleil*, en se levant, *rassemble* les hommes : le substantif se comprend comme un nom d'agent ; Empédocle, que le *soleil* est le produit d'un *rassemblement* igné : le substantif indique le résultat d'une action. Reste que la mise en regard des deux extraits illustre comment « l'analyse verbale » des poètes (et des) présocratiques pourrait se trouver éclairée par celle pratiquée par Socrate dans le *Cratyle* : si nous ne disposions pas d'autres commentaires antiques indiquant que, dans ce vers d'Empédocle, le verbe ἀλιζω ne contribuait pas seulement à expliquer la naissance du soleil, mais à renouveler la compréhension de son nom (E3 : 273–274), le rapprochement opéré par Socrate pourrait nous fournir un argument intertextuel. En témoignant d'une étymologie « connue », le *Cratyle* accréditerait l'hypothèse de son « [emploi

conscient] » chez Empédocle ou d'autres auteurs. Ce, indépendamment de la convergence ou de la divergence des doctrines⁵.

3. De la microdoxographie au système des étymologies

Pourtant, quand Bollack entreprend de remonter, du *Cratyle*, vers l'amont préplatonicien, son enquête ne l'amène pas à recenser des paronymies potentiellement signifiantes. Pour montrer que le catalogue étymologique confié à Socrate n'était pas un jeu gratuit, mais témoignait au contraire d'une volonté, chez Platon, de ne pas « renoncer à [un] héritage et à ses possibilités inépuisables | auf dieses Erbe und seine unerschöpflichen Möglichkeiten zu verzichten » (BOLLACK 1974b : 32), Bollack poursuit la réflexion entamée à Bâle dans son projet de thèse, sur les doxographes antiques, et s'emploie d'abord à recenser les correspondances existantes entre cette « doxographie en miniature | Miniaturdoxographie » (BOLLACK 1974b : 22) que doit alors être le catalogue étymologique et les *Placita philosophorum* attribués à Aetius.

5 La paronymie ne saurait être le seul indice d'un usage étymologique, notamment dans la doxographie. La constitution du « dictionnaire des étymologies » envisagé par Bollack devrait aussi intégrer les passages où la réflexion autour d'un concept-clef s'inscrit dans le champ sémantique d'un paronyme ou d'un homonyme de ce concept. Tel résumé de Diogène Laërce peut ainsi suggérer que le physicien Archélaos (V^e s. av. n. ère) intégrait une paronymie dans son récit des origines de la vie (DK A1 = LM D3) : γεννασθαι δὲ τὰ ζῷα ἐκ θερμῆς τῆς γῆς καὶ ἰλὸν παραπλησίαν γάλακτι οἶον τροφὴν ἀνειείσης. οὕτω δὴ καὶ τοὺς ἀνθρώπους ποιῆσαι. | « [Il dit que] les êtres vivants ont été engendrés à partir du réchauffement de la terre quand elle a fait monter une boue similaire au lait en guise de nourriture. Et que, de la même façon, elle a produit les hommes. ». Eustathe de Thessalonique nous rappelle en effet, dans une digression sur les mots différant par la seule accentuation (906, 42–54), qu'à côté du mot ζωή | *sdooeé* « la vie », le grec ancien connaissait aussi le paronyme ζῶη | *sdoóee* (906, 52) : καὶ ζωὴ μὲν ἡ τοῦ ζῆου σύστασις, ζῶη δὲ τὸ ἐπάνω τοῦ μέλιτός φησιν, ἐφιστάμενον καὶ τοῦ γάλακτος, ὃ καλεῖται γραῦς | « [Philopon] dit aussi que si *sdooeé* signifie la condition du vivant, *sdoóee* est la couche qui se forme aussi bien à la surface du miel que du lait, que l'on appelle *gráuis*. » Dans le récit d'Archélaos, l'idée que la vie (ζωή) tienne à la formation superficielle d'une couche blanchâtre et grasse (ζῶη) pourrait ainsi s'être autorisée d'une paronymie. En l'occurrence, la disparition du texte même d'Archélaos rend l'hypothèse invérifiable. Rien n'empêche cependant de la transposer à des penseurs contemporains, comme Empédocle. Évidemment, un tel éclairage par de possibles étymologies ne saurait évidemment conduire à assimiler les doctrines des auteurs qui y recourent : la boue laiteuse d'Archélaos préfigure le sperme, puisqu'elle commence par être une simple nourriture, dont les vivants ne tirent qu'une vie brève (ἦν δὲ ὀλιγοχρονία DK A4 = LM D2), avant de pouvoir se reproduire les uns à partir des autres (ὑστερον δὲ αὐτοῖς καὶ ἐξ ἀλλήλων γένεσις DK A4 = LM2, texte des mss.), c'est-à-dire par insémination. Ce qu'on sait des conceptions d'Empédocle sur la naissance du vivant diffère, ne serait-ce que par la distinction explicite d'une zoogonie et d'une anthropogonie. Il faudrait s'attendre à ce que, le cas échéant, la même paronymie prenne chez lui un tout autre sens.

À lire le tapuscrit conservé aux ALS, les résultats de l'enquête demeurent cependant assez minces : « l'ordre du monde physique tel que l'établit la suite des étymologies offre des analogies avec celui que pose l'ordonnance des *Placita* » (BOLLACK 1972c : 7) et, dans l'exposition des diverses interprétations du mot *juste* | δίκαιον, « les doctrines sont énumérées dans un ordre de spiritualité croissante : un phénomène de la nature, tel le soleil, l'élément qui le constitue, le feu, la qualité de cet élément, et finalement le principe le plus immatériel qui ne soit pourtant pas détaché de la matière, le *Nous* tel que le conçoit Anaxagore » (BOLLACK 1972c : 16). La tentative de démontrer que Platon construit la section étymologique du *Cratyle* comme un catalogue raisonné des opinions antérieures n'aboutit ainsi qu'à des résultats partiels : dans la plupart des cas, les conceptions dont témoignerait l'analyse verbale ne peuvent que difficilement être attribuées à tel ou tel penseur. De manière générale, le texte qu'il échafauda sur la dimension doxographique est partagé entre une reconnaissance des limites de l'entreprise (« Il ne faut pas à tout prix vouloir déceler dans les phrases qui contiennent des éléments de pensée présocratique un système précis », BOLLACK 1972c : 9) et la volonté de la poursuivre (après avoir identifié Anaxagore parmi un ensemble de conceptions du juste, Bollack demande encore « Mais quels sont les autres représentants de ces doctrines ? », BOLLACK 1972c : 17). La fragilité de ces résultats et le scepticisme de Charles Kahn – dont quatre pages de remarques critiques sont conservées dans le même dossier – semblent avoir dissuadé Bollack de poursuivre cette mise en correspondance⁶.

De fait, aussi bien la communication allemande de 1970 que son retravail en vue d'une publication indéfiniment reportée se bornent à souligner la grande diversité de provenance des dites explications (BOLLACK 1974b : 22) :

Der inspirierte Taumel des Sokrates führt von den Vorstellungen der ältesten Menschen (*hoi pánu palaiói*, 410b, 425a–b) zu denen Homers und Hesiods, die die Masse der Beispiele liefern ; aber auch die Volksetymologien und Sprichwörter treten neben die gelehrten Anschauungen eines Heraklit oder Anaxagoras ; Orpheus wird einbezogen (400c : *sòdma* – *sèèma*) ebenso wie die Tragiker (425b) ; die verschiedenen lokalen Überlieferungen und Entlehnungen aus fremden Kulturen vervollständigen die enzyklopädische Übersicht, welche eines wahren Sophisten würdig ist.

Le vertige inspiré de Socrate mène des représentations que se faisaient les premiers hommes (*hoi pánu palaiói*, 410b, 425a–b) à celles d'Homère et Hésiode, qui fournissent le plus gros des exemples ; mais on y trouve aussi les étymologies populaires et les

6 Affirmer que, dans le *Cratyle*, « la richesse de l'information [...] repose sur une documentation doxographique très soigneusement établie » (GP : 345) relève ainsi du *wishful thinking* et d'un amalgame entre la perspective du philologue et celle qu'il suppose à Platon. La « documentation » de Platon n'a justement pas pu être « documentée » ; le philosophe l'eût-il « établie », le philologue contemporain demeure bien en peine de le faire.

proverbes, qui voisinent avec les conceptions érudites d'un Héraclite ou d'un Anaxagore ; Orphée n'est pas oublié (400c : *sòd̄ma* – *sè̄ema*), les Tragiques non plus (425d) ; diverses traditions locales et les emprunts à des civilisations étrangères complètent ce panorama encyclopédique, digne d'un authentique sophiste.

Le recensement de cet ample « héritage » auquel « Platon se connecte librement » (*ibidem*) ne fait plus aux philosophes qu'une place parmi d'autres, et seuls y figurent les auteurs explicitement mentionnés dans le dialogue⁷. L'idée d'un catalogue rationnellement organisé semble ici remplacée par celle d'un fourre-tout : les références entre parenthèses indiquent bien que la succession ordonnée suggérée par « mener de ... à ... | führt von ... zu ... » ne reflète pas l'enchaînement du texte, si bien que la phrase de Bollack témoigne surtout d'un désir d'ordre qui peine à trouver son objet.

Ce relatif échec à démontrer la construction « quasi-doxographique » du catalogue étymologique n'explique pourtant pas le changement de titre, de *Das System der Etymologien in Platons Kratylos*, à *Die Wissenschaft von den wahrsagenden Wörtern. Zu Platons Kratylos*. La dernière version de l'article conserve en effet cette hypothèse de la *Miniatur-doxographie* : si les sources externes demeurent ambiguës, on peut encore compter sur un examen de la construction interne du catalogue ; si l'on peine à indiquer à qui fait allusion chaque étymologie, il reste possible de montrer que leur enchaînement dessine un « système | System » cohérent. Une fois établie, une telle construction pourrait remplir le but initialement assigné à la recherche de correspondances externes : montrer qu'à chaque étymologie confiée à Socrate, Platon dresserait un tableau des doctrines l'ayant précédé. À défaut de livrer un portrait fidèle, dont la ressemblance pourrait être documentée *trait pour trait*, la logique interne de sa construction témoignerait au moins de l'*intention* qu'avait Platon de constituer, étymologie par étymologie, « un ensemble cohérent qui reprodui[se] les différents ordres, théologique, physique et social, de la tradition culturelle » (GP : 345)⁸.

Notons toutefois que, d'une stratégie à l'autre, le terme de « doxographie » change légèrement de sens : tant que Bollack cherchait à attribuer à tel ou tel penseur les conceptions dénichées par Socrate dans le chatolement des sons, « doxographie » s'analysait en son sens habituel, comme le « catalogue (γραφῆ | *graphie*) d'opinions (δόξαι | *dóksai*) » concurrentes et contradictoires, catalogue dont Platon pouvait avoir voulu *ordonner* la présentation ; en revanche, dans la mesure où l'argumentation de Bollack peut se contenter d'exposer la logique interne du catalogue étymologique, dont il suffit que chaque explication *paraîsse* empruntée à un fond antérieur, le terme de « doxographie » se trouve déporté

7 Héraclite 401d–402c ; 440c, 440d ; Anaxagore 409b.

8 Voir Fig. 1 (p. 162), que développe GP : 346.

vers une acception nouvelle : les différentes étymologies s'y trouvent en effet considérées, moins dans leur hétérogénéité, que dans leur participation à un ensemble relativement homogène ; sous cet angle, le panorama étymologique balayé par Socrate est doxographique en ce qu'il dessine (γράφει | *gráphēi*) les différentes facettes d'une opinion (δόξα | *dóksa*) que semblent peu ou prou partager tous les penseurs passés. Or, d'un pôle à l'autre de cette oscillation change aussi le statut des étymologies rapportées par Socrate : en tant qu'échos de diverses δόξαι, leur diversité illustre le caractère *hasardeux* de l'exégèse verbale et la faiblesse des arguments qu'on en tire (tant de conceptions différentes y ont recouru qu'elles ne sauraient guère trancher entre elles) ; en tant que facettes d'une *même* conception dominante, leur relative cohérence indique au contraire un résultat possible de l'enquête étymologique : révéler quelque pensée déposée dans la langue. Dans la mesure où Bollack tient à souligner ce que la critique platonicienne des étymologistes en conserve, de façon à éclairer les usages des poètes antérieurs, sa lecture privilégiera le second pôle, où l'enquête étymologique peut servir de révélateur, et donner accès, sinon à quelque vérité sur le monde, du moins à un ensemble cohérent de représentations. Quant à la nature exacte de cette pensée, les écrits de Bollack sur le *Cratyle* semblent prolonger l'oscillation dont témoigne la réorientation de l'hypothèse « doxographique » : dans l'article allemand, « la langue conserve les traces de la pensée poétique et spéculative | *Die Sprache bewahrt die Spuren des poetischen und spekulativen Denkens* » (BOLLACK 1974b : 32), quand celui publié dans *Poétique* – plus hyperbolique – parle d'un « langage où s'est déposée la somme des expériences humaines » (GP : 346).

De fait, les deux pôles de l'oscillation « doxographique » peuvent coexister dans la lecture de Bollack, dans la mesure où, comme on l'a vu, elle poursuit au moins deux objectifs distincts : d'une part, en montrant que l'enquête étymologique fait apparaître quelque conception générale, héritée aussi bien de penseurs singuliers que d'humains anonymes, conception qu'il s'agirait dès lors d'examiner et de réfuter si nécessaire, Platon montrerait qu'il n'était pas question pour lui de renoncer à un tel examen des mots ; d'autre part ce même « système des étymologies » que Platon confie à Socrate prend pour Bollack une valeur *paradigmatique* : un tel « système clos » de mots réanalysés en fonction d'une *dóksa* donnerait l'exemple de ce qu'est le « travail poétique » (GP : 347⁹).

De sorte que la façon dont Socrate débusque dans la langue la pensée *collective* qui s'y est déposée indique au philologue comment récupérer la pensée

9 Dans la note présentant la réédition de « L'en-deçà infini », ce travail sera d'ailleurs qualifié d'« énigmatisme [supprimant] l'apparence d'arbitraire du langage » (BOLLACK 1997 : 337). Sur cette notion, élaborée ultérieurement par Bollack dans son travail sur Celan (puis dans le commentaire du Papyrus de Derveni), voir dans ce volume, la contribution de Tim Schünemann.

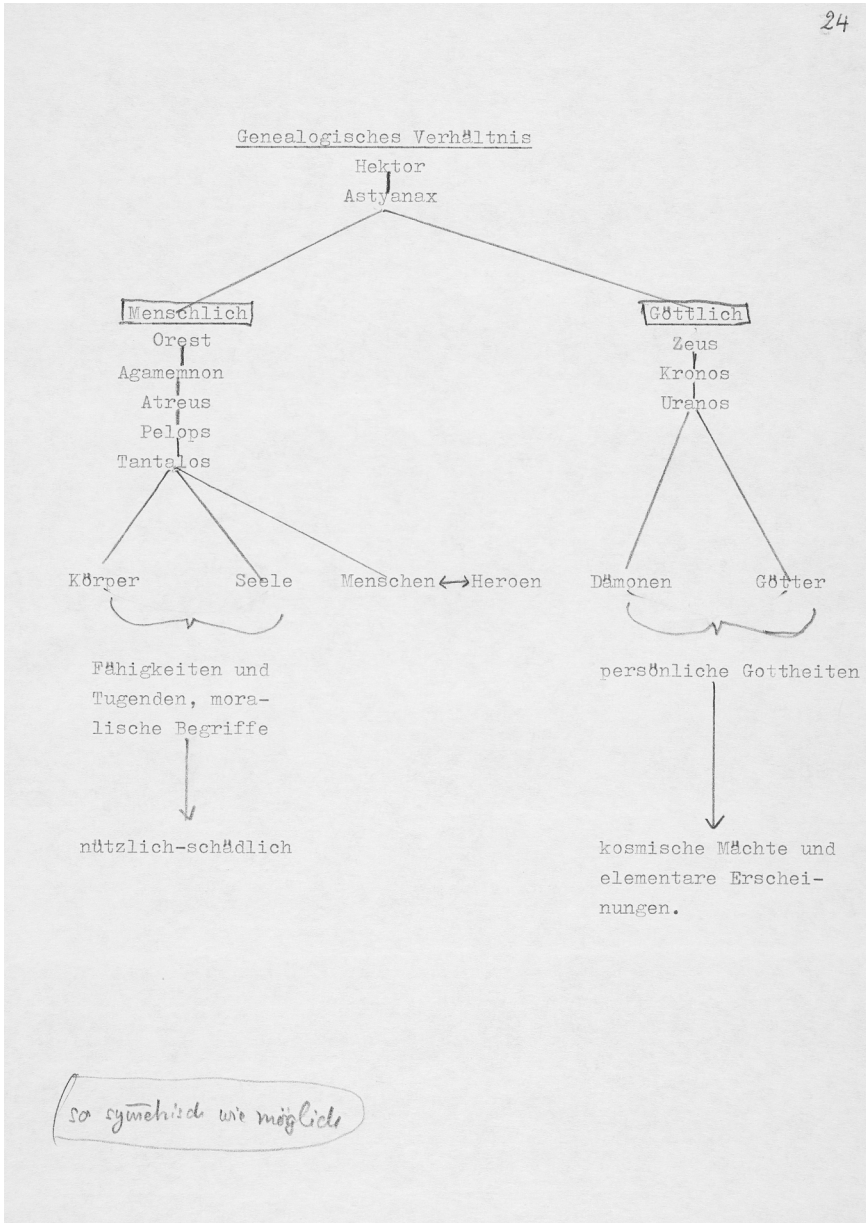


Fig. 1 : Schématisation des différents domaines parcourus par les étymologies socratiques (BOL-LACK 1974b : 24).

singulière déposée dans chaque œuvre poétique. Dès lors, l'éclairage que le *Cratyle* permettrait de jeter sur les poètes pré-platoniciens ne tiendrait pas à telles ou telles paronymies collectées par Socrate, mais à ce dont l'entier de son catalogue fournirait le modèle : un texte où chaque mot serait réanalysé par une pensée singulière, en fonction d'un système échafaudé à mesure que cette pensée se réapproprie le lexique, prenant à chaque fois la décision de contester ou d'accepter les usages hérités.

Le remplacement d'un titre – *Das System der Etymologien in Platos Kratylus* – par l'autre – *Die Wissenschaft von den wahrsagenden Wörtern* – n'indique donc nullement que Bollack aurait renoncé à l'hypothèse d'un système parétymologique. Il signifie au contraire que la découverte d'un tel système – dans les mots qui, selon Platon, *prétendent* seulement dire le vrai | *wahr sagen* – est à même de fonder une science – un dire-vrai | *ein Wahr-Sagen* – non sur le monde, mais sur les œuvres. Le *Cratyle* indiquerait ainsi au philologue l'objet de sa recherche. Présentant la réédition de son article de *Poétique*, Bollack dira que dans « l'illusion » d'une « vérité [...] déposée dans le fond sonore de la langue » se construit « une autre lecture du monde », « sur le mode d'un reflet fictif » (GP: 337), lequel devient l'objet privilégié de son enquête herméneutique. Sans ce glissement, de la perspective de Socrate à celle du philologue, le second titre demeurerait obscur : comment une « science » pourrait-elle découler d'étymologies soustraites à toute « exigence... d'évidence gnoséologique » ? L'expression ne renvoie donc pas tant à la position que le dialogue semble attribuer à Cratyle (« on peut connaître les choses à travers l'étymologie de leurs noms ») qu'à sa *relève* par le lecteur Bollack (« on ne peut connaître le sens d'une œuvre qu'en tenant compte du *système étymologique* créé par l'auteur »). Dans la mesure où le nouveau titre opère ce passage, de la restitution du propos platonicien à son analogon méthodologique, il rend mieux compte du *virage programmatique* de ces études du *Cratyle*. Autant le rêve de Socrate fait virer le dialogue vers la doctrine des idées, autant l'étude de Bollack vire vers une théorie du sens, encore à venir. Notre enquête suggère en outre d'y reconnaître un *pari* : une hypothèse qui demeurerait difficile à confirmer dans une lecture particulière ne pourrait-elle être sauvée par sa généralisation programmatique, qui contribuerait à un art de lire ?

4. En réserve : comme Platon

La concentration progressive de la réflexion bollackienne autour de la notion de « système étymologique » permet de comprendre pourquoi le projet de *dictionnaire par-étymologique* évoqué en note demeurera sans suite : dans l'étude du *Cratyle*, l'ambition annoncée de recenser, à l'échelle *intertextuelle*, de possibles « moments étymologiques » est concurrencée, et de fait remplacée, par celle qui

visé l'établissement, à l'échelle *intratextuelle*, d'une ré-étymologisation « systématique » du lexique.

Cette substitution accentuée en outre une tendance à considérer dans chaque étymologie socratique, moins le *rapprochement* de deux mots (« soleil » + « rassembler ») que le *raisonnement* qui, pour le justifier, prédique le référent d'un des deux termes rapprochés ([« soleil » < « rassembler » *parce que*] « le soleil rassemble les hommes »). Ce sont en effet ces prédications qui forment un système, que la lecture devrait alors reconstruire. En contribuant ainsi à orienter la prise en compte de la plasticité laissée à l'usage linguistique, le modèle du « système étymologique » que Bollack dérive de sa lecture du *Cratyle* fonctionne à l'égard de l'ouverture opérée par l'hypothèse de la « libération du langage » comme une *réserve principielle*, hiérarchisant et orientant sa manière de « lire le signifiant » (pour reprendre le titre de la section où il republiera « L'en-deçà infini » = GP : 337).

Indépendamment de la valeur qu'on accorde à l'hypothèse « micro-doxographique » dirigeant la lecture bollackienne du *Cratyle*, on peut interroger la pertinence de cette *réserve* principielle, quand il s'agit de ressaisir, non le propos platonicien, mais la pratique étymologique des auteurs antérieurs. Après tout, cette focalisation sur le *résultat doctrinal* du rapprochement davantage que sur son *matériau verbal lui-même* résulte elle-même de la compréhension platonicienne de la pratique étymologique.

Ce n'est pas seulement la « systématisation » des étymologies qui répercute le discours de Socrate, quand il attribue aux premiers fabricants des noms quelque doctrine de l'écoulement¹⁰. C'est encore et surtout que la réduction des paronymies à leur valeur doctrinale prolonge la réflexion socratique sur l'étymologie. Bollack le relève dès ses premières notes de travail sur le dialogue : « fonction de l'étymologie : transformer les mots en jugements » (BOLLACK *et alii* 1970 : 7). La remarque préfigure un des aspects du commentaire qui convaincra le plus son correspondant Charles H. Kahn, à savoir l'utile distinction entre la valeur « déictique » (ou référentielle) d'un mot et sa valeur « apodictique » (la prédication qu'il opère sur son référent¹¹). Dans le *Cratyle*, Socrate n'envisage dans l'étymologisation que la mise au jour d'une prédication contenue dans le mot : « *Sokrates nimmt die Richtigkeit der Wörter ausschliess-*

10 Laquelle ne saurait être identifiée simplement à une doctrine héraclitéenne (ÁLVAREZ SALAS 2015).

11 Cette distinction se trouvera dans les deux principaux articles (plus allusivement en GP : 443 ; très nettement en BOLLACK 1974a et BOLLACK 1974b). L'emploi du terme « déictique » peut toutefois prêter à confusion, puisque Bollack le pense uniquement à partir du grec δείκνυμι | « montrer », indépendamment du sens qu'avait pris le terme chez des linguistes comme Benveniste, pour qui la *deixis* se réfère spécifiquement au contexte *d'énonciation*. Pour cette raison, quand nous mentionnerons l'usage qu'en propose Bollack, nous placerons dorénavant le mot entre guillemets, suivi de la précision entre parenthèse (= référentiel).

lich in dieser prädikativen Funktion, er ersetzt die Richtigkeit (ὀρθότης) durch die Wahrheit (ἀλήθεια) | Socrate considère la correction des noms exclusivement dans cette fonction prédicative, il remplace la correction par la vérité. » (BOLLACK 1974a : 7) La prédication interne est, de plus, envisagée comme quelque prétention originaire à la vérité, inscrite dans la forme sonore du mot (BOLLACK 1974b : 20) :

Weit entfernt davon eine bloss assoziative Verbindung zwischen gleich klingenden Wörtern herzustellen, führen die Etymologien des ‹ Kratylos › alle Namen, deren wir uns zur Bezeichnung der Dinge bedienen, auf ihre ursprünglich unterweisende Lautgestalt zurück.

Loin de produire de simples associations entre paronymes, les étymologies du *Cratyle* reconduisent tous les noms dont nous nous servons pour désigner les choses à l'enseignement originellement confié à leur configuration sonore.

Dans une telle conception, le matériau sonore disparaît aussitôt pris en compte : à peine surimposés à la valeur « déictique » (= référentielle) du mot, les sons disparaissent sous un sens « apodictique » qui les relègue à nouveau en arrière-plan. La « *Lautgestalt* | configuration sonore » du mot n'est appréhendée que comme condition d'émergence d'une pensée antérieure. Les deux pôles de l'hypothèse doxographique remontent ainsi au traitement socratique du problème de la correction des noms. Dans une telle lecture, lire les usages préplatoniciens de l'étymologie « *im Sinne des ‹ Kratylos › | au sens du Cratyle* » (BOLLACK 1974b : 21) revient à leur appliquer une théorie élaborée par Platon. Si la démarche n'est pas dénuée de sens (pourquoi ne pas ressaisir la façon dont Platon pouvait lire ses prédécesseurs ?), elle n'est pas la seule praticable. De fait, si l'on cherche à ressaisir les usages pré-platoniciens en eux-mêmes, il pourrait sembler plus fructueux de chercher indices ou échos du côté de l'adversaire de Socrate. Après tout, penser « *au sens du Cratyle* » n'exclut pas de penser « *au sens du Cratyle* » représenté dans ce dialogue.

Une telle hypothèse demande toutefois, non de simplement reproduire dans le commentaire la dynamique du dialogue, mais de le lire contre ses intentions les plus manifestes. Sa construction exprime aussi quelque refus de présenter cette conception, ou quelque incapacité à le faire. Dans trois des quatre sections, Socrate dialogue presque exclusivement avec Hermogène. On part en général du principe que celui-ci restitue correctement la position de Cratyle (383a4–5 : Κρατύλος φησὶν [...] ὀνόματος ὀρθότητα εἶναι ἐκάστῳ τῶν ὄντων φύσει πεφυκίαν | « Cratyle dit [...] qu'il existe une correction du nom pour chacune des choses qui sont, naturellement produites ») et que l'explicitation menée par Socrate en interrogeant Hermogène permet de comprendre ce que Cratyle pouvait entendre par là. Or rien n'est moins sûr. Sur ce point, la lecture de Bollack a le mérite de mettre en évidence l'ambiguïté profonde de la formule

« correction naturelle des noms » : dans le dialogue, l'expression est d'abord un signifiant au sens vague, que Socrate s'accapare progressivement, pour subrepticement l'équivaloir à l'imitation d'un modèle noétique. Puisqu'une telle définition « contraint de subordonner la valeur doctrinale des simulacres sonores à la connaissance de leur modèle noétique | [*bezwingt,*] *den informativen Wert der lautlichen Abbildungen der noetischen Vorbilder abhängig zu machen* » (BOLLACK 1974b : 6), elle amène implacablement la conclusion du dialogue : « le savoir qu'inspire l'oracle des mots – et qui reçoit ici le nom d'*étymologie* – n'est qu'une apparence de savoir | *dass, die inspirierte Wissenschaft von den wahrsagenden Wörtern – eben das heisst hier Etymologie – nur ein Scheinwissen ist* » (*ibid.*). Dans le portrait qu'en dresse le dialogue, Cratyle semble bien dans « l'incapacité | *Unfähigkeit* » de « proposer une alternative | *etwas anderes an ihre Stelle hinzusetzen* » (*ibid.*). Pourtant, avant que le personnage ne tombe dans le piège tendu par Socrate, quelques répliques laborieuses – dont le commentateur de Bollack ne dit rien – permettent de dessiner, en creux, une conception du « nom » et de leur « correction » que le dialogue n'aborde pas frontalement.

5. Comme dirait Cratyle

Quand Bollack relève l'« ambiguïté de la notion grecque d'ὄνομα | Die [...] Zweideutigkeit des griechischen Begriff *onoma* » c'est surtout pour relever que le terme peut renvoyer aussi bien à un nom propre qu'à n'importe quel mot, aussi bien à un sujet qu'à un prédicat (BOLLACK 1974b : 20). Il n'envisage apparemment pas qu'avec sa finale -μα, le terme ait pu aussi être conçu, par analogie avec de nombreux déverbatifs (ρήμα < ῥέω, κατηγορημα < κατηγορέω, κτλ. | *etc.*) comme un terme *résultatif*, indiquant le produit d'une *action* (HOESKTRA/SCHIPPERS 2003 : 58). Une telle conception s'opposerait frontalement certes à celle développée par Socrate, qui considère le mot comme l'*instrument* de la nomination (388a68) : la nuance *résultative* engage à considérer le nom, non comme le seul produit d'une *fabrication*, mais plus généralement comme l'effet d'une *action*. Serait dès lors ὄνομα, non le *produit* lancé une fois pour toutes par l'onomaturge, mais l'*emploi réussi* du matériau verbal dans un acte ponctuel de nomination. La comparaison du nom à l'instrument ne pourrait être maintenue qu'à condition de rapporter systématiquement l'instrument à ses usages, et à leur efficacité. Le nom ne serait pleinement tel et ne mériterait alors son nom de « nom » que dans un emploi efficace : la carte bancaire serait « carte bancaire » quand elle permet de réaliser un retrait d'argent ; quand, par exemple, à défaut d'autres instruments, elle sert à couper une tourte, elle serait « couteau » ; quand, tachée de crème fouettée, elle est refusée par le lecteur, elle ne serait plus rien. Une telle conception du nom comme action *ponctuelle* et *efficace* de

nomination est remarquablement absente de la théorie du nom détaillée par Socrate lors de sa conversation avec Hermogène. En revanche, il se peut qu'elle corresponde davantage à l'idée que Cratyle se soit faite du nom.

En changeant d'interlocuteur dans la dernière partie du dialogue, Platon semble surtout illustrer la difficulté à déterminer conjointement un objet métalinguistique : si Hermogène et Socrate pouvaient partager la même conception du nom, il semble que dans la fin du dialogue, où Socrate interroge Cratyle, le nom de « nom » | ὄνομα corresponde de part et d'autre à des acceptions différentes. Le dialogue avec Cratyle commence par conséquent de manière un peu erratique. La description que Bollack proposait de la structure du dialogue n'explique pas vraiment le sens de ces détours. Pourquoi Socrate ne referme-t-il pas plus vite le piège qu'il a tendu dans la section sur les sons ? S'il s'agit seulement de faire apparaître « l'incapacité » de Cratyle à définir lui-même sa thèse, les formes que prend cette incapacité ne permettent-elles pas de récupérer la pratique qui lui donnait sens ?

De fait, l'échange fait très tôt apparaître que pour Cratyle, le concept de « nom » n'est pas simplement grammatical : loin de correspondre à la « partie du discours » que nous appellerions un substantif, il inclut une certaine « correction » qui peut faire défaut à certains membres de cette classe (429b) : ΣΩΚΡΑΤΗΣ. πάντα ἄρα τὰ ὀνόματα ὀρθῶς κεῖται ; ΚΡΑΤΥΛΟΣ. ὅσα γε ὀνόματά ἐστιν. | « SOCRATE. Tous les noms sont-ils correctement établis ? CRATYLE. Tous ceux du moins qui sont des noms ». À juste titre interloqué, Socrate tente d'amener Cratyle à préciser sa pensée à l'aide d'un exemple :

ΣΩΚΡΑΤΗΣ. τί οὖν ; ὁ καὶ ἄρτι ἐλέγετο, Ἑρμογένει τῷδε, πότερον μὴδὲ ὄνομα τοῦτο κεῖσθαι φῶμεν, εἰ μὴ τι αὐτῷ Ἑρμοῦ γενέσεως προσήκει, ἢ κεῖσθαι μὲν, οὐ μὲντοι ὀρθῶς γε ; ΚΡΑΤΥΛΟΣ. οὐδὲ κεῖσθαι ἔμοιγε δοκεῖ, ὦ Σώκρατες, ἀλλὰ δοκεῖν κεῖσθαι, εἶναι δὲ ἐτέρου τοῦτο τοῦνομα, οὐπερ καὶ ἡ φύσις ἢ τὸ ὄνομα δηλοῦσα.

SOCRATE. Comment ça ? Et ce qu'on disait tout à l'heure, pour notre *Hermogène*, on dira soit que ce nom n'est même pas établi, puisqu'il n'a aucun rapport avec quelque genèse d'Hermès, soit que ce nom est établi, quoique ce ne soit pas correctement...

CRATYLE. À mon avis, il n'est même pas vraiment établi, il en a seulement l'air, c'est là le nom d'un autre, dont précisément la nature est propre à révéler le nom.

La réponse de Cratyle permet de saisir dans quel sens il tirait ce vieux nom de « nom » : s'il comprend évidemment l'usage de Socrate, qui entend par ὄνομα une classe de mots recouvrant à peu près notre « appellatif », il précise qu'à ses yeux, une telle acception du terme demeure superficielle, en ce qu'elle ne permet guère de signaler quelque chose de plus important, à savoir le moment où une réalité extra-discursive, ici appelée φύσις, « fait apparaître » ou « révèle » le nom. De ce point de vue, les lexèmes que Socrate appelle « noms » peuvent entrer dans des relations plus ou moins « révélatrices » avec le contexte où ils se

trouvent employés, et Cratyle préfère visiblement réserver le nom de « nom » aux seules combinaisons pertinentes. La « correction des noms » ne serait donc pas, comme Socrate voudrait le faire dire à son interlocuteur, la propriété constante d'un certain matériau verbal, mais une heureuse adéquation entre une nomination et son contexte.

De plus, dans la suite de son interrogatoire, Socrate ne considère pas comment les noms sont *produits* (428e), ni quelle est leur nature, mais plutôt dans quel but on les *emploie* :

ΣΩΚΡΑΤΗΣ. διδασκαλίας ἄρα ἔνεκα τὰ ὀνόματα λέγεται ; ΚΡΑΤΥΛΟΣ. πάνυ γε. ΣΩΚΡΑΤΗΣ. οὐκοῦν φῶμεν καὶ ταύτην τέχνην εἶναι καὶ δημιουργοὺς αὐτῆς ; ΚΡΑΤΥΛΟΣ. πάνυ γε.

SOCRATE. C'est donc pour enseigner que les noms sont dits ? CRATYLE. Tout à fait. SOCRATE. Donc, on peut dire que c'est là un art et qu'il a ses artisans ? CRATYLE. Tout à fait.

La mention des artisans par Socrate témoigne d'une tentative de ramener la nouvelle discussion sur les rails posés avec Hermogène. La comparaison pourrait en effet orienter la réflexion sur la genèse ou la production des noms. Reste que cette prise de contact avec Cratyle – où l'on peut penser que le questionnement de Socrate reste au plus près des préoccupations de son interlocuteur – « produire un nom » pourrait encore revenir à « en faire un usage particulier » ; l'artisan ne forgeant pas tant de *nouveaux lexèmes* qu'il n'en proposerait des *emplois*, réussis ou manqués (ici, du point de vue de l'apprentissage qu'ils permettent). De fait, les exemples que Socrate l'amène d'abord à discuter concernent un certain *emploi* et non l'*invention* du nom « Hermogène » (429e) :

ΣΩΚΡΑΤΗΣ. οἷον εἴ τις ἀπαντήσας σοι ἐπὶ ξενίας, λαβόμενος τῆς χειρὸς εἴποι : ‘χαῖρε, ὦ ξένη Ἀθηναίε, ὑὲ Σμικρίωνος Ἑρμόγενες’, οὗτος λέξειεν ἂν ταῦτα ἢ φαίη ἂν ταῦτα ἢ εἴποι ἂν ταῦτα ἢ προσείποι ἂν οὕτω σὲ μὲν οὐ, Ἑρμογένη δὲ τόνδε ; ἢ οὐδένα ;

ΚΡΑΤΥΛΟΣ. ἐμοὶ μὲν δοκεῖ, ὦ Σώκρατες, ἄλλως ἂν οὗτος ταῦτα φθέγγασθαι.

ΣΩΚΡΑΤΗΣ. ἀλλ’ ἀγαπητὸν καὶ τοῦτο. πότερον γὰρ ἀληθῆ ἂν φθέγγαιτο ταῦτα ὁ φθεγγάμενος ἢ ψευδῆ ; ἢ τὸ μὲν τι αὐτῶν ἀληθές, τὸ δὲ ψεῦδος ; καὶ γὰρ ἂν καὶ τοῦτο ἔξαρκοί.

ΚΡΑΤΥΛΟΣ. ψοφεῖν ἔγωγ’ ἂν φαίην τὸν τοιοῦτον, μάτην αὐτὸν ἑαυτὸν κινουῦντα, ὥσπερ ἂν εἴ τις χαλκίον κινήσειε κρούσας.

SOCRATE. Par exemple, si quelqu'un te rencontrait à l'étranger, te prenait la main et te disait : « Salut, mon hôte athénien, Hermogène, fils de Smikrion » ? Cet homme, est-ce qu'il *prononcerait* ces mots, les *déclarerait*, les *dirait* et est-ce qu'il les adresserait à toi, ou à Hermogène ici présent – ou à personne ?

CRATYLE. Il me semble, Socrate, que cet homme ne ferait que *faire sonner* ces mots...

SOCRATE. Ça peut m'aller aussi : est-ce qu'il les ferait sonner vrai, notre sonneur, ou faux ? est-ce que dans ces mots, il y aurait une part de vrai, une part de faux ? Même cela pourrait suffire...

CRATYLE. Tout ce que je dirais, moi, c'est que cet homme fait du bruit, à s'agiter en vain comme quelqu'un qui cognerait des cymbales.

Avec cet exemple de la fausse adresse, Socrate essaie d'amener Cratyle à parler des noms en termes de *vérité* et de *fausseté*. Son interlocuteur refuse d'entrer en matière : en qualifiant l'adresse erronée de simple bruit, il semble impliquer que, de son point de vue, les énoncés mal adressés ont le même effet qu'un bruit inarticulé ; à l'alternative socratique entre *vrai* et *faux*, une telle opposition entre bruit et parole paraît ainsi préférer celle entre *pertinence* et *non-pertinence* : l'inadéquation de l'énoncé à son énonciataire le condamnerait à n'être qu'un vain bruit. Dans une telle conception, il n'est pas question d'un nom *en soi*, immobilisé dans le rapport plus ou moins véridique à son référent, mais bien de l'emploi singulier d'un nom (en l'occurrence : une salutation), dans un contexte où il est plus ou moins adéquat, et plus ou moins efficace.

Cette conception du « nom » comme résultat contextuel d'un événement de nomination permettrait en outre de comprendre très pratiquement pourquoi Socrate rattache à la question de l'étymologie la thèse du flux constant des choses. La théorie de la nomination que représente Cratyle envisage le discours comme un matériau sonore à même de prendre tel ou tel sens suivant les contextes ; la correction des noms n'est pas une propriété essentielle de ce matériau ou de ses unités¹², mais une virtualité qui peut s'actualiser ou non. En ce sens, Cratyle *ne* serait justement *pas* un de ces « sophistes » qui, selon Bollack, « visent à consolider, grâce à la rhétorique, le seul point fixe dont disposent les hommes au milieu de la nature [instable] » (BOLLACK 1974b : 4). Car, si le sens n'est pas logé dans le matériau verbal indépendamment de ses usages mais survient dans les rencontres heureuses entre usages et contextes (où il faut compter les mots qu'on y a précédemment déployés), la « correction des noms » doit se comprendre comme l'accord provisoire, parfois mémorable, de l'évanescence des mots et de l'écoulement du monde. L'ironie du *Cratyle* tiendrait dès lors à ce que la « théorie du flux » se trouve moins au fond des mots, comme une pensée secrètement tapie dans leurs sons, que dans l'usage qu'en faisait Cratyle – et sans doute d'autres.

Reste que souvent l'ironie est un discours faible, qui ne peut formuler sa pensée qu'en distordant le discours de l'adversaire. L'« incapacité » du Cratyle représenté dans le *Cratyle* à définir « la correction des noms » reflète comme

12 La distinction entre discours et unités discursives n'est pas pertinente dans le *Cratyle* : Socrate lui-même y part du principe que les parties ont les propriétés du tout (385c1-5). La différence se creuse en revanche dans le *Sophiste* (HOEKSTRA/SCHPEPERS : 61-63).

une ombre le refus platonicien de Platon de théoriser le langage autrement que comme vecteur de savoir ou d'ignorance, et d'envisager les noms comme nominations toujours recommencées. S'engageant dans ce « piège solitaire » (GP : 341), il perçoit plus finement que d'autres l'ambiguïté des positions représentées, mais sa propre hypothèse de la « libération des mots » se trouvera singulièrement affectée par le virage platonicien de sa propre interprétation¹³.

Bibliographie

La datation des inédits reflète l'actuel classement dans les archives, où les notes manuscrites sont jointes aux cours, aux publications ou aux communications qu'elles préparent le plus probablement. La note liminaire (p. 153) décrit plus précisément en quoi consiste ces textes inédits.

- ABBATE 2017 – Michele ABBATE, « Saggio introduttivo », dans PROCLO, *Commento al Cratilo di Platone*, éd. par M. ABBATE, Firenze/Milano, Bompiani, « Il pensiero occidentale », 2017.
- ÁLVAREZ SALAS 2015 – Omar ÁLVAREZ SALAS, « Cratylus and the Reception of Heraclitus' Doctrine in Athens », dans O. ÁLVAREZ/E. HÜLSZ (éds.), *El libro de Heráclito 2500 años después*. Estudios sobre los Heraclitea de Serge Mouraviev, México, UNAM, 2015 : 239–268.
- ARONADIO 1996 – *Platone, Cratilo*, trad. et introduction de F. ARONADIO, Roma/Bari, Laterza, « Economica Laterza – Classici della filosofia con testo a fronte », 2018⁹.
- BARNEY 2001 – Rachel BARNEY, *Names & Nature in Plato's Cratylus*, New York/Londres, Routledge, « Studies in philosophy », 2001.
- BOLLACK & alii 1970 – Notes préparatoires à une contribution sur le Cratyle, en français, Fonds Jean Bollack, A-1-a-1-PLA-collo-70.02.1.
- BOLLACK 1972a – Jean BOLLACK, « L'en-deçà infini : L'aporie du Cratyle », *Poétique* 11, 1972 : 309–314 = GP : 341–348.
- BOLLACK 1972b – Jean BOLLACK, dossier de documents concernant BOLLACK 1972a, Fonds Jean Bollack, boîte 89, A-1-a-1-PLA-collo-70.02.2.
- BOLLACK 1972c – Jean BOLLACK, projet d'article, sans titre, sur la dimension doxographique de la section étymologique du *Cratyle*, Fonds Jean Bollack, boîte 89, A-1-a-1-PLA-collo-70.01.1, 18 pages.
- BOLLACK 1974a – Jean BOLLACK, version préalable, sans titre, de « Das System der Etymologien in Platons Kratylus », Fonds Jean Bollack, boîte 89, A-1-a-1-PLA-collo-70.02.2, 18 pages.

13 Sa description de l'usage d'Empédocle, était en effet plus proche de celui que nous devinons du côté de Cratyle : si « le mot [...] combat par l'amphibologie qu'il conserve le parti pris du vocabulaire » (E1 : 294), si « les mots gagnent en se faisant » (E1 : 326), c'est bien que le sens se construit, non à partir d'un lexème au sémantisme établi, mais par la mise en mouvement d'un matériau sonore dont il ne s'agit pas de réveiller quelque sens enfoui mais d'accorder à chaque fois les virtualités à ses nouveaux contextes. Une telle conception, encore exempte du « système des étymologies », n'implique pas tant l'élaboration d'une contre-langue ou d'un contre-système que d'un simple refus de la systématisation, pour demeurer indéfiniment *en-deçà* de toute fixation terminologique.

- BOLLACK 1974b – Jean BOLLACK « Die Wissenschaft von den wahrsagenden Wörtern. Zu Platons *Kratylos* », Fonds Jean Bollack, boîte 89, A-1-a-1-PLA-collo-70.02.2, 32 pages.
- DALIMIER 1998 – *Platon, Cratyle*, prés. et tr. inédite par Catherine DALIMIER, Paris, Flammarion, 1998.
- DIEHL 1904 – *Procli Diadochi, In Platonis Timaeum Commentaria* edidit Ernestus DIEHL, Leipzig, Teubner, « Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana », 1904.
- HALLER *et alii* 2017 – *Platon, Die Werke : Gesamtausgabe im vollständigen Text in deutscher Sprache mit beigefügten griechischen und lateinischen Textfassungen*, (zusammenstellender : Rudolf HALLER), Markgröningen, 2017 = <http://www.opera-platonis.de/platon.html>.
- HOEKSTRA/SCHIPPERS 2003 – Marieke HOEKSTRA/Frank SCHIPPERS, « Ὄνομα, ῥῆμα et λόγος » dans le *Cratyle* et le *Sophiste* de Platon. Analyse du lexique et analyse du Discours, *L'Antiquité classique* 72 (2003) : 55–73.
- PASQUALI 1994 – *Procli Diadochi, In Platonis Cratylum Commentaria* edidit Georgius PASQUALI, Leipzig, Teubner, « Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana », 1994.
- SEDLEY 2003 – David SEDLEY, *Plato's Cratylus*, Cambridge, Cambridge University Press, « Cambridge Studies in the Dialogues of Plato », 2003.
- VAN DEN BERG 2007 – Robbert Maarten VAN DEN BERG, *Proclus' Commentary on the Cratylus in Context. Ancient Theories of Language and Naming*, Leiden/Boston, Brill, « *Philosophia Antiqua* », 2007.

Les syllabes et les sons chez Empédocle dans les travaux de Jean Bollack

XAVIER GHEERBRANT, avec la collaboration de MAXIME LAURENT

« La parole fécondée par les images que transporte le son
est la plus précise et la plus véridique¹. »

Cet article a un caractère d'exploration. Il montre qu'il reste beaucoup à dire sur Empédocle, particulièrement sur la base du grand œuvre que Jean Bollack a consacré au poète-philosophe en 1965 et 1969. Plus que ses autres travaux sur les poètes-philosophes, l'analyse de la dimension phonique s'y déploie avec ampleur. Son *Empédocle* me semble même commenter les syllabes et les sons de manière plus systématique que ses études ultérieures sur la poésie et le théâtre grecs. Dans la monographie de 1965, Bollack consacre une longue partie à la poétique d'Empédocle (E1 : 275–323, « Vers la reconstitution »), qu'il interprète comme un Homère de la nature (E1 : 277–283). Peu citée par les commentateurs, cette partie ne comporte pas de section spécifiquement dévolue aux syllabes et aux sons, quoique leur analyse soit transversale. Dans le commentaire de 1969, j'ai en outre dénombré quinze études de cas. Mon propos consiste à expliciter l'arrière-plan théorique de ces analyses phoniques, à les étayer par des exemples, en allant plus loin dans le repérage des effets sonores lorsque c'est possible. Je montrerai dans quelle mesure ces effets peuvent avoir contribué à la cohérence poétique et philosophique du projet d'Empédocle, notamment en suscitant une attention à la composition élémentaire de toutes choses. D'autre part, tout en soulignant que ces mêmes effets sonores constituent, dans le travail mené alors par Jean Bollack, un objet particulièrement difficile à appréhender de manière cohérente, je montrerai que son approche va en réalité plus loin que nombre de tentatives ultérieures.

* J'adresse mes plus vifs remerciements à Stéphanie Cudré-Mauroux et à Maxime Laurent, sans lesquels cette contribution n'aurait pu voir le jour. Ma gratitude va également aux participants du colloque, en particulier à Leopoldo Iribarren, Pierre Judet de La Combe, Philippe Rousseau et Martin Steinrück.

1 E1 : 289.

1. Par quel appareil conceptuel décrire et interpréter les effets phoniques que l'on peut déceler dans les fragments ?

Pour décrire les effets phoniques qu'il décèle dans les fragments d'Empédocle, Bollack emploie principalement les notions de jeu phonique, d'alliance phonique, d'allitération et d'assonance (parfois au sens général, sans la limiter aux sons vocaliques). Il emploie occasionnellement des notions issues de la rhétorique classique, comme les homéotéleutes. Ces notions ont la particularité d'analyser les jeux phoniques dans leur lien à d'autres critères, tels que la morphologie ou la grammaire. Pour autant que j'aie pu le reconstituer, Bollack les emploie sans s'intéresser à leur histoire et sans tirer parti du fait qu'elles représentent différents moments de l'évolution des concepts rhétoriques.

Bollack fonde en revanche son analyse sur une scholie à la grammaire de Denys le Thrace. Dans la section « étymologie » de la monographie de 1965, Bollack cherche ainsi à produire une analyse qui soit au plus près des catégories qu'on appellerait aujourd'hui « émiques » de la poésie archaïque grecque – ou qui du moins s'approche de la façon dont la seconde génération de grammairiens grecs avait compris le travail de leurs prédécesseurs (E1 : 289) :

L'art d'agencer les sons passe dans l'Antiquité pour la première forme de grammaire : l'une s'occupe des caractères et de la prononciation des lettres, celle que l'on nomme proprement « grammaire » ; ancienne, remontant plus haut que la guerre de Troie, elle est pour ainsi dire apparue avec la nature même. La liberté que conservaient les sons permettait de laisser aux éléments du mot une valeur autonome ; elle fait que le vers se compose de signes et d'accents et qu'il prend, par le rapport lointain des lettres et des allitérations, un sens supplémentaire et intentionnel. (sch. ad 164, 23s. = Théagène de Rhégion, 8 A1a DK).

La première grammaire s'occupe des caractères et de la prononciation des lettres (ou des syllabes) alors que la grammaire dite « récente », dont Théagène de Rhégion serait le fondateur, s'occupe de l'hellénisme, c'est-à-dire, pour simplifier, du bon usage. À ma connaissance, nous n'avons pas de trace directe de cette première grammaire et il s'agit vraisemblablement d'une reconstruction rétrospective du scholiaste.

Bollack en conclut pourtant que les premiers grammairiens avaient dû réfléchir à la valeur des éléments du mot. Deux remarques s'imposent. D'abord, cette interprétation ne va pas de soi. La notion de « caractère », liée à l'écrit, suggère en effet que l'analyse du scholiaste a une dimension rétrospective, voire anachronique. Il semble avoir en vue la lecture de textes écrits, qui demandait, à son époque, une réelle aptitude technique étant donné qu'ils étaient composés en onciales, sans espace entre les mots ou ponctuation. Mais, à ce que nous savons des conditions d'apparition de l'écriture en Grèce ancienne, de telles

pratiques ne sauraient remonter aussi haut que la guerre de Troie. L'interprétation de Bollack laisse ce point implicite, mais il semble avoir bien saisi la difficulté historique inhérente à la description du scholiaste : sa proposition vise à sauver la distinction posée par le scholiaste en attribuant aux grammairiens les plus anciens un intérêt, non pas pour la *lecture des caractères*, mais pour *l'analyse des sons*. Cependant, une autre lecture reste possible : il pourrait s'agir d'un art de prononcer correctement sons et syllabes et de les enchaîner dans le discours afin d'assurer l'intelligibilité du propos. Le lien à l'écrit serait ajouté par le scholiaste qui réanalyserait alors la position de ses prédécesseurs d'après le contexte culturel qui était le sien.

Deuxièmement, quels sont ces « éléments du mot » ? Dans le contexte d'une poésie orale, il n'y a pas grand sens à parler de « lettre ». Bollack désigne sans doute par-là les phonèmes, voire les syllabes, comme le suggère la précision « des lettres et des allitérations ». Dans la grammaire ancienne, la notion d'élément (*stoikheion*) est généralement utilisée pour faire référence aux phonèmes ou aux lettres, plutôt qu'aux syllabes².

À ce stade, la description par Bollack du travail des sons me paraît comporter une tension : d'un côté, Bollack souligne que « la liberté que conservaient les sons permettait de laisser aux éléments du mot une valeur autonome » ; mais de l'autre, il affirme que cette liberté « fait que le vers [...] prend, par le rapport lointain des lettres et des allitérations, un sens supplémentaire et intentionnel. » Accorder une « valeur autonome » aux éléments du mot suggère qu'aux oreilles des anciens le mot composé de tels éléments conservait un potentiel de signification, en droit, distinct des significations héritées : déterminer l'actualisation de significations nouvelles passerait alors par la prise en compte des « rapports lointains des lettres et des allitérations ». Dans cette perspective, reconnaître une valeur autonome aux éléments du mot impliquerait de donner à l'attention aux sons un rôle capital dans la production du sens. En revanche, parler d'un sens simplement « supplémentaire » conféré au vers par certains de ses constituants laisse en place un « sens premier » dont la constitution n'aurait pas engagé la prise en compte du « rapport lointain des lettres et des allitérations ». Si bien qu'aussitôt reconnue, la productivité sémantique des rapports sonores se trouve cantonnée au rôle de *supplément*. De fait, Bollack concevra surtout le travail des sons comme un renfort ou une illustration du sens dénoté par le vers.

Cette subordination des rapports sonores au sens dénoté par le vers peut en tout cas s'appuyer sur les recherches de Saussure à propos des « anagrammes » (E1 : 289) :

2 Voir par ex. Sextus Empiricus, *Contre les grammairiens*, § 99–100.

Les belles recherches de Ferdinand de Saussure s'appuient sur des exemples innombrables et dignes d'examen [note 5]. [p. 290] Des *cryptogrammes* (ou *hypogrammes*) se laissent sans doute déchiffrer dans Homère [note 1] et dans Empédocle [note 2].

Voir les extraits de ses cahiers que Jean Starobinski a publiés dans la livraison de février 1964 du *Mercur de France*, avec la lettre d'Antoine Meillet. *J'affirme*, écrivait Saussure..., *que le poète se livrait, et avait pour ordinaire métier de se livrer à l'analyse phonique des mots : que c'est la science de la forme vocale des mots qui faisait probablement, dès les plus anciens temps indo-européens, la supériorité, la qualité particulière du kavis des Hindous, du vates des Latins, etc.* (Note 5, p. 289)

L'article de 1964 auquel renvoie Bollack est une collection de passages tirés des cahiers de Ferdinand de Saussure où Jean Starobinski présente la théorie saussurienne des anagrammes. La notion de cryptogramme permet à Bollack d'importer un modèle où les sons répètent un nom déjà énoncé, et illustrent ainsi un aspect du sens dénoté par le vers ou ses constituants. La chose est particulièrement claire dans l'exemple que Bollack emprunte à Saussure (E1 : 290, note 1) :

Saussure donne comme exemple un vers de la *Nekyia* où Agamemnon apparaît à Ulysse dans l'*hypogramme* de son nom. (λ 400)

Référence est alors faite à cette adresse d'Ulysse à Agamemnon :

Ἀτρεΐδῃ κúδιστε, ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγάμεινον,
τίς νύ σε κῆρ ἐδάμασσε τανηλεγέος θανάτιοι ;
ἦε σέ γ' ἐν νῆεσσι Ποσειδάων ἐδάμασεν
ὄρσας ἀργαλέων ἀνέμων ἀμέγαρτον ἀυτιμήν ; [...] (*Od.*, 11, 397–400)

Atride glorieux, ô chef de nos guerriers, Agamemnon,
Dis-moi quelle Parque t'a pris et couché dans la mort ?
Serait-ce Poséidon qui coula tes vaisseaux,
Sous la triste poussée de ses vents de malheur ? (trad. Bérard).

Saussure citait ce vers à propos de la lecture que Virgile était susceptible d'en faire : Virgile pouvait voir qu'Homère avait décomposé le mot-thème Ἀγάμεινον en ses éléments et s'en servir comme matériau de composition (STAROBINSKI 1964 : 258³). De fait, le passage de l'*Odyssee* (11, 400) que cite Bollack en référence aux analyses de Saussure comporte un *hypogramme* du nom d'Agamemnon, à condition que l'on assouplisse la définition que Saussure

3 Saussure citait ce vers sous une forme différente à l'initiale : ἄσεν (*sic*) ἀργαλέων ἀνέμων ἀμέγαρτος ἀυτιμή. Le premier mot est fautif, soit que Starobinski n'ait pas réussi à lire le terme, soit que Saussure ait cité de mémoire (ce qui est plus vraisemblable car il ne donne pas la référence du vers). L'erreur est en tout cas manifeste : l'apparat critique de Budé n'indique pas de *varia lectio*, et le vers est répété à l'identique en *Od.* 11, 407.

lui-même donnait du phénomène⁴. Les syllabes ne correspondent pas exactement au nom d'Agamemnon, car les syllabes *-mem-* et *-non-* sont absentes du vers. Il faudrait admettre leur réalisation approximative par une séquence /nem/ (*a.nem.on*) ou /mon/ (*ane.mon*). On se trouve donc plutôt dans le cas de ce que Saussure a pu désigner comme « anaphonie », c'est-à-dire de la réalisation imparfaite d'un hypogramme. Les phonèmes, eux, correspondent : le vers 400 évoque le nom d'Agamemnon, auquel Ulysse s'adresse, à travers les répétitions phoniques en /a/, /ga/, /m/ et /môn/. Reste que les phonèmes constituent un niveau d'analyse moins probant que la syllabe ou que les séquences de phonèmes. Saussure s'était formulé l'objection qu'un groupe de trois vers peut comprendre une anagramme quelconque et n'y avait trouvé qu'une réponse partielle, dont Starobinski note, à juste titre, qu'elle le conduisit à tomber dans une difficulté plus grande (STAROBINSKI 1964 : 259–260).

Comment Bollack applique-t-il cette analyse à Empédocle ? Immédiatement après la référence à l'*Odyssée*, Bollack cite un passage sur l'Amour, où les sonorités du nom d'Aphrodite se répercuteraient similairement dans le vers (E1 : 290, note 2) :

Les sonorités du nom d'Aphrodite se répercutent dans 201 [Bollack] = [B]35, 13 [DK].

... τόσον αἰὲν ἐπήει
 ἠπιόφρων Φιλότητος ἀμειφένος ἄμβροτος ὄρμη
 - ∞ - / ∞ - ∞ | ∞ - ∞ / - ∞ / - -

... partout la suivait,
 Toute douceur, de l'irréprochable Amour l'immortel élan.

Le commentaire de 1969 ajoute (E3 : 203, je mets en évidence) :

L'Amour est célébré par un vers dépourvu de verbe ; chaque mot se suffit à lui-même, à l'image de sa perfection, **mais** les sons se fondent l'un dans l'autre avec douceur [note 4].

Grâce à l'enchaînement phonique des labiales mêlées à la liquide ρ et à la répétition de sons voisins (ἀμ-, ἄμβρ-, βρο-, ὄρμ-, etc.). À la fin du vers précédent : ἐπήει entre déjà dans la sonorité de ἠπιόφρων. (Note 4 p. 203)

Il apparaît d'emblée que, dans sa transposition à Empédocle, l'analyse saussurienne ne semble que partiellement opératoire : Bollack s'attache moins à l'hypogramme en lui-même⁵ qu'à l'analyse des assonances et allitérations, que

4 « Il s'agit [...] dans « l'hypogramme » de souligner un nom, un mot, en s'évertuant à en répéter les syllabes, et en lui donnant ainsi une seconde façon d'être, factice, ajoutée pour ainsi dire à l'original du mot » (F. de Saussure, Ms. fr. 3965, cité par STAROBINSKI 1971 : 30–31 ; je souligne). De fait, dans sa description des jeux phoniques qu'il étudie, Saussure invoque tantôt la notion de syllabe, tantôt celle de phonème.

5 Qui serait plus imparfait encore que dans l'exemple homérique, puisque manquerait la dentale sonore.

Saussure faisait tomber dans la catégorie des harmonies phoniques. Cependant, Bollack ne s'intéresse pas à l'arithmétique des phonèmes : loin de compter, comme Saussure, les paires de consonnes et de voyelles, il associe les phonèmes répétés à des qualités ou à des caractéristiques liées au sens, comme la « douceur » de l'amour. En fin de compte, on voit qu'il n'attribue pas aux jeux phoniques la même fonction que Saussure : loin d'y chercher un sens caché dans la facture de l'expression poétique, qui serait indépendant du sens littéral (comme on peut le lire chez le linguiste), Bollack voit dans l'euphonie et l'équilibre de l'énoncé une *représentation* du pouvoir créateur d'Aphrodite. Le problème que pose cette approche est de définir exactement ce qu'il faut entendre ici par une telle « représentation ». On peut déjà relever que, dans cette prise en compte des sons, leur fonction ne relève plus de l'étymologie, mais plutôt de la *pragmatique* : le poète les arrangerait de façon à illustrer un aspect sémantique du vers. Dans la citation ci-dessus, le « mais » souligne cette articulation : les sons assurent une continuité pragmatique, alors que les mots portant la charge sémantique deviennent presque autonomes ; si la syntaxe s'affaiblit, c'est aux sons d'assurer la cohésion des vers et la continuité de l'information, à l'image de l'action liante de l'Amour. On voit donc que le travail des sons, pour Bollack, ne contribue pas à créer des cryptogrammes et ne se limite pas non plus à favoriser une remotivation « étymologique » du lexique hérité. Le travail phonique du poète contribue plus largement à adapter son discours poétique à la vérité qu'il s'agit de communiquer. Ce travail et les re-sémantisations qu'il était à même d'opérer, Bollack les inscrit donc dans une stratégie pragmatique plus ample. Reste que, comme le montreront les exemples ci-dessus, la nature et la place exactes des « représentations » opérées par les sons demeurera difficile à circonscrire. Bollack multiplie en effet les descriptions des processus poétiques où ils prennent part.

2. Le rôle des jeux phoniques dans le dire de l'Être

2.1 Dire l'Être dans la langue de la tradition

Dans l'interprétation de Bollack, Empédocle ne se borne pas à utiliser les outils poétiques et linguistiques de la tradition mais les remploie en vue de sa propre finalité expressive, et ce faisant en transforme le sens. Empédocle ne crée pas une langue différente de la langue des hommes (et des poètes), mais il la complète et la redresse : « Il faut faire coïncider la langue avec la pensée » (E1 : 290). Les mots eux-mêmes ne renvoient pas aux choses auxquelles les poètes antérieurs à Empédocle pensaient qu'ils renvoyaient⁶, et il faut de fait les multiplier⁷ et les

6 « La chose et le mot ne se recouvrent pas » (E1 : 287).

7 Sur la polyonymie, voir E1 : 287–288.

placer dans de nouvelles configurations afin qu'ils puissent exprimer le cycle cosmique et le cycle du devenir. La grammaire, la syntaxe, la métrique et les effets phoniques font partie des paramètres qui constituent ces nouvelles configurations. La notion de variation consciente de la tradition (E1 : 284) est capitale : Empédocle fait varier Homère et Hésiode, et Parménide, et applique à ses propres formules la même idée de variation, mais dans le courant du poème (E1 : 287) :

Le langage humain ne peut toucher l'Être qu'à travers le cours changeant du temps. Il doit lui-même épouser le mouvement circulaire du devenir pour refléter la vérité.

On peut prendre un exemple de ce que veut dire Bollack par ces nouvelles configurations. Bollack souligne qu'Empédocle renforce les oppositions naturellement exprimées dans la langue grecque, afin d'inclure le mouvement dans la composition, pour donner à voir les tensions inhérentes au cycle et à la génération (B17, 3–8 DK = 31, 6, 8 Bollack) :

δοιή δὲ θνητῶν γένεσις, δοιή δ' ἀπόλειψις
 τὴν μὲν γὰρ πάντων σύννοδος τίττει τ' ὀλέκει τε
 ἡ δὲ πάλιν διαφνομένων δρυφθεῖσ' ἀποδρύπτει
 καὶ ταῦτ' ἀλλάσσοντα διαμπερὲς οὐδαμὰ λήγει,
 ἄλλοτε μὲν Φιλότητι συνερχόμεν' εἰς ἔν ἅπαντα,
 ἄλλοτε δ' αὖ δίχ' ἕκαστα φορεύμενα Νείκεος ἔχθει.

3 δρυφθεῖσ' ἀποδρύπτει Bollack : δρυφθεῖσα (θρυφθεῖσα DF) δρεπτή mss : θρεφθεῖσα
 δρέπτη Panzerbieter

Double, la naissance des choses mortelles, double leur dépérissement.

L'une, la rencontre de tous l'enfante et l'emporte à la fois,

L'autre, dispersant, se disperse, quand Ils se séparent à nouveau.

Et jamais Ils ne cessent d'échanger leurs chemins ;

Tantôt, par Amour, se rencontrant tous dans l'un,

Tantôt emportés chacun au loin par la haine de la Discorde.

[E3 : 58] « ἄλλοτε μὲν... [17.7] et ἄλλοτε δὲ... [17.8] reprennent phoniquement et sémantiquement ἀλλάσσοντα [17.6], συνερχόμενα se rattachant à σύννοδος [17.4] et δίχα φορεύμενα à διαφνομένων [17.5]. »

Il s'agit de développer les deux aspects de l'alternance mineure entre Amour et Haine, qui assure le déploiement du monde et du vivant. Dans l'analyse de Bollack, ce niveau de l'alternance mineure s'oppose dans les termes de l'expression, mais pas dans sa nature ou son sens, à l'alternance majeure entre les phases du cycle (exprimée par τοτὲ μὲν...τοτὲ δέ... plus haut dans le même fragment). La répétition phonique (en gras dans le grec) sert deux fonctions : assurer la cohérence de l'énoncé en indiquant clairement que les deux aspects d'un

processus d'échange sont abordés successivement (union-séparation), et signaler que les deux aspects en question se laissent analyser comme deux faces d'une même dynamique du point de vue du cycle cosmique. Empédocle emploie ainsi la langue pour représenter le cycle et ses jeux d'expansion et de contraction, jusque dans la diversité du vivant⁸.

L'une des sections de la monographie de 1965 (« L'ambiguïté ») rapporte un aspect de cet usage de la langue à une analyse d'un poème de Saint-John Perse que Bollack avait publiée en 1960 dans la revue *Arguments*, et où il soulignait le travail du poète sur « la polyvalence phonique et sémantique des termes » (BOLLACK 1960 : 37, *je souligne*) :

« C'étaient de très grands Vents ... qui n'avaient d'aire ni de gîte... et nous laissaient en l'an de paille sur leur erre. » *L'an de paille*, c'est l'ère de paille, celle de l'aridité moderne. Le même son revêt une même chose qui est à la fois étendue, temps et mouvement. Bien mieux que la geste d'une migration, le poème contient en effet une explication des choses, une théorie de l'Être et du Devenir.

Bollack semble vouloir dire ici que le choix des mots et le déplacement sémantique permettent de créer des effets de sens. Saint-John Perse ferait jouer « aire » comme habitat d'un oiseau et le sens nautique d'« erre » comme vitesse d'un navire lorsqu'il cesse d'être propulsé⁹, en indiquant en outre un jeu avec « ère » suggéré par la référence à l'an de paille. D'où la combinaison « des règnes de l'espace, du temps et de l'impulsion des Vents » (*ibid.*). Bollack compare Empédocle à Saint-John Perse dans la mesure où le philosophe-poète colore ainsi les termes de significations nouvelles, en les faisant jouer ensemble et en suggérant des rapprochements par les sons.

2.2 La place des jeux phoniques dans la critique de la langue de la tradition

En exprimant l'être dans la langue des hommes, les fragments comportent une critique de la langue de la tradition, qui révélera qu'Empédocle emploie le même type de ressources, mais en vue d'une autre finalité expressive. On peut examiner ici un autre exemple (B 39 DK = 240 Bollack)¹⁰ :

⁸ « Bien plus, la répétition ponctue le rythme du déploiement de l'Être, qui doit se retrouver pour se maintenir et fonder toutes les nuances du monde. Si bien que le retour est inséparable de la modification (voir B21.4) » (E1 : 322).

⁹ « Erre » peut aussi renvoyer à l'allure et la manière d'avancer ou de marcher, ou aux traces marquant le passage du gibier.

¹⁰ Pour l'exemple de B15, 2 DK = 58, 2 Bollack, ... βίωσι τὸ δὴ βίοντες καλέουσι. Ici la répétition phonique et étymologique implique qu'Empédocle critique la notion de vie telle que les mortels l'emploient : ils limitent la vie à la vie biologique des corps composés (animaux,

εἴπερ ἀπείρονα Γῆς τε βάθη καὶ δαψιλὸς Αἰθήρ
 ὡς διὰ πολλῶν δὴ γλώσσης ἐλθόντα ματαίως
 ἐκκέχυται στομάτων ὀλίγον τοῦ παντὸς ἰδόντων.

Si la profondeur de Terre, si Éther immense vont à l'infini,
 Mots qui courent sur la langue des hommes fuitement,
 Échappés au babil qui voit bien peu du tout.

E3 : 241 : ὡς διὰ πολλῶν δὴ γλώσσης ἐλθόντα ματαίως. « Il faut relier, comme souvent, le premier et le dernier mot du vers : ὡς... ματαίως (ἐκκέχυται). Le groupe intermédiaire διὰ πολλῶν δὴ γλώσσης ἐλθόντα a pour sujet les expressions employées par les hommes. »

Selon Bollack, l'attaque ne vise pas Xénophane mais la pensée « mythologique » (les guillemets sont de Bollack) et le discours des hommes. À cet endroit, les analyses de Bollack sont plutôt brèves et allusives. On peut toutefois les renforcer en décelant d'autres effets phonétiques et rythmiques au sein du vers 2 :

ὡς διὰ πολλῶν δὴ γλώσσης ἐλθόντα ματαίως

~ ~ ~ - - - - - ~ ~ ~ - - - - -

Le groupe central, πολλῶν δὴ γλώσσης ἐλθόν- comprend uniquement des syllabes longues, ce qui contraste avec la préférence d'Empédocle pour les dactyles. Il comprend également une répétition des mêmes sons -λω- et -η-, alors même que -ωσ- ouvre et clôt le vers. La liquide /l/ semble imiter le « babil » qui voit bien peu du tout, alors même que les nombreuses successions de consonnes qui font position (ὡς – διὰ πολ-λῶν – δὴ γ-λῶσ-ση-ς ἐλ-θόν-τα ματαίως) donnent l'impression que ce babil trébuche. Les jeux phoniques font entendre la fragilité et la futilité du discours. Ce phénomène est renforcé par des jeux d'écho dans le premier vers, que Bollack ne commente pas :

εἴπερ ἀπείρονα Γῆς τε βάθη καὶ δαψιλὸς Αἰθήρ.

Εἴπερ ἀπείρονα... Αἰθήρ semble recomposer les mêmes sons en des unités différentes, alors même que les deux vers 39, 1 et 39, 2 sont liés par un jeu d'assonances en α et en η. Le vers 3, lui, présente une rime interne à la césure (στομάτων... ἰδόντων), qui sont homéotéleutes du πολλῶν du vers précédent. Ce qui est important ici est que les mêmes types d'effets phoniques sont employés pour représenter la parole fautive et pour exprimer le vrai. Cela signifie qu'il n'y a pas d'identité *substantielle* entre les éléments de la pensée et les

plantés), alors que l'Être réel est celui des éléments. « C'est à dessein qu'Empédocle emploie ici le mot homophone : βιώω ~ βίωτον, pour marquer le lien entre l'Être et le dire, en même temps que l'écart, καλέουσι faisant à cinq vers de distance écho à 56, 5 [= B9, 5 DK] si les fragments (53, 56, 57, 58), comme il semble, se suivent. » (E3 : 99).

phonèmes, au sens où le son /i/, par exemple, ne renvoie pas systématiquement à l'action destructrice de la Discorde. La valeur des effets phoniques est, au contraire, toujours liée à un contexte donné.

De surcroît, ces jeux phoniques en tant que tels ne sont pas une invention d'Empédocle mais sont déjà employés par les poètes antérieurs. Le fragment 39 DK est compris par Bollack comme une référence à la *Théogonie* d'Hésiode (v. 728 : « Croissent les racines de la terre et de la mer stérile », ma traduction). Bollack ne commente pas ce vers plus avant, mais il est frappant de voir qu'il présente la même répétition phonique au début et à la fin du vers que B39, 2 DK, alors même que la syllabe finale du vers d'Hésiode est l'une des syllabes centrales du vers d'Empédocle.

γῆς ρίζαι πεφύασι καὶ ἀτρυγέτοιο θαλάσσης (Hes. *Th.*, 728)
 -/- -/~~ - ~|~ -~~ -~/~ - -
 ὡς διὰ πολλῶν δὴ γλώσσης ἐλθόντα ματαίως (B39, 2 DK)
 - ~/- - - | - -/- - ~/~ - -

Cela n'implique pas, au demeurant, qu'Empédocle re-composait le vers d'Hésiode de façon critique, mais que les deux poètes emploient le même type de ressources poétiques, chacun au service de leur propre objectif de signification. Si la cible d'Empédocle n'est pas Hésiode mais Xénophane, ce que Bollack conteste, on peut penser au fragment 21 B28 DK :

γαίης μὲν τόδε πεῖρας | ἄνω παρὰ ποσσὶν ὄραται
 ἤερι προσπλάζον, | τὸ κάτω δ' ἐς ἄπειρον ἰκνεῖται. (Xénophane 21 B28 DK)
 - - - / ~ / - ~|~ - / ~ / - ~/~ - -
 - ~ / - - - | ~/~ - / ~ - ~/~ - -

Voici la limite de la terre : vers le haut, on la voit à nos pieds,
 Presser contre l'air ; mais vers le bas, elle va sans limite. (je traduis)

πεῖρας M : πεῖραν V : πεῖραρ Maas || ἤερι Diels : καὶ ῥεῖ Mss : αἰθέρι Karsten.

L'organisation phonique de ces deux vers de Xénophane est très sophistiquée : il y a un jeu d'assonances en /a/, d'allitérations en /π/ /ρ/, des homéotéleutes en -ται en fin de vers, et on trouve disposés en chiasme les deux groupes de sens opposés πεῖρας / ἐς ἄπειρον et ἄνω / κάτω. Les deux vers présentent un enjambement, qui donne le sentiment que le flot est continu. Les deux vers ont presque la même facture rythmique, particulièrement s'agissant du second hémistiche, les dactyles pouvant insister sur l'idée d'extension, comme le suggère Bollack chez Empédocle. Cela indique bien qu'Empédocle reprend un procédé

typique pour l'adapter au propos qui est le sien, en révélant les relations entre les objets de son poème.

3. Les traits phoniques de l'expression de l'Être dans la langue

C'est donc dans son usage de procédés traditionnels qu'Empédocle se distingue. J'ai relevé deux traits phoniques liés à l'expression de l'Être dans la langue : la relation entre vers et unité signifiante, la relation entre les sons et les objets du monde auquel le poète peut renvoyer.

3.1 « Le vers d'Empédocle est un mot »

Les effets phoniques et la (relative) rareté de l'enjambement sont employés pour donner au vers une cohésion à la fois poétique et philosophique. Citant cette fois Mallarmé, Bollack compare le vers empédocléen à un mot (E1 : 312–313, *je souligne*) :

Le vers d'Empédocle est un mot [note 6]. Il sait dire l'unité : l'éclat du ciel (21.4), la Muse (3.3), la puissance d'Aphrodite (35.13), le travail de la déesse (95), le mélange (93), le rapport complémentaire des corps (40). [...] Rares sont les enjambements [note 14]. La coupe ne divise pas, elle permet de reprendre la même pensée et de la préciser.

note 6 : « *Le vers qui de plusieurs vocables refait un mot total, neuf, étranger à la langue et comme incantatoire, achève cet isolement de la parole : niant, d'un trait souverain, le hasard demeuré au terme malgré l'artifice de leur retrempe alternée en le sens et la sonorité, et vous cause la surprise de n'avoir ouï jamais tel fragment ordinaire d'élocution, en même temps que la réminiscence de l'objet nommé baigne dans une neuve atmosphère* » (Stéphane Mallarmé, *Œuvres complètes*, éd. de la Pléiade, Paris, 1945, p. 368). Ce texte contient une définition parfaite de l'étymologie grecque. »

E1 : 312, n. 14 : « Ils (*scil.* les enjambements) traduisent le désaccord ou l'opposition violente de la Haine [...]. »

On voit bien pourquoi Bollack relie la citation de Mallarmé à ce qu'il avait dit sur l'étymologie : il s'agit de replacer les mots de la langue dans un contexte nouveau pour en transformer le sens. Il y aurait encore beaucoup à dire sur l'importance de la référence mallarméenne ; ce qui est certain, c'est qu'elle lui fournit un appui théorique beaucoup plus fort que Saussure¹¹. Cette notion de vers-mot est particulièrement évidente pour B35, 13 DK (cité plus haut), car le

11 Maxime Laurent a souligné l'importance pour Bollack de cette « boussole symboliste », dans son hommage à Jean Bollack (LAURENT 2023).

vers n'a pas de verbe : il s'agit du développement d'une seule idée – l'élan de la puissance de l'Amour – sur un vers.

3.2 Les sons révèlent la composition des objets du monde

Prenons l'exemple mentionné par Bollack comme un cas de vers-mot : le vers B21, 4 DK (63.4 Bollack). Dans ce passage, Empédocle exhorte le disciple à trouver confirmation de la théorie élémentaire dans l'observation du réel. Il mentionne tour à tour le soleil – fait de feu –, l'air, la pluie, et le sol. Examinons le vers 4, sur l'air.

Ἄλλ' ἄγε, τῶνδ' ὀάρων προτέρων ἐπιμάρτυρα δέρκευ,	1
εἴ τι καὶ ἐν προτέροισι λιπόξυλον ἔπλετο μορφή,	
ἠέλιον μὲν θερμὸν ὄραν καὶ λαμπρὸν ἀπάντη,	
<u>ἄμβροτα δ' ὄσος εἶδει τε καὶ ἀργέτι δεύεται</u> αὐγῆ.	4
- ∪ / - - - ∪ ∪ - ∪ ∪ / - ∪ ∪ / - -	
<u>ἄμβρον δ' ἐν πᾶσι δνοφόνετᾶ τε ῥιγαλέον τε</u>	5
- - / - - - ∪ ∪ - ∪ ∪ / - ∪ ∪ - -	
ἐκ δ' αἴης προρέουσι θελημά τε καὶ στερεωπά.	
ἐν δὲ Κότῳ διάμορφα καὶ ἄνδιχα πάντα πέλονται,	
σὺν δ' ἔβη ἐν Φιλότητι καὶ ἀλλήλοισι ποθεῖται.	
ἐκ τούτων γὰρ πάνθ' ὅσα τ' ἦν ὅσα τ' ἔστι καὶ ἔσται [...]	9
Mais viens, à mes premières confidences, ajoute pour témoins,	1
La beauté manquerait-elle de corps en ces chants primordiaux,	
Regarde Soleil, chaud à voir, sa clarté qui rayonne en tout lieu,	
Les Immortels baignés de chaleur et de brillante lumière,	4
Pluie partout noire et glaciale	5
Et du sol débordent grâce et solidité	
Dans Colère, tout est distinct et se divise,	
Ensemble, dans Amour, et tous sont pleins du désir de l'autre.	
D'Eux sort tout ce qui fut, ce qui est, ce qui sera [...]	9

Ici, la stratégie de commentaire de Bollack est très intéressante, car il renvoie de nouveaux à un poète moderne, cette fois Baudelaire. Notre vers est d'abord commenté dans une note comportant une citation de Baudelaire, sans autre explication.

E3 : 112, n. : « Baudelaire, *La chevelure* : « D'un ciel pur où frémit l'éternelle chaleur. » »

E3 : 113, n. 1 : « Les consonnes très douces de ce vers opposent la légèreté limpide de l'éther à la nuit de l'eau. »

Il n'y a pas d'analyse de détail des jeux phoniques mais une double transposition : Bollack semble citer Baudelaire à la fois pour le sens (avec l'association de l'air, du ciel et du chaud) et pour les effets phoniques, qui suggèrent en français la légèreté et le frémissement. Bollack commente en reproduisant le jeu d'assonances et d'allitérations en /é/ et en liquide qui caractérisait le vers de Baudelaire. Mais on n'a pas d'explication de ce que Bollack entend par « sonorités très douces », une formulation qui, naturellement, ne va pas de soi :

Ἄμβροτα δ' ὄσος εἶδει τε καὶ ἀργέτι δεύεται αὐγῆ.

- - - / - - - - | - - - / - - - / - -

Les Immortels baignés de chaleur et de brillante lumière.

S'agit-il des nombreux enchaînements (semi-)vocaliques (καὶ ἀργέτι ; δεύεται ; δεύεται αὐγῆ) ? Ou s'agit-il plutôt de la répétition des dentales /d/, /t/, et de la liquide /r/ ? Si on voit mal en quoi semi-voyelles et dentales peuvent être douces, on peut tout de même relever que, dans ce vers les groupes de consonnes contiennent tous un *rho*, qui assure une forme de fluidité dans les sons. Comparons ce vers à B21, 5 DK, sur la nuit de l'eau :

Ὀμβρον δ' ἐν πᾶσι δνοφόνετᾶ τε ῥιγαλέον τε

- - / - - - | - - - - - / - - - - -

Pluie partout noire et glaciale

On voit que le schéma métrique de surface est presque identique : - ∞ - - - - - - - - - -, mais que cette similitude apparente cache en fait deux réalisations rythmiques très différentes eu égard aux fins de mots et à la césure. Le parallèle est marqué par les trois mêmes consonnes formant un groupe, plus omicron : ἄμβροτα δ' ..., ὄμβρον δ' Mais le parallèle est dissymétrique dès ce début de vers du fait des voyelles et surtout du fait que l'arrangement rythmique construit autour de ces groupes -μβρο- est différent : on a un dactyle dans le premier cas, suggérant l'ouverture et l'extension, alors que le spondée du second vers suggère la fermeture et la limitation.

L'examen des sonorités présente également un tel jeu de similitudes et de différences. Les deux vers contiennent des /a/, des hiatus, des /r/ et des dentales /d/ /t/. Cependant, le second vers contient plus de /o/ et contient des successions de consonnes occlusives sans liquides, qui font position (/dn/, /np/ et, deux fois, /nt/). Cela donne une impression de lourdeur et de pesanteur, qui s'oppose à la fluidité du vers 4. Les diphtongues qui caractérisaient ce vers 4 sont également absentes du vers 5. L'idée n'est pas que ces sons représentent en soi l'éther ou l'eau mais que leur association dans un contexte donné suggère une différence substantielle entre les objets dont on parle. En persuadant le destinataire interne – le disciple, Pausanias – de prêter un certain type d'attention au monde, il s'agit en même temps de convaincre le destinataire externe de la justesse de la

doctrine – à savoir l’auditeur d’Empédocle dans la performance poétique. À cet égard, les jeux phoniques font partie de l’arsenal didactique du poète, et tout particulièrement du poète qui compose dans une tradition orale ou fortement marquée par l’oralité. Du point de vue du poète, ces jeux sonores sont un mode d’argumentation sur le sens des mots, sur la structure invisible de la réalité. Du point de vue de l’auditeur, repérer ces jeux sonores pourrait lui permettre d’établir des réseaux de sens et de comprendre la structure des choses à l’imitation de laquelle ces réseaux phoniques sont construits.

3.3 Écouter le poème d’Empédocle et assimiler physiologiquement la doctrine

En 1965–1969, Bollack envisage aussi l’articulation entre facture poétique et doctrine en fonction de la théorie empédocléenne de la perception. Ainsi, lorsque qu’Empédocle achève l’exposé des principes généraux de l’alternance cyclique avant de se tourner vers les six puissances qui y prennent part, on trouve une adresse au disciple, Pausanias (B17, 14 = 31, 14 Bollack) :

ἀλλ’ ἄγε μύθων κλύθι· μάθη γάρ τοι φρένας αὔξει.

Mais allons, écoute ce récit : d’écouter, plus riche deviendra ta pensée.

E3 : 62 « L’assonance rapproche μάθη de μύθων. Si l’enseignement peut enrichir le cœur (φρένας), c’est que les paroles (μῦθοι), qui s’ajoutent aux tissus mêmes qui le forment, se confondent avec la vérité des choses et en possèdent la densité. »

C’est à proprement parler une allitération qui rapproche les deux termes, mais on peut admettre que, comme Saussure, Bollack parle d’assonance de façon générique, pour désigner les deux procédés. Ceci posé, qu’est-ce que Bollack veut dire lorsqu’il affirme que « les paroles, qui s’ajoutent aux tissus mêmes qui le forment (*scil.* le cœur), se confondent avec la vérité des choses » ? Il s’agit d’une référence à la théorie empédocléenne de la perception et de la pensée. Les objets du monde émettent des effluves élémentaires qui sont intégrées dans notre organisme lors de la perception. La pensée elle-même en est nourrie, car nous pensons par les éléments qui nous composent. Nous pensons tout particulièrement par le sang qui entoure le cœur, car il est composé en part égale des quatre éléments. Lorsqu’on écoute le poème d’Empédocle, par exemple, les particules élémentaires de la voix passent par l’oreille et sont intégrées à notre constitution élémentaire : la parole vraie contribue donc à enrichir la constitution élémentaire de l’auditeur. Nous ne savons pas si Empédocle avait établi par quel procédé nous comprenons le sens des mots et des phrases. Nous savons en revanche que l’individu pouvait décider de faire porter son attention et sa pensée sur les éléments. Ainsi, dans le fragment 110 DK (= 699 Bollack) :

εἰ γὰρ καὶ σφ' ἀδινῆσιν | ὑπὸ πραπίδεσσιν ἐρείσας
 εὐμενέως καθαρῆσιν | ἐποπτεῦεις μελέτησι,
 -- / -/~~ ~|~ π-π/~π~ -~/~ --
 ~~~ -/~~ ~|~ π-π- -/~~ ~

ταῦτα δέ σοι μάλα πάντα δι' αἰῶνος παρέσσονται.  
 ἄλλα τε πόλλ' ἀπὸ τῶνδε κτήσεται· αὐτὰ γὰρ αὔξει  
 ταῦτ' εἰς ἦθος ἕκαστον, ὅπη φύσις ἐστὶν ἕκάστω. (B110 DK = 699 Bollack)

Si, prenant appui sur ton cœur robuste,  
 Tu les contemples avec ferveur, en de purs exercices,  
 Ils seront là, tous, présents à tes côtés, au long de ta vie.  
 Et ils t'en accorderont d'autres, sans nombre. Seuls, ils font croître  
 Toute chose en sa nature, selon la force donnée à chacune.

E3 : 578 : « Le vers, d'une seule coulée, arrête le mouvement pour donner de la majesté à une idée qui revêt plus d'ampleur phonique (cf. 201, 13 [= B 35, 12 DK]) que ne l'exige la suite du discours. Les termes ne sont pas autonomes, mais se contaminent et se relèvent les uns les autres, si bien que le vers forme comme un seul et large accord qui se détache de la *phrase* avec l'intensité d'un point d'orgue. » (les italiques sont de Bollack).

Ces vers sont extrêmement travaillés phoniquement, mais Bollack n'est pas très explicite dans la description du procédé. Il y a bien sûr les quatre termes homéotéleutes, dont deux sont placés juste avant la césure : ἀδινῆσιν, πραπίδεσσιν, καθαρῆσιν, μελέτησι. Ces termes forment, pour la grammaire, deux couples adjectif-nom. La similitude entre les désinences crée en effet le sens : les solides diaphragmes et les purs exercices (ou : purificateurs, si l'adjectif a un sens résultatif) sont ce en quoi consiste une relation féconde avec ce qui est.

Il y a également les allitérations en /p/ et /r/, ainsi que les assonances en /o/, /e/, /ei/ et /eu/. Un autre trait tout à fait remarquable est la similitude rythmique : les deux vers ont non seulement un schéma rythmique comparable (partie soulignée), mais surtout le rythme et les sonorités de la longue placée après la césure sont exactement identiques :

-- / -/~~ ~-~|~ ποπ/~π~ -~/~ --  
 ~~~ -/~~ ~-~|~ ποπ- -/~~ ~

Après la césure, la longue suivante est créée dans chacun des deux vers par une syllabe fermée encadrée par deux π et comportant le vocalisme /o/ : ὑ-πὸ π-ρα-πί-δεσ-σιν / ἐ-ποπ-τεύ-εις.

Or ces deux vers indiquent qu'en tirant parti des éléments stockés dans le diaphragme¹², le disciple pourra poursuivre la contemplation des éléments en réalisant des exercices à même de lui assurer la présence constante des éléments

12 Le terme *prapides* (litt. « diaphragme ») renvoie originellement aux organes de la pensée, de l'émotion, de la volition et de la compréhension (voir MACRIS-SKARSOULI 2012 : 363).

à ses côtés tout au long de sa vie. Nous ne savons pas de quels exercices il s'agit. Bollack envisage des exercices sensoriels, respiratoires et digestifs, qui seraient propres à Empédocle. D'autres ont proposé des formes de méditation, ou d'entraînement de la mémoire, associée à la respiration¹³. Si l'on admet que de tels exercices mobilisent la respiration et le chant (le poème faisant l'objet d'une performance orale), les jeux phoniques sur les consonnes et les voyelles pouvaient évidemment en constituer un aspect. En tout cas, les sons indiquent cette complémentarité entre les éléments déjà stockés dans le diaphragme – la richesse de la pensée – et le gain acquis par la pratique d'exercices : si ce fragment est bien le dernier du poème physique, comme le pensait Bollack, il pouvait évoquer la nécessité de renforcer les acquis intellectuels de l'écoute et la compréhension de la doctrine en intégrant dans le quotidien une pratique qui complète et poursuive cette compréhension.

4. Les répétitions de vers ou de parties de vers dans différents passages du poème

4.1 Transposer l'incantation dans la langue de la philosophie

Tournons-nous à présent vers la dimension incantatoire que j'avais relevée dans le passage de Mallarmé. Bollack souligne d'une part la dimension rituelle de la poésie d'Empédocle, par le fait qu'il donne plusieurs noms aux objets du monde, dans l'idée qu'il faut corriger, ou remotiver, « la tradition rituelle en lui donnant une valeur philosophique » (E1 : 287). Il faut donc construire de nouveaux réseaux de sens, par la multiplication des noms pour une même chose (polyonymie) et la création de réseaux de sens entre les mots.

Les sons ont sans doute une dimension magique ou rituelle, qui est proprement pragmatique, d'après les citations qui suivent. Bollack souligne en effet la dimension incantatoire conférée au poème par les répétitions¹⁴ (on se souvient de l'emploi du mot plus haut par Mallarmé). Ainsi (E1 : 322) :

L'organisation de la strophe aspire à fixer le dynamisme de la sphère du devenir. Transposant l'invocation rituelle, le chant ravive les vieilles formules magiques, il capte la force de vie par une composition hymnique. [...] Les répétitions se suivaient de très près, rituelles et obsédantes. C'est ainsi que sont rappelées les lois invariables.

Cet alliage entre rituel et philosophique me semble être une intuition très forte, particulièrement en 1965. Elle ouvre une alternative interprétative pour la

13 L'examen le plus systématique que je connaisse est THERME 2010 : 19–22.

14 Bollack commente par exemple la force incantatoire de la répétition de la négation dans la description de la sphère (E1 : 321).

dépasser. Il me faut d'abord dire un mot sur l'histoire de ce débat dans l'interprétation d'Empédocle. Il y a deux questions, celle de la cohérence de l'œuvre d'Empédocle et du nombre de poèmes qu'il a composés ; et il y a la façon dont on interprète sa position générique (philosophe ou mage, disons pour simplifier).

La répartition traditionnelle des fragments d'Empédocle entre ses deux poèmes, *Sur la nature* et *Les Purifications*, se fonde, au plus tard depuis Diels, sur une division du philosophique et du religieux. Cette bipartition a été contestée en 1987 par Catherine Osborne, qui a proposé la thèse d'un seul poème mêlant philosophie et religion. Comme on le sait, l'argument d'Osborne a réussi faire douter de la bipartition traditionnelle ou, du moins, de la pertinence de ses critères, sans pour autant emporter l'adhésion générale en faveur de sa propre thèse. Dans son ouvrage de 2003 sur *Les Purifications*, Bollack a critiqué l'interprétation d'Osborne dans des termes durs et a maintenu la division traditionnelle, mais en la problématisant et en refondant les critères de son interprétation¹⁵.

Le second aspect est la position générique d'Empédocle. Un certain nombre de témoignages, et un fragment¹⁶ traditionnellement attribué à *Sur la nature*, semblent présenter Empédocle comme un mage. Le caractère problématique de cette relation entre philosophie/science et magie – ou en tout cas le postulat de leur incompatibilité – est sans doute pour partie une construction de l'histoire de l'interprétation¹⁷. Il y a en tout cas différentes positions dans cette discussion. La plus radicale d'entre elles est peut-être celle de Peter Kingsley (1995), qui réduit Empédocle à un mage, et qui a fait l'objet de discussions.

Si l'interprétation ritualiste ou magique n'existait pas encore en 1965/1969, Bollack avait conscience du problème et proposait une solution originale. Les effets sonores sont pour lui une façon de « transposer » la langue incantatoire ou rituelle dans le champ de la philosophie. Cette notion de transposition est importante et diffère de la notion de combinaison : Bollack indique qu'Empédocle emploie les procédés de la langue rituelle, en changeant leur objectif de signification. Il ne s'agit pas, par exemple, de placer l'auditeur dans un état de conscience modifié par les répétitions ou de subordonner le sens à une révélation mystique que l'auditeur individuel pourrait connaître du fait de cet état de conscience modifié ; au contraire, les répétitions sonores deviennent une façon

15 Voir dans ce même volume, la contribution de Rossella Saetta Cottone.

16 B111, où Empédocle semble promettre des pouvoirs magiques à son disciple. Pour les *Catharmes*, il y a notamment B112.

17 S'agissant de Parménide et d'Empédocle, voir LAKS 2013.

d'intégrer les traditions rituelles ou magiques dans l'argumentation philosophique¹⁸.

4.2 La répétition sonore et la dynamique du cycle

Outre les répétitions sonores d'un vers à l'autre, le poème d'Empédocle comprend de nombreuses répétitions de vers complets ou de fragments de vers. Ces répétitions comportent des variations qui sont parfois minimes en apparence, mais qui sont en réalité importantes pour comprendre la relation entre les aspects du cycle considérés à tel ou tel moment du poème. Bollack en a proposé une interprétation neuve et forte : ces répétitions et leurs variations sont une projection poétique de l'éternité de l'Être (le cycle se reproduit toujours), mais plus on approche de la description du monde et du vivant, plus les vers répétés comportent de modifications, représentant ainsi par la technique poétique la diversité des étants générés par les quatre éléments et l'Amour (E1 : 322–323, « reprise » ; les italiques sont de Bollack) :

C'est dans la *répétition* que le cercle du devenir retrouve sa forme et ses limites. Les mêmes vers se succèdent, les mêmes formules, les mêmes moules. Les longs fragments montrent que les répétitions se suivaient souvent de très près, rituelles, obsédantes. C'est ainsi que sont appelées les lois invariables. [...] Mais le procédé n'est pas d'abord didactique. Comme chez Homère, les mêmes formules caractérisent la chose dans son essence et permettent de la reconnaître à travers les vicissitudes de la genèse. Bien plus, la répétition ponctue le rythme du déploiement de l'Être, qui doit se trouver pour se maintenir et fonder toutes les nuances du monde. Si bien que le retour est inséparable de la modification. Thème et variation forment l'entrelacs du poème *De la nature*. Le développement se fait si subtilement que parfois on distingue difficilement le progrès et le sens obtenu par l'organisation nouvelle des mêmes éléments. [...]

Le retour des mêmes naissances, l'identité dans la succession rendent manifeste l'éternité de l'Être. Les choses mêmes qui en proviennent en définissent les limites. Les fondements établis, à mesure que l'on approche de la genèse, la formule est reprise, mais les accents sont inversés, la richesse de l'Être maintenant explique la diversité des choses. [...]

Ainsi, de palier en palier, les vers qui relient si étroitement l'Être et le devenir reproduisent, dans leurs modifications successives, l'acte même de la vie.

¹⁸ Bollack propose une interprétation différente des promesses magiques de B111 (il en fait un exemple de promesses mensongères dénoncées comme telles par Empédocle). Pour André LAKS (2013 : 182), Empédocle affirmerait que, si de tels exploits étaient possibles, son disciple est la seule personne qui *serait* capable de les accomplir, après avoir complètement compris et assimilé la doctrine. Cette interprétation me semble conclure à une forme de réintégration de la magie dans la philosophie, pour la rationaliser, qui serait semblable dans sa nature à la « transposition » de la langue rituelle dans la langue philosophique dont Bollack parle à propos des répétitions.

Par cet aspect de son travail, Bollack propose ainsi l'idée d'un poème construit comme la *manifestation* de son référent, et plus précisément de sa *variation* constante. Une telle conception du travail formel ne s'ajoute certes pas sans difficulté à celles évoquées plus haut : le travail sur les sons pouvant relever simultanément de plusieurs types d'articulation entre facture et propos, la question de savoir comment les prendre en compte dans tel ou tel passage demeure de fait très ouverte. La diversité des articulations que Bollack envisage entre facture sonore et communication d'un savoir cosmogonique prend même le risque d'une certaine incohérence : les échos sonores peuvent-ils *à la fois* contribuer à redéfinir les mots hérités et donner une image de ce dont parlent les phrases que ces mêmes mots composent ? Reste qu'alors même qu'il ose une tension quasiment contradictoire, le travail de Bollack anticipe là aussi de manière remarquable la recherche ultérieure. Vingt-trois ans plus tard, Daniel Graham écrira en effet, comme s'il avait lui-même découvert cette idée (GRAHAM 1988 : 305) :

The message of the lines embodying the unification-separation motif is adequately conveyed by any one of the couplets. What is gained by repetition is an increase not of cognitive content but of poetic force. At a basic descriptive level these lines describe the alternation of a process of unification with a process of separation. At a higher level of poetic integration they not only describe the process but imitate it. Empedocles structures B 17 around the iterated motif of unification-separation, so that the endless recurrence of processes shows itself in the structure of the narration. Things come together into one, they separate into more, they come together into one, only to separate again. The sense of eternal recurrence is conveyed more subtly but more powerfully by the repetition of motifs than it can be by a mere statement. Yet Empedocles makes a statement too : <and these things never cease continually alternating> (line 6). From a standpoint of literary analysis, line 6 not only makes a statement but also expresses a theme, the very theme for which the motif of unification-separation is a vehicle. We see then that Empedocles is not content to state a principle of eternal recurrence, but at the same time he thematizes the principle and represents it by weaving a texture of motifs which embody the principle. Thus B17 must be read as more than an argument or a program for an argument : it is also a mimetic structure which portrays the world condition which it describes.

Graham cite Bollack seulement pour mentionner que sa thèse hétérodoxe aurait été dûment réfutée par O'Brien en 1965¹⁹. Or, s'agissant des répétitions, ce n'est pas simplement que Graham est parvenu à une conclusion semblable à celle de Bollack vingt-trois ans après lui : l'interprétation de Graham est plus faible et représente en fait une régression. En effet, Graham fait des répétitions un simple trait stylistique, « an increase not of cognitive content but of poetic force », sans considérer l'importance des variations. Pour Graham, ce procédé imite l'éternité du cycle – idée qu'on trouvait, différemment, chez Bollack – mais son analyse

19 La lecture bollackienne de B17, 5 DK est mentionnée dans les mêmes termes.

ne comprend pas l'autre pan de l'interprétation bollackienne, à savoir la relation de la répétition à la diversité du vivant (idée au demeurant indépendante de son interprétation du cycle). Graham réduit le procédé poétique à un trait de style, à l'illustration d'un aspect du sens du poème, l'éternel retour du cycle, comme si l'intérêt philosophique d'Empédocle pouvait être ramené à cela. De fait, Graham semble ne connaître l'ouvrage de Bollack que par les critiques d'O'Brien.

On pourrait prendre d'autres exemples semblables, où les commentateurs n'ont pas cité Bollack pour ses analyses mais, soit redécouvrent des idées semblables à celles qu'il avait proposées, soit attribuent la paternité de ces travaux sur la relation entre sens et sonorités à Graham (en acceptant du coup aussi les faiblesses de l'approche de ce dernier²⁰). Pour Glenn Most, la thèse d'une « analogie textuelle » entre la répétition phonique et la doctrine est présentée dans un lien un peu distendu aux analyses de Bollack : s'il le cite pour ses analyses des passages qui comportent une répétition, c'est avant de présenter la thèse d'une analogie textuelle, qu'il n'associe pas explicitement à lui (MOST 1999 : 356, avec la n. 36). Quant à Annette Rosenfeld-Löffler, elle rapporte directement ce type de thèse à Bollack²¹. Mais toutes ces approches comportent également le défaut d'analyser les répétitions en se fondant sur le retour du même, alors que la proposition la plus forte de Bollack est d'accorder le primat à la variation. Il demande ainsi d'interroger les différences entre les contextes où apparaissent ces répétitions, et sur la signification des variations au sein même de l'énoncé qui se trouve répété.

20 Catherine Osborne, dans une section intitulée « How does the formal structure of the poem relate to the message ? », propose une interprétation plus forte que celle de Graham, car elle admet que les répétitions sont une image de la façon dont Empédocle conçoit le monde qu'il décrit, « both in its construction out of a number of persistent elements that run through each other, ever the same and always different, and its temporal pattern with recurring events and programs or sequences of development. » (OSBORNE 1997 : 31–32) Bollack n'est pas le seul à être ignoré dans l'appareil scientifique de cette section de son essai : les seules références proposées sont celles des passages dans le Diels-Kranz, ainsi qu'au papyrus de Strasbourg qui n'était alors pas encore publié.

21 ROSENFELD-LÖFFLER 2006 : 141–142 (renvoyant à BOLLACK 1957 : 40) : « Il apparaît que ces reprises – parfois à la lettre – impliquent le plus souvent de petites modifications. [...] Loin d'être le reflet d'un manque de précision – ou d'une variation accidentelle due à l'histoire de la transmission des vers – ce geste renvoie au contraire aux lois cosmologiques enseignées. [...] Expert dans la doctrine des éléments, l'élève instruit perçoit dans les phénomènes similaires les traces d'un même mouvement élémentaire qui, passant de réunion à dispersion, engendre des mélanges consécutifs de créations plus ou moins similaires. Or, appliquée au texte poétique, cette lecture interprétative du monde évalue les reprises textuelles, qu'elles soient exactes ou similaires, comme l'expression d'un même mouvement élémentaire. [...] Ces créations textuelles sont donc des unités d'argumentation qui exposent et illustrent maintes fois, avec des variations plus ou moins importantes, les mêmes lois constitutives de la doctrine élémentaire. »

Conclusion

Comme le langage met au jour des réseaux de similitudes signifiantes dans les choses, il permet de composer un énoncé poétique qui soit à la fois didactique et persuasif : didactique car il révèle la structure du monde, et persuasif car l'organisation des sons dans le vers permet au poète de suggérer ou de représenter la structure réelle des objets du monde ou du cycle cosmique. Ce lien entre l'Être et le dire est déterminant pour comprendre les effets de sens des phonèmes et des sons.

L'ampleur particulière de cette réflexion sur les sons, par comparaison avec les autres travaux de Bollack sur les présocratiques, indique que quelque chose s'est joué dans l'analyse d'Empédocle en 1965–1969, eu égard au rôle des sonorités. Cette attention accordée aux sonorités semble avoir tenu aussi bien à la texture de l'objet considéré qu'aux autres lectures faites alors par Bollack (Mallarmé, Saint-John Perse, Saussure). Inversement, on peut se demander si la profusion même de ces considérations n'a pas contribué à engager la réflexion ultérieure de Bollack sur d'autres pistes. Il faudrait en tout cas mesurer ce qu'en conservent et ce qu'en rejettent ses travaux plus récents.

Bibliographie

- BOLLACK 1957 – Jean BOLLACK, « Sur deux fragments de Parménide (4 et 16) », *REG* 70, (1957) : 56–71.
- BOLLACK 1958 – Jean BOLLACK, « Styx et Serments », *REG* 71 (1958) : 1–35.
- BOLLACK 1960 – Jean BOLLACK, « « En l'an de paille » : Étude d'un poème de Saint-John Perse », *Arguments* 19 (1960) : 37–40.
- CHANTRAINE 1979 – Pierre CHANTRAINE, *La Formation des noms en grec ancien* (1933), Paris, Klincksieck, 1979.
- DIELS/KRANZ 1957 – Hermann DIELS/Walther KRANZ (éds.), *Die Fragmente der Vorsokratiker* (1903), vol. 1, Berlin, Weidmann, 1951⁶ (DK).
- GRAHAM 1988 – Daniel W. GRAHAM, « Symmetry in the Empedoclean Cycle », *CQ* 38 (1988) : 297–312.
- KINGSLEY 1995 – Peter KINGSLEY, *Ancient Philosophy, Mystery, and Magic : Empedocles and Pythagorean Tradition*, Oxford, Clarendon Press, 1995.
- LAKS 2013 – André LAKS, « Phenomenon and Reference : Revisiting Parmenides, Empedocles, and the Problem of Rationalization », dans S. C. HUMPHREYS/R. G. WAGNER (éds.), *Modernity's Classics*, Berlin/Heidelberg, Springer, 2013 : 165–186.
- LAKS/MOST 2016 – André LAKS/Glenn W. MOST, *Early Greek Philosophy*, vol. V, Cambridge (Mass.)/Londres, Harvard University Press, 2016.
- LAURENT 2023 – Maxime LAURENT, « Kaléidoscope pour Jean Bollack », dans *Atelier et centenaire de Jean Bollack*, une émission conçue par Stéphanie Cudré-Mauroux, réalisée par Multivideo (2023) : <https://www.nb.admin.ch/snl/fr/home/expo-manif/manif-passees/va2023/bollack23.html>.

- MACRIS/SKARSOULI 2013 – Constantin MACRIS/Penelope SKARSOULI, « La sagesse et les pouvoirs du mystérieux τῆς du fragment 129 d'Empédocle », *RMM* 75 (2012/13) : 357–377.
- MOST 1999 – Glenn W. MOST, « The Poetics of Early Greek Philosophy », dans A. A. LONG (éd.), *The Cambridge Companion to Early Greek Philosophy*, Cambridge, Cambridge University Press, 1999 : 332–362.
- OSBORNE 1987 – Catherine OSBORNE, « Empedocles Recycled », *CQ* 37 (1987) : 24–50.
- OSBORNE 1988 – Catherine OSBORNE, « Was Verse the Default Form for Presocratic Philosophy? », dans C. ATHERTON (éd.), *Form and Content in Didactic Poetry*, Bari, Levante, 1988 : 23–35.
- ROSENFELD-LÖFFLER 2006 – Annette ROSENFELD-LÖFFLER, *La poésie d'Empédocle : Cosmologie et métaphore*, Berne, Peter Lang, 2006.
- STAROBINSKI 1964 – Jean STAROBINSKI, « Les anagrammes de Ferdinand de Saussure », *Mercur de France* (fév. 1964) : 243–262.
- STAROBINSKI 1971 – Jean STAROBINSKI, *Les Mots sous les mots : Les anagrammes de Ferdinand de Saussure*, Paris, Gallimard, 1971.
- THERME 2010 – Anne-Laure THERME, « Une tragédie cosmique : l'exil amnésique des daïmones d'Empédocle », *Rationalité tragique, Zetesis – Actes des colloques de l'association*, n° 1 (2010).

Problèmes de l'intertexte dans les lectures de Parménide par Jean Bollack

GIACOMO LARDELLI

1. Le problème

Toute lecture moderne des présocratiques doit faire face à la difficulté d'interpréter des allusions intertextuelles réalisées à une époque dont il ne nous reste que peu de documents. En dépit d'un tel obstacle, il semble aujourd'hui que le poème de Parménide devait être compris dans son rapport à la tradition homérique, dont elle empruntait le style poétique, et à celle des cosmologies ioniennes, dont elle reprenait le sujet au moins dans sa deuxième partie, appelée *Opinion*. On ne peut pas commenter son texte sans répondre à ces deux questions, au moins implicitement, et sans essayer d'établir le sens de ces reprises et de ces critiques, et donc sans établir si la cible principale était Homère, les Ioniens ou une autre encore. La distance temporelle qui sépare la rédaction des poèmes homériques de leur interprétation par les Éléates du V^e siècle, unie à la perte des traités cosmologiques des Ioniens en tant que tels, rend cette tâche particulièrement ardue.

À la nécessité d'être attentif aux renvois intertextuels s'ajoute en outre le problème que connaissent bien tous les lecteurs de Parménide : celui de reconstruire la logique interne de l'ouvrage malgré toutes les difficultés posées par l'état lacunaire du texte.

2. La réponse de Jean Bollack

Ces trois aspects – reprises d'Homère et des Ioniens, logique interne – peuvent constituer un point de départ pour une discussion fructueuse de l'interprétation de Jean Bollack, grâce au rôle central qu'ils y occupent¹ : sa connaissance profonde de la pensée grecque, unie à la difficulté du sujet, suffit à justifier un effort de notre part. Mon exposé d'aujourd'hui a pour but de montrer que ses suggestions à propos de l'intertextualité du poème de Parménide méritent d'être approfondies et débattues singulièrement, mais sans oublier que, en changeant le sens d'une référence, on peut aussi être amené à changer le sens d'une autre ou

1 Certaines lectures donnent un poids quasi exclusif au contexte religieux (KINGSLEY 1999 ; GEMELLI MARCIANO 2008, 2013), d'autres encore privilégient de la logique interne (CORDERO 1997) ou du rapport avec les Ioniens (CERRI 1999).

de la logique interne du texte. Jean Bollack a construit une interprétation qui combine ces divers éléments dans un ensemble cohérent, où il est toujours possible de se rapporter à la cible principale du poème. À notre tour désormais, en tant que lecteurs de son commentaire, de réaménager ces divers éléments pour garder la cohérence de nos propres interprétations de Parménide.

Voyons d'abord l'articulation entre intertexte et logique interne dans la lecture de Jean Bollack. D'après lui, Parménide insiste en premier lieu sur la distance qu'il aurait prise à l'égard des Ioniens, notamment en introduisant des réflexions sur le langage dans les récits cosmologiques qu'il trouvait dans les poèmes homériques (et hésiodiques). La réflexion sur l'étant se développerait alors, à l'intérieur de ce cadre, comme une argumentation concernant le langage fondant le rejet et la substitution des cosmologies ioniennes.

Cette position à laquelle Bollack finit par aboutir dans sa monographie de 2006² est le produit d'un travail étalé sur plusieurs décennies. Je m'y attarderai brièvement parce qu'un survol des étapes principales de ces lectures, que ses publications et ses archives nous permettent de reconstruire, nous révèle en partie l'articulation des trois éléments susmentionnés. Alors que ses premières tentatives – dont témoigne par exemple son *Empédocle* – établissaient des parallèles entre le brisement de l'être dans la Doxa et celui de Sphairos chez l'Agrigentain (l'un et l'autre étant envisagés comme des brisements réels), les interprétations que Bollack élabore à partir des années 1970 accordent un poids toujours plus important à la réflexion sur le langage. On en trouve des traces dans un séminaire (1971–1972) puis dans un commentaire rédigé avec Heinz Wismann (1973–1974), demeuré inachevé, et qui se trouve aujourd'hui, à la Bibliothèque nationale suisse³. Les auteurs y développent principalement une reconstruction de la partie habituellement appelée Vérité, dans l'hypothèse d'une primauté de la réflexion langagière : la première partie du discours de la déesse fournirait ainsi une première représentation du monde, laquelle à partir du verbe *esti* en tant qu'indéterminé et dépourvu de sujet, commence à se déterminer et aboutit à la comparaison de la sphère, première représentation de l'être ; ce avant d'être pleinement déterminée au cours de l'« Opinion », un récit cosmogonique et cosmologique faisant état de la manière dont les mortels se représentent le monde. Dans les décennies suivantes, Bollack développera à partir de ces intuitions deux aspects qui avaient été abordés mais dont le traitement était resté inabouti : d'abord la reconstruction détaillée de la cosmologie (1990), qu'il comprend comme un rejet de la théorie du mélange, puis l'interprétation du proème (1993–1994, 2000) comme mise en scène de la poésie

2 Résumé, en anglais, dans BOLLACK 2011.

3 Le commentaire y est réparti en deux fourres cotées A-1-a-1-PAR-Not/1 ; des notes sur le fragment 1 se trouvent aussi dans l'ensemble coté A-1-a-1-PAR-Not/5.

en train de s'écrire, où les diverses images sont progressivement interprétées en référence au langage et à la poésie.

Le commentaire inédit de 1974 est donc un tournant décisif dans les lectures de Parménide par Jean Bollack. Il est donc particulièrement remarquable, quand on connaît l'insistance de ses commentaires plus récents sur l'importance des références à Homère, qu'il n'y soit presque jamais question d'une réinterprétation ou d'une critique des poèmes homériques : ceux-ci sont cités pour discuter la traduction de tels ou tels mots, mais sans pour autant discuter leur éventuel statut d'emprunts. Il n'est qu'une seule fois question d'une véritable réinterprétation d'un passage odysseén (P : 151⁴). Malgré cela, la reconstruction de la logique interne de la « Vérité » comme une détermination progressive du verbe être, qui aboutira plus loin aux déterminations multiples de la cosmologie, demeure fondamentalement la même jusqu'en 2006. Cette observation nous suggère que l'intertexte ne détermine pas la réflexion de Parménide sur la manière dont le langage représente le monde, même si les lectures d'Homère étaient présentes à l'esprit de Bollack et Wismann⁵. Il n'aurait autrement pas été possible de reconstruire la logique du poème de manière largement indépendante des renvois aux poèmes homériques. Dans cette optique, Parménide s'approprie Homère à cause de ses réflexions sur le langage, mais développe les siennes sans se reporter directement aux thèmes que l'on y trouvait.

L'opposition aux Ioniens y apparaît aussi, mais de manière plus circonstanciée ; elle est saisie comme la conclusion de la reconstruction de l'argumentation centrale : les Ioniens sont les adversaires ciblés par le poème parce qu'ils soutiennent la théorie du mélange, que Parménide nierait. Une confirmation de cette évolution est fournie par un autre texte inédit sur Parménide : il s'agit d'un petit texte d'environ 8000 mots que Bollack semble avoir écrit en solitaire et qu'il a ensuite montré à Charles H. Kahn⁶. La réflexion sur la détermination du verbe *être* y est déjà développée, mais la réfutation des mortels demeure

4 Il est significatif que ce commentaire d'environ 50 000 mots contienne seulement 7 références génériques à « Homère », 10 références plus spécifiques à l'*Odyssee* et 4 à l'*Illiade* ; et que celles-ci concernent pour la plupart la signification de mots isolés (*Odyssee* : toutes sauf p. 151, et voir aussi 153 ; *Illiade* : 3 sur les 4).

5 Pour Jean Bollack, Homère avait été le sujet de deux séminaires, en 1971–1972 et 1973, et d'un échange épistolaire avec Jenny Strauss Clay, qui témoigne du commencement des réflexions qui déboucheront en 1975 sur *Ulysse chez les philologues* (BOLLACK 1975). Pour Heinz Wismann, et la preuve que le projet mené en solitaire et avec Jean Bollack présupposait une vue d'ensemble de ces auteurs, voir WISMANN 2012 : 155–238.

6 Le texte est en effet accompagné d'un bref commentaire manuscrit de la part de Charles H. Kahn. Il est toutefois difficile de le dater précisément : Kahn l'a-t-il lu en 1968–69, lorsqu'il était à Paris, ou en 1970–71, lorsque Bollack était à Princeton ? ou faut-il remonter encore plus haut, dans les débuts de la correspondance de Bollack avec Kahn, en 1960 ?

générique et ne vise pas spécifiquement les Ioniens. On peut voir, en bref, que l'intertexte constitue alors pour Bollack un arrière-fond culturel justifiant l'adoption du style poétique et le développement d'une cosmologie, mais que, dans l'élaboration de son interprétation, la reconstruction de la logique interne de l'œuvre prime⁷.

3. Les juments comme cas de figure emblématique, entre l'intertexte et les archives

Un tel primat de la logique interne est cohérent avec la position vis-à-vis de l'intertexte telle qu'on la trouve suggérée dans le commentaire de 1974, puis développée en 2006, et qui consiste à dire que Parménide s'approprie le style homérique pour son rôle dans la tradition langagière, mais que la réflexion qu'il développe est filtrée par les problèmes posés à la fois par les autres présocratiques⁸ et par l'orphisme lettré de l'époque. Comme je l'ai dit au début de mon exposé, il me semble cependant que, sur ce point, la discussion sur le sens des renvois intertextuels peut ouvrir des nouvelles pistes. Deux exemples sont particulièrement susceptibles de montrer la fécondité d'une discussion de l'intertexte pris en compte, de manière cachée ou explicite, dans les lectures de Bollack : les fameuses « juments » du proème ; et l'opposition entre langage divin et langage humain.

Je commence mon analyse par les juments (*hippoi*), positionnées en ouverture du poème, et qui tirent le char du jeune protagoniste anonyme. Les lecteurs modernes n'ont pas très souvent essayé d'interpréter ce mot, même lorsqu'ils ont choisi de lire le proème de manière allégorique. Dans sa monographie de 2006, Jean Bollack commence sa lecture du proème en voyant dans ces cavales « les mots, ou les parties des mots » qui entraînent le jeune homme en formant « une incarnation de tous nos désirs » (P : 71). Cette interprétation se lie bien, il est vrai, à l'ensemble de références langagières que Bollack observe à juste titre dans le proème (P : 71–75), notamment dans les adjectifs qui, quelques vers plus loin, décrivent la voie parcourue par le jeune et les cavales elles-mêmes. Cependant, Bollack n'appuie cette lecture sur aucune référence, ni à la littérature secondaire, ni à d'autres textes anciens proposant cette image ou une autre comparable. On aurait pu se dire que cette proposition aurait mérité à

7 WISMANN 2012 : 198–238 clarifie en partie les raisons de cette approche à la fois dans l'opposition à la philologie de l'époque et dans le cadre du projet général de lecture des présocratiques qu'il a mené avec Jean Bollack.

8 Heinz Wismann me semble lier les Ioniens à la tradition de la réflexion sur le langage alors que Bollack ne le fait pas.

elle seule d'être discutée et approfondie⁹, ne fût-ce que pour la rareté des tentatives de lire le premier mot comme une métaphore, malgré l'importance qu'il avait habituellement dans la poésie épique.

Les archives de Bollack nous aident en partie à comprendre l'origine de cette réflexion. J'y ai trouvé le début d'un travail sur le proème, comprenant une traduction, une édition critique du fragment et des notes préparatoires rédigées par Heinz Wismann, qui me paraissent dans l'ensemble appartenir aux travaux de 1974. Je m'engage à montrer ici que ces notes sont à la base de l'interprétation de Bollack et qu'elles sont le produit d'une réflexion fondée sur l'intertexte. Dans les archives de Bollack, en effet, elles se trouvent dans un ensemble composite de notes sur le proème, lequel inclut aussi des notes et un compte rendu de séminaire, rédigé par Michel Crubellier, et daté de fin 1993/début 1994 (indice que ces premières réflexions ont été réutilisées ultérieurement). Les notes de Heinz Wismann décrivent les cavales comme « le pouvoir d'entraînement, de progression de la parole (poétique) », en ajoutant une référence à la 6^{ème} Olympique de Pindare (22s.), tirée d'une étude d'Hermann Fränkel sur Parménide (FRÄNKEL 1955 : 158). Il suffit de comparer ces notes inédites avec la monographie de 2006 (qui en l'occurrence remanie un article de 2000¹⁰) pour y reconnaître le point de départ de cette réflexion, qui sera ultérieurement développée en séparant les paroles et leur pouvoir d'entraînement, ainsi qu'en ajoutant d'autres détails sur le rôle du féminin. Le lien entre les cavales et la poésie a été ainsi suscité par le texte de Fränkel, qui mettait le texte de Parménide en relation avec *Olymp.* VI (référence à vrai dire déjà suggérée par Hermann Diels¹¹).

On peut cependant remarquer que les notes de Wismann procèdent déjà à une appropriation de la lecture de Fränkel, et aboutissent ainsi à une nouveauté qui, tout en pouvant passer inaperçue, a des conséquences importantes. Ce sont en effet Wismann et Bollack qui mettent en équivalence les cavales et le pouvoir des paroles, alors que Fränkel se contentait de parler, plus généralement, de la force d'entraînement des Muses, sans référence explicite aux paroles prononcées. La présence de plusieurs pages de notes où les cavales sont décrites autrement, dont deux semblent précéder immédiatement la reformulation que j'ai citée, montrent que cette reformulation est tout à fait réfléchie et délibérée. On

9 La lecture du proème proposée par Bollack a été rarement discutée et lorsqu'elle l'a été, même avec de remarques concordées, elle a été jugée partiellement arbitraire. Cf. COULOUBARIT-SIS 2008 : 172–175.

10 « Les juments ou cavales désignent les mots ou les éléments de mots qui nous portent. Ce sont grammaticalement des féminins, des êtres qui forment comme une incarnation de nos désirs, de tous nos élans. Elles construisent un fond préalable qui conduit à la réalisation effective du poème. » (BOLLACK 2000)

11 Dans une page de notes non datées qui résument le chapitre de Fränkel, Bollack écrit en effet que ce renvoi se trouve déjà chez Diels. Cf. DIELS-KRANZ 1952 : 228.

pourrait dire, en partie, que la position de Fränkel est justifiée par le texte de Pindare : il y est question de mules dans une image qui représente la poésie en général : elles n'y ont pas la place centrale que prennent les cauales dans le poème de Parménide. Ce changement de nuance est en réalité significatif parce qu'il permet de voir dans les paroles elles-mêmes, ou dans les vers, le sujet principal du poème, et qu'il faudrait comprendre la révélation de la déesse à partir de ce point de vue.

La sixième Olympique, il est vrai, n'est pas une référence entièrement satisfaisante pour l'interprétation de la figure des cauales (elle parle plutôt des mules), même si elle l'est pour le lien entre le char et les Muses dans son ensemble. La suggestion de Bollack et Wismann mérite cependant d'être approfondie parce qu'au moins un autre passage de Pindare pourrait la renforcer. En *Olymp.* 13, 20, Pindare décrit des chevaux qui sont gouvernés par un *metron*, un mot qui charge le mot *hippos* d'une signification métaphorique, car il indique bien le mètre et non pas les brides ; s'y ajoute l'assonance entre *hippos* et *epos* : la métaphore que manifeste le mot *mètre* peut ainsi se fondre sur un jeu de mots, finalement peu surprenant chez un auteur qui utilisait le char pour représenter la poésie, comme probablement Parménide lui-même¹².

4. Langage divin et langage humain

Cela nous amène au deuxième exemple, celui du rapport entre le langage divin et le langage humain dans le poème. Bollack s'est en effet distingué des autres lecteurs pour avoir réévalué le rôle du langage dans la réflexion de Parménide : il considère que le primat de la représentation, présupposé par nombre de lecteurs, découle en réalité d'une projection rétroactive de Platon, dont le *Cratyle* finissait par rejeter le langage au profit d'un examen des choses-mêmes¹³. Il n'est donc pas surprenant de constater que Bollack insère cette différence dans son analyse du développement de l'argumentation par la déesse¹⁴. L'opposition entre les deux parties du discours divin serait en effet fondée, non sur une différence ontologique entre être et apparence, comme le croient les heideggériens, mais sur une différence entre deux espèces de représentations du monde réalisées par le biais du langage. La seconde, celle des mortels, a pour caractéristique de se rapprocher le plus possible de la rigueur établie dans la réflexion sur le verbe *être* dans la « Vérité » et serait donc centrée sur la séparation nette entre étant et non-étant, c'est-à-dire sur la conviction qu'il n'y a pas de véritable mélange, contrairement à ce que croyaient les Ioniens, attaqués dans les fr. 6 et 7. Une

12 SLAVEVA-GRIFFIN 2003 propose d'interpréter le cheval comme parole même dans un passage de l'*Iliade*.

13 Voir BOLLACK 2011.

14 Voir par exemple P : 185.

telle opposition entre représentations du monde se trouve déjà dans la poésie homérique et hésiodique, où hommes et dieux ont accès à des connaissances bien différentes. Cependant, il ne suffit pas de remarquer l'analogie des thèmes ; il faut encore approfondir la manière dont on peut envisager, dans le poème de Parménide, les renvois intertextuels à d'autres poèmes. En effet, dans la poésie épique la différence entre connaissance humaine et connaissance divine est souvent présentée dans les termes d'une connaissance de *noms* différents. Tel est le cas, d'après Jenny Strauss Clay, dans l'épisode des Planctes et de l'herbe *moly* dans l'*Odyssée* (STRAUSS CLAY 1972), mais aussi de la différence entre la *Théogonie* et les *Travaux et les Jours* (STRAUSS CLAY 2003¹⁵). Bollack et Wismann ont essayé de dégager dans le poème le développement d'un raisonnement intégrant le langage et de la représentation qui s'y produit ; mais peut-être faut-il comprendre l'enseignement de la déesse en premier lieu comme l'enseignement d'un nom, l'Étant, et voir le raisonnement, la représentation et la connaissance qui l'accompagnent dans leur rapport à ce nom. Au fond, on peut comprendre que l'opposition entre la « Vérité » et l'« Opinion » concerne d'abord les noms qui y sont utilisés : les deux parties sont des représentations différentes du monde en premier lieu parce qu'elles utilisent des noms différents pour s'y référer, dont seulement le premier – l'Étant – donne les caractéristiques fondamentales de la totalité. Ce serait alors dans ce sens que les caavales-paroles du début peuvent être considérées comme le véritable sujet du poème.

Il n'est certes pas possible de résoudre ici tous les problèmes philologiques et philosophiques qu'une telle option laisse ouverts¹⁶ : le but de cet exposé est uniquement de montrer que la réflexion sur les renvois intertextuels suggérés par Bollack peut parfois ouvrir de nouvelles pistes. Je me limiterai donc à proposer un argument pour la centralité du nom *on* (« étant ») dans la « Vérité », que je tire de l'analyse formelle. J'ai en effet repéré, en tentant de reconstruire la structure annulaire du fragment 8, que le « cœur inébranlable de la Vérité bien arrondie » peut bien être constitué par les vers 8, 19–25, où l'étant « touche l'étant » (8, 25) ; or, cette mention du cœur de la vérité se trouve entre deux structures annulaires, l'une focalisée sur la génération et l'autre sur les limites spatiales de l'étant, mais toutes deux centrées sur l'étant (ou la négation du non-étant) et forment à leur tour une grande structure annulaire, décrite ensuite par la comparaison avec la sphère et qui contribue aussi à représenter le monde.

La question de savoir comment il faut concevoir le rôle des noms dans la différence entre connaissance divine et connaissance humaine pourrait paraître mineure ; de fait, elle n'est pas entièrement discutée dans le livre de Bollack.

15 Bollack connaissait ces travaux, comme on le voit dans la correspondance, et il déclare lui-même en être parti pour développer sa propre lecture de l'épisode des Planctes (BOLLACK 1975).

16 Je pense notamment à la traduction des fr. 3 et 8, 38–41.

Néanmoins, un tel questionnement nous permet de montrer qu'un changement apparemment mineur dans la manière de lire l'intertexte homérique et hésiodique pousse à réaménager les éléments que nous avons énumérés au début. En effet, l'idée d'une différence entre noms divins et noms humains permet de justifier, dans les fr. 6 et 7, les attaques contre les mortels qui mélangent étant et non-étant : elles ne concernent pas spécifiquement les Ioniens et leurs cosmologies, ni d'autres auteurs cherchant eux aussi le principe du tout, mais s'adressent plus généralement aux mortels, qui ignorent le contenu central de la « Vérité », c'est-à-dire la *nom* de la totalité, l'Êtant. En d'autres termes, dans le cadre que je propose, l'exclusion de la troisième voie se trouverait entièrement justifiée par la logique interne du poème, qui soulignerait l'exclusion du non-étant, plutôt que son antithèse avec un Êtant présenté justement comme dépourvu de contraire et en cela radicalement différent des couples de l'« Opinion ». Il en va de même pour la théorie du mélange : si l'on admet que le jeune protagoniste doit apprendre un nom et les traits qui y sont associés, il s'ensuit que la première partie ne culmine pas dans la proclamation d'une antithèse radicale entre étant et non-étant, mais dans l'exclusion du non-étant hors de la totalité ; il est difficile de croire que la suite l'y ait été réintégré. On devrait ainsi renoncer à l'une des raisons principales de croire que la cosmologie de l'« Opinion » était fondée sur une critique de la théorie du mélange, et ouvrir au contraire la porte à la possibilité que Parménide, comme les auteurs qui l'avaient précédé, voyait dans le mélange l'explication de la génération.

Un petit changement dans la manière dont on interprète les renvois intertextuels pris en compte par Bollack peut donc conduire, en somme, à reconsidérer aussi bien la logique interne du poème que l'identification de sa cible principale avec les Ioniens. Il en va peut-être de même pour l'usage d'un style épique, puisque la présence d'une thématique commune, celle de la différence entre le savoir des dieux et le savoir des hommes, établit un rapport plus étroit que celui de l'appropriation, mais devrait être mesuré, aussi bien dans ses analogies que dans son côté critique, en relation à la question du rapport entre les mortels et les dieux qui, pour leur part, paraissent plus bienveillants que dans la poésie épique.

La lecture de Parménide que Jean Bollack a développée avec Heinz Wismann et en solitaire est cohérente. Son potentiel n'est pourtant pas limité à cette cohérence, et on peut en profiter en étudiant ses choix et ses arguments dans une partie ou l'autre. Il est sans doute dommage que, jusqu'ici, elle n'ait pas toujours reçu l'attention qu'elle mérite. C'est moyennant l'analyse des éléments constitutifs de la lecture de Bollack et la possibilité de les réaménager à partir d'une analyse différente d'un ou deux parmi les liens intertextuels qu'il a repérés, que nous pouvons recueillir, je crois, son invitation à travailler sur son

Parménide en traitant son livre non pas comme la lecture définitive, mais comme un dossier¹⁷.

Bibliographie

- BOLLACK 1975 – Jean BOLLACK, « Ulysse chez les philologues », *Actes de la recherche en sciences sociales* 1, 5–6 (1975) : 9–35.
- BOLLACK 2000 – Jean BOLLACK, « La langue rencontre son objet. L'exorde du poème de Parménide », *Dédale* 11–12 (2000) : 434–442.
- BOLLACK 2011 – Jean BOLLACK, « From Being to the World and Vice Versa », dans N.-L. CORDERO (éd.), *Parmenides, Venerable and Awesome* (Proceedings of the International Symposium, Buenos Aires, October 29–November 2, 2007), Las Vegas/Zurich/Athènes, Parmenides Publishing, 2011 : 9–20.
- CERRI 1999 – Giovanni CERRI (éd.), *Parmenide di Elea, Poema sulla natura*. Introduzione, testo, traduzione e note di Giovanni Cerri, testo greco a fronte, Milano, RCS Libri, « Biblioteca Universale Rizzoli », 1999.
- CORDERO 1997 – Nestor-Luis CORDERO, *Les Deux Chemins de Parménide*, Paris, Vrin, 1997².
- DIELS–KRANZ 1952 – Hermann DIELS/Walther KRANZ (éds.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Hildesheim, Weidmann, 1952⁶.
- FRÄNKEL 1930 – Hermann FRÄNKEL, « Parmenidesstudien » (1930), repris et retravaillé, dans F. FRÄNKEL, *Wege und Formen frühgriechischen Denkens*, München, C.H. Beck, 1955 : 157–196.
- GEMELLI MARCIANO 2008 – Maria Laura GEMELLI MARCIANO, « Images and Experience : At the Roots of Parmenides' Aletheia », *Ancient Philosophy* 28 (2008) : 21–48.
- GEMELLI MARCIANO 2013 – Maria Laura GEMELLI MARCIANO *et alii* (éds.), *Parmenide : Suoni, immagini, esperienza*, Sankt Augustin, Academia Verlag, « Eleatica », 2013.
- KINGSLEY 1999 – Peter KINGSLEY, *In the Dark Places of Wisdom*, Point Reyes, The Golden Sufi Center, 1999.
- STRAUSS CLAY 1972 – Jenny STRAUSS CLAY, « The Planktai and Moly : Divine Naming and Knowing in Homer », *Hermes* 100 (1972) : 127–131.
- STRAUSS CLAY 2003 – Jenny STRAUSS CLAY, *Hesiod's Cosmos*, Cambridge, Cambridge University Press, 2003.

17 Emission « Du jour au lendemain » de France Culture, 10 janvier 2007, 21.54–22.40. (https://www.youtube.com/watch?v=Bz2_cFk0RMo&t=1314s).

Situer le *Parménide* de Jean Bollack : quelques repères

ANDRÉ LAKS

« Il faut lire Parménide sans faire le détour par Platon » est la première phrase du livre *Parménide, de l'étant au monde*, publié en 2006 ; le titre d'un bref article paru la même année, « Parménide, un auteur », en constitue le pendant. Phrase et titre reflètent, la première indirectement, le second directement, la primauté, commune à tous les travaux de Bollack, donnée aux notions corrélatives et également fuyantes quand elles restent indéterminées d'« auteur » et d'« œuvre », objets propres de l'« historisation radicale » dont Bollack en est venu à se réclamer¹. Comment une telle historisation des productions littéraires, qui entend se démarquer tant d'un « positivisme » focalisé sur la dimension documentaire des œuvres que de l'« histoire des effets » (la *Wirkungsgeschichte*) promue par Gadamer, évite-t-il un positivisme d'un autre type, que serait la restitution *in integrum* de ce qui fut dit ? Dans l'essai de Peter Szondi « Sur la connaissance philologique » (1962), qui éclaire à coup sûr la posture herméneutique de Bollack, la réponse tient à l'idée d'une « connaissance perpétuée ». Comme Szondi l'écrit à propos de l'interprétation du poème hermétique qui, significativement, lui sert de paradigme, « aucun commentaire, aucune étude stylistique de poème ne peut se donner pour but de produire une description qui devrait être appréhendée pour elle-même. Le lecteur le plus dépourvu d'esprit critique voudra encore la confronter avec lui, et ne la comprendra qu'après en avoir à nouveau ramené les affirmations aux actes cognitifs d'où elles sont issues » ; et encore : « en vertu de son objet, le savoir philologique ne doit pas se figer en savoir² ». Ce que Bollack dit de ses propres « progrès » fait écho à cette exigence³. Elle invite aussi à revenir sur les interprétations fixées dans des écrits.

1 « Historisation radicale » : ScS : 74 et 64–67 ; « l'auteur » comme « présence et intervention d'un sujet qui règle [un] ordonnancement » qu'est « l'œuvre », ScS : 111s. (cf. 103) ; sur l'« œuvre » comme singularité historique et « contingente » (mais aussi rupture et résistance), voir aussi 114, 126, 179, et *passim*. Sur le caractère différé de la théorisation par rapport à la pratique, voir ScS : 161.

2 SZONDI 1981 : 13. Une version révisée de la traduction que j'avais donnée en 1981 de l'essai, dans ce même recueil, est en cours de publication dans la revue en ligne *Europea*. On y trouvera aussi une note relative aux circonstances de la publication différée de la traduction d'un texte remontant à 1962, voir LAKS (à paraître 1).

3 Voir par exemple ScS : 162, parlant du « doute méthodique sur le sens que l'on a obtenu », qui « exige [...] qu'en dépit de toutes les précautions prises, on ne cesse de revenir en

Un travail d'objectivation est ici requis, ne serait-ce que parce que, indépendamment même de la technicité de la matière, la compacité de l'exposition et le mode assertorique qui caractérisent souvent l'écriture de Bollack soulèvent la question de savoir comment *lire* Bollack lui-même⁴. Il faut distinguer des niveaux et débrouiller, au cas par cas, les relations existantes entre eux, en prenant en compte 1) les thèses globales concernant une œuvre singulière (le cas échéant, une œuvre) ; 2) les décisions interprétatives ponctuelles ; 3) les motifs transversaux présents dans les commentaires consacrés à différents auteurs, « leitmotiv » au nombre desquels le « langage » et, dans le cas de la tradition philosophique, la « lecture en commun » des écrits du maître, figurent en bonne place. Le chantier est aussi vaste que la production de Bollack elle-même⁵.

1. Préalables succincts

Sur la base des fragments et des témoignages dont nous disposons, on peut inférer que le poème de Parménide était assez court, l'équivalent moyen d'un chant homérique. Il comportait trois grandes parties, avec un prologue ou « proème » suivi des deux sections d'un exposé adressé par une divinité anonyme à un mortel d'exception.

arrière et de se corriger », ce qui ne peut se faire que sur la base « d'une situation de mise à l'épreuve et de réflexion commune ». Il va sans dire que la situation en question doit être voulue et promue.

4 On peut étendre au *Parménide* (entre autres) ce que Jacques Brunschwig disait du volume introductif à l'édition d'*Empédocle* (E1) dans son compte rendu : « ce livre a bien de quoi frapper l'esprit et nourrir la réflexion. Il étonne d'abord par son style. La langue de M. Bollack est « personnelle, difficile, initiatique », pour reprendre les mots mêmes dont il se sert (p. 7) pour caractériser celle d'Empédocle. La phrase est courte, impérieuse ; elle se love sur elle-même en formules denses, parfois hermétiques, voire ambiguës, souvent aussi d'une hautaine beauté. La syntaxe est sans complaisance : M. Bollack aime procéder par affirmations discontinues ; « donc » et « en effet » sont des mots qu'il a bannis de son vocabulaire, comme les deux-points de sa ponctuation ; rarement thèse de doctorat fut moins oratoire que celle-ci. La structure autoritaire du discours se reproduit aux échelles supérieures : paragraphes et chapitres sont brefs, leurs liaisons logiques rarement explicitées [...] » (BRUNSCHWIG 1967 : 128). Les questions de fond, posées dans la suite du compte rendu, restent également d'actualité.

5 J'ai touché à ces questions, à propos d'Épicure et notamment de *La Lettre d'Épicure* (1971, ouvrage co-signé par Mayotte Bollack et Heinz Wismann), dans LAKS 2020. S'agissant des textes anciens, la décision éditoriale ponctuelle engage la question du conservatisme textuel, qui a longtemps été considéré comme la marque de fabrique de l'école dite de Lille. La problématique générale est clairement exposée en une double page dans BOLLACK 2010. L'application au cas par cas est une autre affaire.

Le proème, dont les 32 premiers vers sont conservés, débute par le récit d'un voyage initiatique qui conduit l'ardent jeune homme jusqu'à la demeure de la déesse, vraisemblablement située tout au-delà de l'Océan, là où, selon une représentation attestée, Jour et Nuit échangent leurs chemins. Ayant accueilli ce mortel avec une bienveillance particulière, la déesse annonce que le contenu de l'enseignement qu'elle lui délivrera est double : il portera d'une part sur la « vérité » (*alêtheia*, un terme qui connote l'évidence et l'exactitude⁶) et d'autre part sur les (ou « des ») opinions de mortels (*doxas brotôn*), qui n'ont pas la transparence ni la solidité des propositions qui relèvent de la vérité ; en traiter requiert une justification. C'est le sens de la concession : cela, tu l'apprendras « néanmoins aussi », dit la déesse (B1, 31⁷).

Le contenu de la section consacrée à la « vérité » porte sur l'usage légitime de la troisième personne du singulier « est » (*esti*) et de son sujet, « étant » (*eon, to eon*) ou, comme disent les interprètes anglo-saxons, « ce-qui-est » (« what-is »). Elle comporte elle-même deux moments. Le premier consiste en un argument négatif établissant l'impossibilité de penser ce-qui-n'est-pas (correspondant aux fragments B2–B6) ; le second (B7–B8, 52), en un développement positif qui énumère et justifie les caractéristiques de ce-qui-est. Toute interprétation de Parménide tourne autour de la question de savoir comment entendre ce « ce-qui-est », c'est-à-dire, pour le dire en termes simples, de savoir s'il s'agit d'une « chose », ou d'une « notion ».

La seconde partie du discours de la déesse, qui ne parle plus le langage de la « vérité », mais de l'opinion, concerne le monde des mortels et des choses mortelles. On peut y distinguer un court passage transitionnel (8, 50–61), ou, comme l'appelle Bollack, « charnière » (3a), et le récit proprement cosmophysique (3b), dont pour l'essentiel nous ne connaissons le contenu qu'à travers des résumés et des témoignages. La charnière est sans doute le passage le plus difficile d'un poème qui n'est pas pauvre en difficultés. C'est aussi le passage où se joue le sens philosophique de l'ensemble du poème, qui ne s'épuise ni dans la première partie de l'exposé divin, ni dans la seconde, mais tient à l'articulation de l'une avec l'autre⁸.

6 Sur la question du sens à donner au terme *alêtheia*, ses usages, et la manière de construire son étymologie effective (privative) sans tomber dans le mythe, voir la monographie de HEITSCH 2011.

7 La référence aux fragments de Parménide se fait d'abord à l'édition des *Fragmente der Vorsokratiker* de DIELS/KRANZ 1951⁶ (B = fragments ; A = témoignages), puis, le cas échéant, à l'édition Loeb (*Early Greek Philosophy*) = Fayard (*Les Débuts de la philosophie des premiers penseurs grecs à Socrate*) de LAKS/MOST (P = Personne ; D = Doctrine ; R = Réception). Les traductions que je donne peuvent diverger de celles adoptées dans l'édition LAKS/MOST.

8 CASSIRER 1925 : 43 parle du problème qu'il pose comme appartenant « zu den schwierigsten und dunkelsten, zu den meistumstrittenen der griechischen Philosophiegeschichte ».

2. Le langage

Dans l'injonction liminaire : « Il faut lire Parménide sans faire le détour par Platon », Platon fonctionne comme le nom générique d'une approche dite « ontologique » que Heidegger, l'archi-anti-platonicien, est dit partager avec Platon :

Dans la tétrade de ses dialogues métaphysiques (*Parménide*, *Théétète*, *Le Sophiste*, *Le Politique*), Platon a fourni en effet les bases de la lecture ontologique, que reprend Martin Heidegger, même s'il récuse le métaphysicien et privilégie le « penseur ». Parménide a été mis en situation et placé par l'histoire de la philosophie dans l'obligation de répondre dans ses écrits des positions qui lui étaient attribuées et qu'il était censé occuper. L'ontologie aurait été découverte par Héraclite, mise en vers par Parménide. Quel rôle pouvait-on alors accorder au langage, pourtant si évidemment central, au départ comme dans le cours de l'exposition ? (p. 11).

Ce que « langage » recouvre ici est de nature hétérogène (il y a le vers épique, avec ses contraintes et ses possibilités, les formulations de la tradition poétique, le niveau infra-sémantique de la syllabisation et de l'allitération, ce que Parménide dit lui-même des « noms »), mais l'essentiel est que le langage soit ici pris comme un pôle opposé à l'ontologie à laquelle le nom de Platon est éminemment associé. Ce n'est sans doute pas un hasard que ce Platon-là soit plutôt lâchement construit : outre que dans la tétrade retenue, le rapport du *Politique* à Parménide est tout au plus indirect, ni la *République* ni le *Timée* ne sont mentionnés, alors que Parménide, sans être nommé (pourquoi le serait-il ?), y est de toute évidence massivement présent. Dans la *République*, à partir de la fin du livre 5, avec la distinction entre *alêtheia* et *doxa*, et dans le *Timée* qui, reprenant la distinction, fait place sous le nom de « récit ressemblant » (*eikôs muthos* ou *logos*) à un type de discours correspondant à la seconde partie du discours de la déesse de Parménide. L'alignement de l'ontologie des Formes platoniciennes (en admettant que l'ontologie de Platon s'y réduise) sur l'ontologie fondamentale de Heidegger, qui s'y oppose frontalement, est problématique. Bollack ne va pas jusqu'à dire que Parménide ne parle pas de l'Être, même s'il écrit qu'« en un sens [il n'en est] pas question » (p. 61). Mais « en un sens, non » veut aussi dire « en un sens, oui », à savoir si on voit que ce dont il est question est non pas l'Être de Heidegger, mais un Êtant paradigmatique, écrit dans le corps du texte, sinon sur la couverture, avec une majuscule pour le distinguer, peut-on penser, des étants mondains de Heidegger ; et de fait, il est difficile de nier que Parménide élabore, pour la première fois dans l'histoire de la pensée grecque, une ontologie, basée — avant même que l'étant n'intervienne — sur la présence, dans la langue (ce ne peut guère être ailleurs), d'une troisième personne du singulier du verbe être, *esti* (« est »), le seul mot à même de fournir son point de départ à un discours « vrai », c'est-à-dire aussi et avant tout,

« évident » et « exact ». Mais si le point de départ du segment positif du discours de la déesse sur la vérité est le terme « est », on peut se demander en quel sens l'analyse qu'en donne Parménide relève du langage, plutôt que de l'ontologie. L'alternative a-t-elle un sens ? La mise à l'écart de l'ontologie platonicienne au profit de la langue rapproche paradoxalement Bollack de Heidegger, même si ce n'est pas pour lui la langue qui parle, mais la phrase, pas le mot, mais la syntaxe.

3. L'interprétation d'ensemble

Lire Parménide, ce n'était pas seulement, pour Bollack, éviter de s'enfermer dans l'ontologie au détriment du langage, mais aussi, et de manière à mon sens plus pertinente, ne pas s'enfermer dans la première partie de l'exposé de la déesse à propos de « l'étant » au détriment de sa seconde partie, que Bollack a fortement contribué à réévaluer grâce à une reconstruction impressionnante de la « cosmologie parménidienne de Parménide⁹ ». L'idée qu'il doit exister une continuité entre les deux parties de l'exposé de la déesse, par-delà la discontinuité effective, s'inscrit pourtant, s'agissant de l'exégèse moderne, dans une tradition d'interprétation plus que centenaire – sans même parler du fait que, prise à son degré de généralité le plus haut (c'est-à-dire version particulière mise à part), elle est aussi présente dans la tradition exégétique d'inspiration platonicienne, quand les objets de l'opinion sont identifiés, non sans raison, aux « sensibles » dont la vocation est d'imiter les intelligibles¹⁰.

9 Voir BOLLACK 1990, dont les résultats sont repris dans le livre. La reconstruction de la « physique parménidienne de Parménide » constitue une avancée majeure dans la compréhension de l'explication de ce que la déesse présente comme une cosmologie indépassable (voir plus bas), même si des zones d'ombre demeurent en raison de l'état de la transmission. Au nombre des réussites spectaculaires, on peut mentionner l'assignation des couronnes alternées de lumière et d'obscurité que nous connaissons par la lecture conjointe du fragment B12 DK (= D14b LM) et d'une doxographie d'Aétius (A37 = D15a), non à l'état actuel du monde, mais à la première étape du processus cosmogonique, ainsi qu'une analyse lumineuse de la stratification des cieux, dans les fragments B10 (= D12) et B11 (= D11). Une stèle datant du 1^{er} siècle après J.-C. découverte à Élée dans les années 1960 (= P23a LM), dont Bollack ne fait pas mention, qualifie Parménide de *physikos*, une appellation remarquable au regard de sa réputation fondamentale de « non-physicien » qui lui est attachée depuis Aristote (« Examiner si ce qui est un et immobile n'est pas procéder à un examen portant sur la nature », *Physique* 1, 2, 184b25–185a1).

10 Voir Plutarque, dans son *Contre Colotès*, 13, 1114B–D (cf. R55 LM) ; Simplicius, *Commentaire du Ciel*, p. 557, 20–558, 18 (= R16), et *Commentaire de la Physique*, p. 39, 10–12 (= R17). Voir aussi, plus nettement encore, Proclus, *Commentaire du Timée de Platon*, p. 345, 11–346, 3 Diehl (= 167 Coxon), cf. *Commentaire du Parménide de Platon*, p. 1084, 18–36 Cousin (= 177 Coxon), avec l'occurrence du terme *eikonikôs* (« à la manière d'une image ») à ligne 31

Chez les commentateurs modernes, le livre fondateur est celui de K. Reinhardt, *Parmenides und die Geschichte der antiken Philosophie* (1916), qui a été particulièrement influent, quoique non exclusivement, au sein de la tradition phénoménologique d'inspiration heideggérienne. C'est ainsi que l'on lit sous la plume de Gadamer, dans la recension de la réédition qu'il a procurée du *Parmenides* de Kurt Riezler (1934) dans *Gnomon* (1936) :

Seitdem [= depuis Reinhardt] kommt jede Interpretation nicht mehr in Betracht, die die *doxai brotôn* nicht in einer den Sinn dieser ganzen Philosophie bestimmenden Weise mit der verkündeten *alêtheia* verknüpft, sondern in ihrer Darstellung, Kompromiss, Hypothese, Kritik und Polemik oder sonst etwas Zweitrangiges und Nachtraghaftes erblickt¹¹.

Bollack ouvre son explication de la « charnière » par une citation de Riezler :

Riezler écrivait en 1934 au sujet du poème : « La deuxième partie n'est en aucun cas une annexe de la première, ni quant au volume ni quant au poids. La première formait l'introduction, et, comme introduction, un mode de lecture de la seconde. Ainsi la relation des deux parties doit former le point de départ de toute interprétation. Elles sont intimement liées. Ce lien est le thème du poème et la pierre de touche de toute compréhension. Il n'y a pas la vérité, et à côté d'elle, arbitrairement, l'apparence. » Sauf pour la dernière phrase, marquée, et quelque peu tendancieuse, cette conclusion serait aussi la mienne¹².

La référence à Riezler pose la question du rapport que l'interprétation de Bollack entretient non seulement avec celle de Reinhardt, mais aussi avec l'approche heideggérienne. Car c'est Heidegger, dont Riezler a suivi l'enseignement (en compagnie de Leo Strauss, dont il fut l'ami¹³), qui dans une note à « Être et

(où l'adverbe s'applique, en vertu des démultiplications de l'ontologie néo-platonicienne, tant à la première qu'à la seconde partie du discours de la déesse).

11 Le passage est reproduit dans le « Nachwort » à RIEZLER 19702 : 92, d'après lequel je le cite. Les caractérisations récusées (représentation, compromis, hypothèse critique et polémique) renvoient à diverses propositions, antérieures au livre de Reinhardt, qui avaient servi à divers auteurs (Diels et Zeller en particulier) à cerner le sens que pouvait avoir l'ajout d'une cosmologie réputée fautive (une erreur que Simplicius n'avait pas commise) à « la vérité ». La problématique, sinon la solution, est aussi celle de Cassirer en 1925 (voir *supra*, n. 8).

12 P : 195. Je ne vois pas ce qui retient Bollack de souscrire à la dernière phrase, car il ne pense pas non plus que la physique de Parménide s'oppose à la vérité comme une apparence arbitraire. En revanche, il est au moins une phrase de Riezler, qu'il ne cite pas, à laquelle il n'aurait sans doute pas souscrit : « Was von diesem Sein ausgesagt und bewiesen wird, gilt von dem Werden und Vergehen selbst : das Werden wird nicht, das Vergehen vergeht nicht. Es ist das Sein auch des Werdens und Vergehens » (RIEZLER 1970² : 58).

13 Riezler, diplomate et philosophe, qui ne fait pas partie du paysage de l'ordinaire de la philologie, et en particulier pas de la philologie parméniéenne, a suivi l'enseignement de Heidegger, en compagnie de Leo Strauss, qui lui a consacré un long article *in memoriam* (STRAUSS

temps », avait dit de Reinhardt qu'il « a pour la première fois compris et résolu le problème souvent traité du rapport des deux parties du poème de Parménide, en dépit du fait qu'il ne désigne pas explicitement le fondement ontologique du rapport entre *alêtheia* et *doxa* et sa nécessité¹⁴ ».

L'État, dans la lecture de Bollack, devient autre chose que le sujet premier du poème ; ce n'est même qu'un préalable, ce qu'il appelle parfois un modèle (terme platonicien s'il en est, soit dit en passant), plus souvent une *référence* ou un référent¹⁵, par quoi il faut entendre une construction intellectuelle sur laquelle ce qui se dit du monde peut et doit s'appuyer pour ne pas se perdre, comme les mortels peuvent se perdre¹⁶ :

La réalité abstraite, autonome, séparée, lointaine¹⁷, sera autrement divine que ne le sont les représentations coutumières des dieux et du monde. Elle s'est muée en une référence, qui permet de concevoir une organisation de la dualité humaine et cosmique (p. 43).

On pourrait, plus simplement, dire que ce dont la déesse parle quand elle parle de « ce-qui-est » dans la première partie de son exposé est du critère. Cette perspective est fructueuse. Elle ouvre la voie à une lecture plus radicale encore, ou autrement radicale, si l'on veut user du terme, que celle de Bollack lui-même, mais qui ne va pas dans le sens de sa déclaration liminaire, s'il est vrai que le regard de Platon s'y révèle d'une indéniable pertinence pour comprendre les termes mêmes du poème.

1956). On comprend que Gadamer ait été à l'origine de la re-publication en 1970 du livre de Riezler.

14 HEIDEGGER 1927 : 223, n. 1. La référence à Parménide figure dans la section intitulée « Das ursprüngliche Phänomen der Wahrheit und die Abkünftigkeit des traditionellen Wahrheitsbegriffs » (§44, b). La double voie est interprétée comme « voulant seulement dire que l'Être-là est toujours déjà dans la vérité et la non-vérité » (*ibid.* : 222).

15 P : 41–43, 45s., 61, 155, 163, 307. Bien que Bollack ne le signale pas, il s'inspire très vraisemblablement, en parlant de « référence », de l'épistémologie épicurienne, où il s'agit de « référer » (*anapherein*) l'inconnu au connu.

16 Les mortels en général, ou ceux qui se prononcent sur le monde ? Bollack défend la seconde option, qui va dans le sens du leitmotiv « critique » ; voir cependant ce qu'écrit BOLLACK 2011, cité *infra* n. 21 (« men [...] as they came into being »). On peut et doit sans doute aller au-delà de l'alternative ; mais c'est une vraie question. Quelques indications dans LAKS (à paraître 2).

17 Cet adjectif repose sur une interprétation contestable de *apo toude* en B8, 51 (voir la citation *infra*, p. 212), que je ne commente pas ici.

4. Deux décisions ponctuelles

En B8, 42–44, peu avant la charnière, « ce-qui-est », ou l'État, est comparé à une balle sphérique :

D'autre part, comme la limite est ultime, il [l'État] est achevé partout, semblable à la courbure¹⁸ d'une balle au bel arrondi, pesant du centre avec une force égale partout. (p. 188)

La charnière vient après quelques vers justificatifs (B8, 45–49). Dans la traduction reproduite ci-dessous, qui est celle de Bollack, j'ai mis en italiques plusieurs rendus que je ne reprendrais pas à mon compte, et sur lesquels je reviendrai ailleurs ; je m'en tiens à l'épineux problème de la construction des vers 53–54a et à celui du sens du terme *oikos* au vers 60, qui tous deux mettent directement en jeu la question de la relation à Platon.

B8, 51–61DK (= D8, 56–66 LM)

Dans ceci [= dans cet État-référence qui est à l'image d'une sphère], je pose pour toi un terme au discours certain et à la pensée autour de Vérité ; à *distance de ceci*, apprends à connaître les opinions mortelles, apprends-les en écoutant l'arrangement trompeur de mes mots.

Car ils ont posé des formes (*morphas*), pour donner nom à deux *principes* (53) (*gnômas*).

L'un de ceux-là n'a pas lieu d'être nommé, *dans le monde de l'errance* où ils se trouvent.

Ils ont divisé le corps *dans la contrariété*, ils ont posé des signes séparés les uns des autres. D'un côté, le Feu éthéré de la flamme, avec sa douceur et sa grande légèreté, en tout sens le même que soi-même, pas le même que l'autre cependant. Mais cet autre-là aussi est par rapport à soi *dans la contrariété*, Nuit sans flamme, corps dense et pesant.

Telle qu'elle est, je te la dis à toi, *la dualité* de cet arrangement, si entièrement (60) adapté (*oikota*), qu'aucun *principe mortel* ne pourra jamais te laisser derrière¹⁹.

18 < Courbure > traduit *ogkos*. On peut aussi entendre (et l'on entend généralement) < le volume >, < la masse >.

19 P : 203 et 208.

4.1. L'enjeu platonicien des vers 53–54a (*Parménide* et le *Sophiste*)

La construction que Bollack propose des vers 53–54a représente une très importante avancée interprétative, quand il fait de *morphas* le complément de *katethento* (« ils ont posé des formes »), contrairement à la (quasi- ?) totalité des interprètes, qui, quitte à sacrifier le flot naturel du vers, traduisent *katethento* [...] *gnômas* par « ils décidèrent » (à savoir : « de nommer deux formes », *morphas... duo... onomazein*²⁰). Cette construction permet en effet d'écarter d'un coup quatre versions problématiques à un titre ou à un autre, soit qu'elles se trouvent placées devant l'embarrassante question de savoir quelle est celle des deux formes, chaude luminosité ou dense obscurité, dont Parménide dirait qu'il convient de ne *pas* la nommer, soit qu'elles tentent de contourner le problème au prix d'une improbable construction du grec :

- 1) Ils ont décidé de nommer deux formes, dont l'une ne devrait pas l'être. [La déesse dénoncerait par-là l'erreur des mortels]
- 2) Ils ont décidé de nommer deux formes, dont il ne faut pas que ce soit seulement l'une d'entre elles. [Les mortels en question justifieraient alors leur choix]
- 3) Ils ont décidé de nommer deux formes, dont l'unité n'est pas nécessaire. [Un autre argument de la déesse dénonçant l'erreur des mortels]
- 4) Ils ont décidé de nommer deux formes, dont aucune ne devrait l'être. [Autre argument encore de la déesse dénonçant l'erreur des mortels].

Il est bien meilleur, pour le grec comme pour le sens, de comprendre que ce qui ne doit pas être nommé, c'est « ce-qui-n'est-pas », en conformité avec la prohibition jetée sur le non-être dans la première partie de l'exposé de la déesse²¹.

20 Pour une analyse plus approfondie des arguments syntaxiques et métriques, voir LAKS (à paraître 2).

21 « Il s'agit toujours des principes : de ces deux-là, il y en a un qu'il n'est pas besoin de nommer. Il s'agit de toute évidence du non-étant » (P : 209) ; cf. déjà BOLLACK 1966. BOLLACK 2011 est plus confus que le livre 2006 (les italiques sont miennes) : « Men, these verses tell us, have proceeded to a repartition of the forms as they [i. e. les hommes] came into being ; that is, they have opposed them to one another. The distinction enabled them to name *two ideas* (γνώμαι) : *light and night*, which shared the appearance of all things in the world [...] » (p. 15) ; « The second principle, the partner, called « one of the two », according to the point of view, is of no use (οὐ χρεών). It is the non-Being opposite the Being, and reciprocally. The solution, when outside the domain of Truth, to avoid ambiguity and confusion, companions to becoming and fusion, is to split the model in two distinct ones. Exclusion is double, each mutually rejecting the other, in a fierce assertion of its own individuality » (p. 16). Les deux *gnô-*

Mais que doit-on entendre par « non-étant » ? Sur ce point, il me semble que Bollack ne va pas assez loin – ce qui peut être mis en relation avec le congé initial donné à Platon. Ce n'est pas que les choses soient aisées.

L'interprétation d'Aristote, commentant le passage dans *Métaphysique*, *Alpha* 5, 986b27–987a2 (= A24, R12), est que le non-être doit être situé « du côté de » la nuit :

[...] supposant que selon la raison, l'un est, mais selon la sensation, c'est le multiple²², il pose derechef que les causes sont au nombre de deux et deux les principes, le chaud et le froid, dont il parle comme du feu et de la terre [*sic*]. Mais parmi ceux-ci, il place (*tattei*) le chaud du côté de l'être et l'autre du côté du non-être.

On peut conclure de ce passage qu'Aristote avait admis, ou vu, que les vers 53–54a font référence à l'être et au non-être non moins qu'aux (deux) formes dont la déesse est sur le point de définir les caractéristiques. Mais, lisant sans doute le passage à la lumière de la table d'opposés (*sustoikhia*) attribuée à certains Pythagoriciens un peu plus haut dans le même chapitre (986a 22–26), il ne tient pas compte du fait que l'être, en un certain sens, n'est pas moins du côté de l'obscurité que la lumière – tout comme le non-être, en un certain sens, n'est pas moins du côté de la lumière que de l'obscurité.

Or si l'idée est bien, comme le disent les v. 55–59, que la lumière *n'est pas* l'obscurité, et que l'obscurité, réciproquement *n'est pas* la lumière (*mê tauton*, v. 58), on ne peut que se demander d'une part en quel sens les mortels pourraient se passer de nommer « ce qui n'est pas » (comme le demande l'hémistiche 54a dans l'interprétation proposée), et d'autre part, complémentaiement, si Parménide ne reconnaît pas ici – tacitement, à coup sûr – que « ne pas être quelque chose » (à savoir, la lumière s'agissant de l'obscurité, et l'obscurité s'agissant de la lumière), ce n'est pas ne pas être absolument parlant. Cette hypothèse, dont les conséquences sont importantes, engage nombre de questions qui ne peuvent être traitées dans les limites qu'impose une historisation radicale au sens où l'entend Bollack. En particulier, la distance qui sépare Parménide du *Sophiste*, où « ne pas être » signifie justement « être autre que » (257c7–e3) se réduit considérablement, au point que le parricide que l'Étranger d'Élée estime devoir perpétrer contre le « père Parménide » menace d'être fictif. Il est vrai qu'en ce cas, il serait juste de soutenir, bien que dans une perspective qui ne serait plus celle de Bollack, qu'il faut lire Parménide sans faire le détour par Platon.

mai (ici rendu par *ideas*), sont-elles la lumière et la nuit ou l'être et le non-être ? Mais il est possible que la traduction soit en cause.

²² Sur le monisme numérique par lequel Aristote résume la première partie de l'exposé de la déesse, en vertu d'une tradition doxographique déjà ancienne canonisée par Platon (notamment dans le *Sophiste*), voir LAKS (à paraître 2).

4.2. L'enjeu platonicien du vers 60

Bollack rejette la traduction du terme *eoikota*, au vers 60, par « ressemblant » (« à quoi ? », demande-t-il p. 217) au profit de « adapté » (il parle aussi, p. 27 et 217, de « convenance »). L'idée, reflétée dans le titre du livre, est ici que de l'« Étant » au monde, la conséquence est bonne, en ce sens que l'Étant sert de modèle (de « référence ») au discours cosmo-physiologique. L'argument sémantique est que l'usage de *eoikôs* dans le sens de « adapté » est homérique²³ ; l'argument grammatical est que le terme est suivi d'un datif quand, dans les textes antérieurs à Parménide, il signifie « ressemblant » (c'est le cas chez Xénophane B35 = D50²⁴). On peut cependant se demander s'il convient de choisir. De fait, la « conformation » du discours cosmologique aux critères ontologiques se monnaie chez Parménide à travers une série de ressemblances qui prolongent, en la redoublant au sein même du monde, la ressemblance de ce qui est avec la balle/*sphaira* bien arrondie et parfaitement équilibrée de B8, 43–45²⁵. C'est notamment le cas des couronnes alternées de feu et de nuit qui représentent l'état originaire du cosmos²⁶.

Ces ressemblances concrètes compensent suffisamment le défaut de datif. Utilisant un terme qui oscille entre la convenance et la ressemblance, Parménide suggère que la convenance peut prendre la forme d'une ressemblance qui se répercute à différents niveaux.

Ce que Parménide ne fait que suggérer, Platon le thématise dans le *Timée* sous les espèces de l'*eikôs logos/muthos*, dans deux passages (29b2–d3 et sa reprise en 48d1–5) dont la fonction est analogue à celle de la charnière du poème de Parménide. Le rapprochement a été opéré, mais peut-être pas

23 *Odyssée* 3, 124–125 ; 4, 239. On peut ajouter que ce sens reste vivant chez Platon. Dans le *Sophiste*, il est dit de l'adjectif *biastikon* (« violent ») qu'il est *eikos kai prepon*, « adapté et seyant », pour qualifier une certaine forme de combat (225a9–11).

24 Cf. Hésiode *Travaux*, 26 avec *homoia*, reprenant *Odyssée* 19, 203. SASSI 2013, dans un article consacré à la sémantique de *eoikôs*, conclut aussi en faveur de la convenance (pp. 26–27).

25 Cf. JOHANSEN 2016 : 11–18, par exemple 12–13 : « What is striking [...] is that having indicated the mistake [= l'admission de deux formes, selon l'interprétation traditionnelle], the goddess proceeds to describe each of the two forms in ways which suggest that they in some manner satisfy some of the signs along the way of being. So she says of fire that it is « the same as it self in all directions [...], but not the same as the other », while the opposite, night, is also « by itself » [...]. Voir aussi GRAHAM 2006 : 171 : « Were it not for a few crucial lines of Parmenides' exposition, we might think that his cosmology was a perfect realization of the principles of ontology developed in the Aletheia ».

26 B12, cf. Aétius 2, 7, 1. La relation entre les couronnes pré-cosmogoniques et la divinité unificatrice de B12 demanderait une analyse plus poussée, à partir de l'analyse qu'en donne BOLLACK 1990.

suffisamment exploité²⁷. Il est d'autant plus pertinent que le premier des deux passages platoniciens inclut ce que l'on pourrait appeler, usant d'un oxymore, une allusion explicite à la charnière du poème.

Dans un célèbre article qui entendait réévaluer à la hausse l'usage que Platon fait de l'expression *eikôs muthos* ou *logos* dans le *Timée*, Myles Burnyeat a écarté avec de bons arguments la traduction du terme *eikôs* par « probable » (qui appartient à la tradition de l'Académie platonicienne) au profit d'un sens normatif, en vertu duquel le mot définit un « standard » qu'il convient de respecter.

Being *eikôs* will not be an automatic consequence of undertaking the exegesis of a likeness, still less a depressing consequence of speaking about the physical world at all. Rather, it will be an aspiration that Timaeus' discourse will try to live up to, a standard to judge it by.

Parménide est ici un point de comparaison :

Like Parmenides, Plato contrasts the rigorous reasoning of the way of truth with a *diakosmon eoikota* (fr. 8, 60), an appropriately ordered account of the sensible world, which he – again like Parmenides (B8, 60–61) – hopes will surpass any given by other mortal minds²⁸.

On peut même dire que Platon lui-même établit explicitement ce rapport (sans pour autant nommer Parménide), quand il écrit en 29c7–8 :

si nous pouvons offrir des explications qui ne sont pas moins ressemblantes [ce qui est le sens que *eikotes* prend dans un contexte qui parle d'« images », AL] que celles d'un autre, il faut nous en satisfaire...

L'« autre », dans cette phrase, doit éminemment viser Parménide. Au terme de son voyage loin du chemin des hommes, le jeune mortel, instruit par la déesse, fera sans doute mieux que tous ses rivaux, mais Platon par la bouche de Timée revendique une supériorité encore plus grande. Celle-ci se manifeste non seulement par le degré d'élaboration des explications relatives au monde que le *Timée* déploie, mais aussi en ce que l'exposé platonicien ne bénéficie d'aucun enseignement de la part d'un dieu, à qui on peut et doit en appeler, mais dont le savoir est explicitement dit être inaccessible.

Là encore, le « détour » par Platon, sous réserve d'être bien construit, offre une voie d'accès privilégiée à l'intelligence de ce que le poème *dit*.

27 Voir cependant JOHANSEN 2016, notamment 18–19, et, pour une liste de prédécesseurs, 1, n. 2.

28 BURNYEAT 2005 : 150 et 153.

Bibliographie

- BOLLACK 1966 – Jean BOLLACK, Compte rendu de K. DEICHGRÄBER, *Parmenides' Auffahrt zur Göttin des Rechts* (1959), *Gnomon* 38 (1966) : 321–330.
- BOLLACK/WISMANN 1974 – Jean BOLLACK/Heinz WISMANN, « Le moment théorique (Parménide, fr. 8, 42–48 D.-K.) », *Revue des Sciences Humaines* 154, t. 29 (1974) : 203–212.
- BOLLACK 1990 – Jean BOLLACK, « La cosmologie parméniéenne de Parménide », dans R. BRAGUE/J.-F. COURTINE (éds.), *Herméneutique et ontologie. Hommage à Pierre Aubenque*, Paris, Presses Universitaires de France, 1990 : 19–53.
- BOLLACK 2006 – Jean BOLLACK, « Parménide, un auteur », *Revue de Philosophie Ancienne* 24 (2006) : 45–49.
- BOLLACK 2010 – Jean BOLLACK, « Bemerkungen zu einem Berliner Kolloquium über « Konjektur und Krux. Zur Methodik der Philologie » », dans A. BOHNENKAMP/K. BREMER/U. WIRTH/I. M. WIRTZ (éds.), *Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie*, Göttingen, Wallstein, 2010 : 34–35 (= *Geschichte der Germanistik* 31/32 (2007) : 22–24).
- BOLLACK 2011 – Jean BOLLACK, « From Being to the World and Vice Versa », dans N.-L. CORDERO (éd.), *Parmenides, Venerable and Awesome* (Proceedings of the International Symposium, Buenos Aires, October 29–November 2, 2007), Las Vegas/Zurich/Athènes, Parmenides Publishing, 2011 : 9–20.
- BRUNSCHWIG 1967 – Jacques BRUNSCHWIG, Compte rendu de Bollack (E1), *Revue Philosophique de la France et de l'Étranger* 157 (1967) : 128–133.
- BURNYEAT 2005 – Myles F. BURNYEAT, « εἰκὼς μῦθος », *Rhizai* 2 (2005) : 143–165 (repris dans : M. F. BURNYEAT, *Explorations in Ancient and Modern Philosophy*, vol. 4, Cambridge, Cambridge University Press, 2022).
- CASSIRER 1925 – Ernst CASSIRER, « Die Philosophie der Griechen von den Anfängen bis Platon », dans Max DESSOIR (éd.), *Die Geschichte der Philosophie*, Berlin, 1925 [repris dans E. CASSIRER : *Aufsätze und kleine Schriften* (1922–1926) = *Gesammelte Werke* 16 : Hambourg, Meiner, 2003 : 360–467].
- CURD 1997 – Patricia CURD, *The Legacy of Parmenides. Eleatic Monism and Later Presocratic Thought* (1997), Las Vegas/Zurich/Athènes, Parmenides Publishing, 2004².
- DIELS/KRANZ 1951 – Hermann DIELS/Walther KRANZ, *Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch* (1903), vol. 1, Berlin, Weidmann, 1951⁶ (= DK).
- GRAHAM 2006 – Daniel W. GRAHAM, *Explaining the Cosmos : the Ionian Tradition of Scientific Philosophy*, Princeton, Princeton University Press, 2006.
- HEIDEGGER 1927 – Martin HEIDEGGER, *Sein und Zeit* (1927), Tübingen, Niemeyer, 1986¹⁶.
- HEITSCH 2011 – Ernst HEITSCH, *Aletheia : Eine Episode aus der Geschichte des Wahrheitsbegriffs*, Stuttgart, Franz Steiner, 2011.
- JOHANSEN 2016 – Thomas JOHANSEN, « Parmenides' Likely Story », *Oxford Studies in Ancient Philosophy* 50 (2016) : 1–29.
- LAKS 2020 – André LAKS, « An Encounter in Lille : Epicurus' Language as a Hermeneutical Problem », dans P. BURIAN/J. STRAUSS CLAY/G. DAVIS (éds.), *Euphrosune. Studies in Ancient Philosophy, History and Literature (In Memory of Diskin Clay)*, Berlin/Boston, de Gruyter, 2020 : 56–76.
- LAKS (à paraître 1) – André LAKS, « Sur la signification d'une publication française différée : Remarques sur Pierre Bourdieu et le *Traité sur la connaissance philologique* de Peter Szondi », dans Ph. DESPOIX (éd.), *Eurostudia* (Open access), numéro spécial dédié à Peter Szondi (sous presse).

- LAKS (à paraître 2) – André LAKS, « Autour d'une charnière » (sous presse dans *Dionysius*).
- LAKS/MOST 2016 – André LAKS/Glenn W. MOST, *Early Greek Philosophy*, 9 vol., Cambridge/Mass., Harvard University Press, « Loeb Classical Library », 2016 [Parménide dans le vol. V] ; *Les Débuts de la philosophie des premiers penseurs grecs à Socrate*, en un volume Paris, Fayard, 2016 (= LM).
- RIEZLER 1970² – Kurt RIEZLER, *Parmenides. Text, Übersetzung, Einführung und Interpretation* (1934), 2^e éd. revue par H.-G. GADAMER, Francfort-sur-le-Main, Klostermann, 1970.
- SASSI 2013 – Maria Michela SASSI, « La logique de l'*eoikos* et ses transformations : Xénophane, Parménide, Platon », *Philosophie Antique* 13 (2013) : 13–35.
- STRAUSS 1959 – Leo STRAUSS, « Kurt Riezler (1882–1955) », dans L. STRAUSS, *What is Political Philosophy ? and other essays*, Glencoe/Ill., The Free Press of Glencoe, 1959 : 233–260.
- SZONDI 1966 – Peter SZONDI, « Sur la connaissance philologique » (trad. A. LAKS), dans M. BOLLACK (éd.), *Poésie et poétique de la modernité*, Lille, Presses Universitaires de Lille, 1981 : 11–29. Traduction revue dans P. DESPOIX (éd.) *Eurostudia* (Open access), numéro spécial dédié à Peter Szondi (sous presse).

Hector cri(s)le

FREDERICO SABINO

Au chant 12 de l'*Illiade*, la guerre de Troie était équilibrée avant qu'Hector, chef troyen, décide d'avancer contre la muraille des Achéens. Même le devin Polydamas, averti par le présage divin de l'aigle et du serpent quant au danger d'une telle entreprise, n'avait pas pu le dissuader¹. La veille, Iris, messagère de Zeus, avait promis la victoire à Hector², avant d'être désavouée par un autre présage divin – celui du vent de poussière³. Face à ces conjectures divergentes de l'avenir, Hector choisit d'affronter ses ennemis qui maintenaient à peine l'équilibre de la bataille⁴. Le chantre compare, ensuite, la difficulté des Achéens à celle de l'ouvrière pesant le poids de la laine sur une balance pour en tirer le maigre salaire avec lequel elle nourrit ses enfants⁵. Le récit de l'exploit d'Hector commence ci-après avec cet énoncé résumant le contexte de la guerre :

— — — ∪ ∪ ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪

ὥς μὲν τῶν ἐπὶ ἴσα μάχῃ τέτατο πτόλεμός τε⁶

oos men too nepi iisa makhee tetatop tolemos te

Ainsi, vers l'équilibre, leurs conflits s'étaient tendus, et leurs combats aussi⁷

L'expression adverbiale *iisa* modulée par la préposition *epi* annonce avant la coupe de l'hémiépès féminin qu'on va « vers l'équilibre », mais le mot suivant, le substantif *makhee*, placé en début de l'enoplion, annonce à rebours un « conflit ». Entre ces deux mots, il n'y a aucun lien sémantique ni syntaxique, le même décalage s'observant au niveau métrique, car si *iisa* est un trochée (– ∪), *makhee* est un iambe (∪ –).

1. L'accentuation mélodique

Contrairement à l'énoncé, le changement des côla est donc ressenti comme une perte d'équilibre. Celui-ci est néanmoins en partie restauré par l'accentuation mélodique, dont le mouvement continu rend audible aussi bien la montée

1 Homère *Il.* 12, 200ss.

2 *Ibid.* 11, 200–209.

3 *Ibid.* 12, 251–255.

4 *Ibid.* 12, 231–250.

5 *Ibid.* 12, 433–435.

6 *Ibid.* 12, 436. L'édition du texte grec est celle de VAN THIEL 2010.

7 La traduction est la nôtre.

(appelée *oxeia* ou *epitasis*) que la descente (appelée *bareia* ou *anesis*) de l'intonation vocalique, mais non pas nécessairement dans cet ordre⁸. Si l'aigu peut de surcroît atteindre l'amplitude maximale d'une quinte, le grave descend le ton de la voix dans la même proportion⁹.

De toute façon, lorsqu'une courbe mélodique commence par l'ascension accentuelle (signalée dans la transcription par l'italique), elle ne s'achève qu'après être tombée sur deux temps ou *mores* successives. Par ce terme, on comprend la moindre unité vocalique portant un mouvement accentuel. Une diphtongue ou une voyelle fermée par autre voyelle (α/aa, η/ee, ι/ii, υ/uu, ω/oo) comptent ainsi deux *mores*, tandis qu'une voyelle ouverte (α/a, ε/e, ι/i, o/o, υ/u) compte une seule *more*¹⁰.

Qui plus est, dans les barytons et les oxytons, la courbe mélodique ne se termine qu'au mot suivant, pouvant recouvrir plusieurs mots comme c'est souvent le cas quand il s'agit, par exemple, d'une séquence de monosyllabes frappés par l'aigu. Quoiqu'il en soit, comme dans la poésie classique chinoise, cet accent de contour musical articule une *combinaison* sonore entre les mots grâce à laquelle la continuité de la mélodie peut être assurée. Par un emprunt à la grammaire du sanskrit, on appelle cette combinaison un « *sandhi* accentuel¹¹ ».

8 Platon est le premier à attester l'existence de l'accent dit musical. Dans *Cra.* 399a-b (Burnet), il compare l'expression *Dii philos* (« aimé de Zeus ») et le nom propre *Diphilos*, la mélodie de ce dernier se distinguant de l'autre par la descente du ton sur l'iota ouvert de la deuxième syllabe ; cf. Aristote, *Soph. el.*, 177b–178a (Bekker). Les éditions alexandrines des œuvres épiques transmettent des recreations sporadiques de la musique perdue ; cf. MOORE-BLUNT 1978 : 137–163. D'autres références anciennes sont citées par STEINRÜCK *et alii* 2018 : 24–26 ; cf. LUKINOVICH/STEINRÜCK 2010, ainsi que PROBERT 2006 : 15–52. Contrairement à l'alternance de syllabes toniques et de syllabes atoniques que les Allemands pratiquent depuis la réforme de Martin Opitz en 1624, la mélodie accentuelle déploie un mouvement courbé montant et descendant l'intonation à l'exemple d'une vague. Elle établit ainsi une interaction surprenante avec le rythme métrique comme nous montre l'étude de ce qu'Emmanuel Lascoux appelle la *tonotopie*, dont les parcours se trouvent affichés sur le site <http://www.homeros.site/>.

9 Denys d'Halicarnasse *comp.* 11, 15 (AUJAC-LEBEL).

10 Nous adopterons le critère de syllabes ouverte et fermée au lieu de celui plus conventionnel de syllabes longue et brève. Une syllabe est ouverte lorsque sa voyelle finale compte un seul tempo, mais elle est fermée lorsque sa fin est réalisée par une consonne, une diphtongue ou des voyelles comptant deux tempos comme celles dites longues.

11 À propos du *sandhi* accentuel, Andrew Stephen et Laurence Devine signalent ceci : « It follows that, conversely, the evidence of Greek vocal music may be expected in principle to reflect similar surface tonal relations rather than merely the abstract tonal patterns of lexical representation » (DEVINE/STEPHENS 1994: 166). L'accentuation ancienne n'était donc pas un rehaussement du ton, mais un mouvement mélodique qui couvrait des unités métriques plus larges comme le colon. PROBERT 2006 reste cependant réticente quant à la pertinence du *sandhi* accentuel, tandis que HAGEL 2004 le cherche moyennant des statistiques sur la distribution des *trends* dans le vers homérique. Alessandra Lukinovich et Martin Steinrück ont, cependant, fait

Dans *iisa*, la montée suivie d'une descente lie les deux mores de l'iota fermé avec une courbe en forme de *chapeau* (\wedge). Si, par convention, la pratique byzantine n'accentuait qu'une seule syllabe par mot, la prosodie ancienne terminait en revanche les propérispomènes dans une *vallée* (\vee), mélodie qui remonte l'intonation après la descente du circonflexe. Dans *iisa*, il y a donc une courbe secondaire aiguë sur l'alpha ouvert de la syllabe finale, sa montée étant possiblement plus faible que celle de l'accent principal graphique¹².

Étant donné que le ton remonte sur la dernière more de la syllabe finale comme dans un mot oxyton, on appelle cette accentuation secondaire *oxytonèse*. La descente de la courbe est, dans ce cas, repoussée vers les deux premières mores du mot suivant. Cela établit un lien mélodique minimal qui garantit la continuité de la chaîne parlée. Lorsque cette accentuation se réalise à la jointure de deux côla dérangée par l'intervention d'une coupe forte, son lien très conséquent pallie la cassure du rythme par l'interaction concinne entre le mètre et la syntaxe¹³.

Mais ce n'est pas exactement ce qu'on ressent dans le vers 436. Puisque la règle de l'accentuation dit en outre que l'intonation monte à l'antépénultième more d'un proparoxyton¹⁴, *makhee* (« le conflit ») commence aussi par l'ascension de la voix. Il est donc lié à *epi iisa* (« vers l'équilibre ») par une accumulation de montées, ce qui imprime à la voix du chantre un mouvement ascendant continu. La pente mélodique ne tombe donc que plus tard sur les deux mores finales de *makhee*.

Son excursion retardée coïncide avec la forme décalée des unités syntaxiques, dans la mesure où l'expression adverbiale se trouvant à la fin du premier cōlon crée elle aussi l'attente d'un verbe posé au début du cōlon suivant. Cette atteinte n'est cependant réalisée qu'avec l'installation du verbe *tetato* (« il

avancer l'hypothèse du sandhi accentuel, en introduisant la notion d'accent de courbe secondaire, dont les principes seront établis par la suite (LUKINOVICH/STEINRÜCK 2010 : 38–51).

12 L'accentuation secondaire n'est marquée graphiquement que devant des mots enclitiques comme dans *ἄνθρωπος τις*. Mais des statistiques concernant l'échelonnement paradigmatique ou vertical des accents dans la septième *Néméenne* de Pindare ont montré que les dernières voyelles des périspomènes et des proparoxytons ont la même fonction dans la mélodie que le dernier temps des oxytons. Elles sont donc frappées par la montée de l'intonation vocale. Cela explique pourquoi ces mots évitent de précéder d'autres mots ayant une élévation du ton en son début (les proparoxytons présentent un taux entre 20 et 28 % de cas, selon ce qu'ils finissent par une voyelle ouverte ou fermée ; ce taux atteint 26 % pour les périspomènes et 11 % pour les oxytons). D'autres statistiques sont présentées par STEINRÜCK 2012 : 79–100.

13 Si celui-ci n'était pas le cas ici, il faudrait remettre en question le relevé de IRIGOIN 1953 concernant la rareté de la diérèse dans la poésie archaïque, car les deux côla du vers 436 ne sont liés que par l'accentuation secondaire.

14 ALLEN 1987 : 116–124.

s'était tendu ») placé entre les substantifs *makhee* (« conflit ») et *ptolemos* (« combat »).

Ces mots sont, de surcroît, coordonnés par le *τε* marquant en fin du vers leurs liens sémantiques. Il en résulte l'intermittence entre le décalage des unités syntaxiques et la connexion des unités sémantiques. Le sandhi accentuel ficelant la jointure de deux côla est, par conséquent, la seule couche sonore à atténuer la perte de l'équilibre. C'est pourquoi, en dépit de cette réparation musicale, le sentiment d'effondrement rythmique s'accroche aux oreilles de l'auditoire prédisant l'avenir.

2. L'accord de Zeus à Hector

- ◡ - - ◡ - ◡ - ◡ - ◡ - ◡ - ◡

πρίν γ' ὄτε δὴ Ζεὺς κῦδος ὑπέρτερον Ἑκτορι δῶκε
prin gote dees deus kuudo shupertero nhektori dooke
 du moins avant que Zeus n'eût accordé l'éclat de gloire supérieure à Hector

Au vers 437, une combinaison par oxytonèse d'un autre type – celle plus douce qui se forme avec la descente de la courbe mélodique sur le premier tempo du mot suivant – lie le substantif *kuudos* (« éclat de gloire ») et l'adjectif *huperteron* (« supérieur »). Selon ce que nous dit Martin Steinrück, lorsqu'un adjectif se présente en fin du premier cōlon, il crée l'attente d'un substantif au début du cōlon suivant¹⁵. La jointure entre l'hémiépès et l'enoplion est ainsi chevauchée par l'unité syntaxique. Cela engendre une interaction *décalée* qui, en cassant la perception bivalente, fait du vers une ligne droite¹⁶. L'accentuation réagit, dans ce cas, en détachant les deux côla.

Quand c'est au contraire l'adjectif qui suit le substantif en milieu du vers, l'apposition du déterminatif déclenche le sentiment d'une coupe forte. Tout se passe comme si l'unité syntaxique se terminait en même temps que l'unité métrique. Nous avons ainsi un cas semblable à celui du vers 436, où la jointure est scindée par le substantif *makhee* précédé de l'expression adverbiale *epi iisa*.

15 STEINRÜCK 2015 : 27–40.

16 L'interaction *décalée* correspond à la notion de *polyeideia* formulée par Denys d'Halicarnasse *comp.* 26. Elle brouille les dimensions du rythme et de l'énoncé, dont le mélange nous empêche de distinguer la fin de chaque unité, comme c'est le cas, par exemple, lorsqu'il s'agit de ce que Pierre de Ronsard a en premier appelé un *enjambement*. Mais si les modernes perçoivent ce qui dépasse la frontière du vers comme un rejet, Anne-Iris Muñoz a démontré que ce qu'on comprend par un enjambement était pour Denys d'Halicarnasse une variation expressive créant « un effet de prose, en d'autres termes d'irrégularité » (MUNOZ 2020 : 90). Le vers n'est donc pas ressenti comme une division immuable en six mesures égales appelées *hexamètre*, mais comme une interaction entre des unités métriques, syntaxiques, accentuelles et sémantiques formant des côla à dimensions variées.

Cette forme d'interaction est dite *concinne* (« bien rangée¹⁷ »). Nous aurions ainsi le sentiment d'être arrivés trop tôt au bout du vers, si la liaison accentuelle ne comblait ce hiatus en garantissant la continuité du rythme.

Dans *kuudos huperteron*, le substantif devance l'adjectif. Puisque l'installation après coup du déterminatif est inattendue, il en résulte la perception d'une interaction concinne. Afin de réparer la coupe forte entre les deux côla, un booster y a été ajouté : outre la liaison accentuelle, les deux unités métriques – à savoir, l'hémiépès et l'enoplion – sont également appondues par ce que Jean Irigoïn appelle une *synaphie* (« jonction ») prosodique¹⁸. Celle-ci est formée par la liaison entre la consonne finale du substantif et la voyelle initiale de l'adjectif : *kuu-do-shu-per-te-ron*. Si l'impression d'entendre un seul mot atténue la coupe forte de deux côla, son agencement provisoire sera, cependant, bientôt défait par la diérèse bucolique.

2.1 La série de diérèses bucoliques

La conjonction entre fin de mot et fin de mètre, en position huit, (– – – – | – – –) crée une interruption rythmique appelée *diérèse bucolique*¹⁹. Son nom renvoie à la poésie pastorale de Théocrite qui l'utilisait de façon systéma-

17 La première mention de la *concininitas* apparaît chez Cicéron *Orat.* 38 (Yon). Cette notion se réfère aux effets de parallélisme et d'équivalence entre l'énoncé et le rythme qui se superposent entre eux afin de marquer les limites de la phrase en prose.

18 La *synaphie* est un terme d'origine grecque servant à exprimer la liaison qui assure la continuité entre différents éléments. C'est Jean Irigoïn qui, en empruntant ce concept des métriciens romains, l'élargit afin de l'étendre « à des domaines voisins (prosodie et phonétique, éventuellement sémantique et syntaxe) » (IRIGOÏN 2004 : 3).

19 Martin West est d'avis que la distinction entre la césure (fin de mot à l'intérieur du mètre) et la diérèse (fin de mot coïncidant avec la fin de mètre) est une déviation de doctrines anciennes qui s'est imposée depuis l'approche d'August Boeckh (WEST 1982 : 6 et 194). Alessandra Lukinovich parle, cependant, de diérèse pour toute fin de mot coïncidant avec un *longum* (LUKINOVICH 2009). Si l'on adopte ce critère, le taux de diérèses bucoliques chez Homère tombe à 19%. Ses occurrences deviendraient ainsi rares. C'était l'avis de Jean Irigoïn, mais son critère concernait, non seulement l'élément dit long, mais aussi l'effet de synaphie. À la suite de notre enquête, nous allons analyser une série de 12 vers comportant, à deux exceptions près, une fin de mots en position huit. Parmi cette série, aucune diérèse bucolique n'est réalisée par des syllabes dites longues. Mais leurs séparations présentent des gradations diverses selon le critère de la synaphie : trois vers n'ont aucune liaison entre eux (12, 437 ; 441 ; 442), tandis que deux vers ont une liaison lexicale (436 et 448) et trois vers ont une liaison accentuelle (444, 447, 449), tous les autres vers (443, 445, 446) ayant des liaisons tour à tour et accentuelles et lexicales. Il semble, en tout cas, que le manque de liaison ou les liaisons plus faibles – celle uniquement accentuelle qui est toujours réalisée par des barytons – rendent l'interruption du rythme plus audible.

tique avec un taux de 76,2 pour cent²⁰. Il la répétait, fréquemment, en séries de vers successifs qui s’associaient aux discours directs des voix masculines²¹.

Quant à la poésie homérique, l’occurrence de la diérèse bucolique y présente un taux plus réduit de 60 pour cent. En effet, Homère ne l’enchaîne dans des vers successifs que rarement, et presque jamais pour distinguer la voix de locuteurs opposés. Contrairement à ces statistiques, les vers racontant l’exploit d’Hector sont presque tous mis en pièce par la diérèse bucolique. J’ai sélectionné les quatorze premiers vers décrivant les événements introductoires de son récit, parmi lesquels deux vers seulement ne comportent pas de fin de mot en position huit :

| | | | |
|------------------------------|---|----------------|---------------------------|
| πρίν γ’ ὅτε δὴ Ζεὺς κῦδος | / | ὑπέρτερον | Ἔκτορι δῶκε |
| Πριαμίδῃ, ὃς πρῶτος | / | ἔσήλατο | τείχος Ἀχαιῶν. |
| ἦῤυσεν δὲ διαπρύσιον | | | Τρώεσσι γεγωνῶς |
| « ὄρνυσθ’ ἰππόδαμοι Τρῶες, | | | ρήγνυσθε δὲ τεῖχος |
| Ἀργείων καὶ νηυσὶν | / | ἐνίετε | θεσπιδαιῆς πῦρ. » |
| ὡς φάτ’ ἐποτρύνων, | | οἱ δ’ οὔασι | πάντες ἄκουον, |
| ἴθυσαν δ’ ἐπὶ τεῖχος | / | ἀολλέες. | οἱ μὲν ἔπειτα |
| κροσσάων ἐπέβαινον | | ἀκαχμένα | δούρατ’ ἔχοντες |
| Ἔκτωρ δ’ ἀρπάξας | / | λαῶν φέρεν, | ὃς ῥα πυλάων |
| ἔστηκει πρόσθε | | πρυμνὸς παχύς, | αὐτὰρ ὑπερθεν |
| ὄξυς ἔην. τὸν δ’ οὔ κε δὴ | | ἀνέρε | δήμου ἀρίστω |
| ρήϊδίως ἐπ’ ἄμαξαν ἀπ’ | | οὔδεος | ὀχλίσειαν, |
| οἴοι νῦν βροτοὶ εἰσ’ | | ὃ δὲ μιν ῥέα | πάλλε καὶ οἶος. |
| τὸν οἱ ἐλαφρόν ἔθηκε | / | Κρόνου πάϊς | ἀγκυλομήτεω ²² |

20 RAALTE 1986 : 86 (la source est la même pour les autres statistiques citées). Cf. BASSET 1920 : 54–60.

21 STEINRÜCK 2016 : 124–129.

22 La traduction des vers 12, 436–450 est celle de BRUNET 2010 : 346 :

Ainsi, conflit et combat se tendaient dans un juste équilibre, jusqu’au moment où Zeus offrit à Hector Priamide une gloire plus grande : il franchit le premier la muraille ! Il appela les guerriers troyens d’une voix claironnante : « Bondissez, cavaliers troyens, brisez la muraille des Achéens, et boutez un feu prodigieux aux navires ! » Il les encourageait ; et eux, tout ouïe, l’entendirent. Ils fonçaient tout droit vers le mur, en masse, et ensuite, escaladaient les saillies en tenant leurs lances tranchantes. Alors, Hector se saisit d’une roche devant la porte, elle était épaisse à sa base, mais à sa pointe, effilée ; deux mortels n’auraient pu, les meilleurs de leur peuple, la porter aisément du sol sur une charrette deux mortels d’aujourd’hui. Mais lui la leva sans problème : elle était allégée par le fils de Cronos ruses-torses !

Dans cette séquence, je signale par une barre oblique (/) les vers qui ont une coupe forte ; par une barre verticale (|), ceux dont la jointure est chevauchée par l'unité syntaxique ; puis, je laisse sans aucune marque les vers qui, ayant un troisième mode de composition, seront pris en compte plus tard. Quoiqu'il arrive, au début de cette séquence, le rythme cassé par la fin de mot en position huit précède le nom d'Hector et le verbe *dooke* (« il accorda ») en fin de vers. C'est donc après coup qu'on découvre à qui Zeus donne son « éclat de gloire supérieur » (*kuudos huperteron*).

Émile Benveniste²³ a élaboré une lecture globale concernant l'usage du *kuudos huperteron* dans le contexte de la poésie homérique. Mais ici nous percevons d'emblée que son usage déclenche une série de diérèses bucoliques qui se fait également repérer au vers 438 :

- - - - - - - - - - / - - - - -
 Πριαμίδη, ὃς πρῶτος ἐσήλατο τείχος Ἀχαιῶν.
Priamídeē hos prooto seseelato teikho sakhaioon
 le fils de Priam, qui sauta, le premier, vers le mur des Achéens.

Le rythme cassé en position huit se superpose, d'abord, à l'introjection de l'accord par lequel Zeus fait peser l'équilibre de la guerre en faveur d'Hector ; ensuite, on assiste à l'image du mur que le roi troyen veut détruire. Par le biais de la pause créant le sentiment d'un vers précocement interrompu, le chantre rend perceptible l'accomplissement de l'intervention divine au cours de l'action humaine.

2.2 L'intervention divine dans le cri d'Hector

Cela nous ramène à l'ancienne polémique autour du verbe *eeusen* (« il poussa un cri ») qui ouvre le vers 439. Aristarque l'attribuait non pas à Hector, mais à Zeus lui-même²⁴. Ce cri déclenche, de toute façon, une nouvelle série de formes variées²⁵ :

- - - - - - - - - -
 ἦῦσεν δὲ διαπρύσιον Τρώεσσι γεγωνῶς
eeusen de diapruisíon troessi gegoonoos
 Il poussa un cri perçant, aux Troyens, et quel cri !²⁶

23 BENVENISTE 1969 (vol. 2) : 57–69.

24 ἦῦσεν δὲ διαπρύσιον Τρώεσσι γεγωνῶς = 13, 149 ; cf. 8, 227 etc. : voir à propos du verbe αὔω les relevés et analyses de Martin Schmidt dans le LfgrE.

25 ROUSSEAU 2019 : 29.

26 Hom. *Il.* 12, 439.

Diapruusion (« perçant ») – il s’agit d’un accusatif de l’adjectif neutre fonctionnant après un verbe du son comme un adverbe – termine à la coupe hephthémimère (– – – ∪ ∪ – ∪ ∪ –). Celle-ci efface la perception de la division du vers en deux côla. Plutôt associée aux œuvres de poètes italiques comme Parménide, Empédocle et Théocrite, cette coupe est si rare dans l’*Iliade* et dans l’*Odyssee* que Karl Lehrs souhaitait la bannir de la poésie homérique²⁷.

Au vers 439, son occurrence est cependant expressive, car si les deux vers précédents se composent d’un double tétramètre (– ∪∪ – ∪∪ | – ∪∪ – ∪∪) suivi, à la clausule, d’un adonien (– ∪∪ – –), nous avons maintenant une triple division : le premier cōlon est composé d’un dimètre ordinaire (– – – ∪∪) suivi d’un choriambre (– ∪∪ –), alors que le dernier cōlon a la forme d’un reizianum (– – ∪∪ – –). Le rythme est donc davantage cassé, comme c’est aussi le cas au vers 440 :

– – – ∪ ∪ – – – – – – ∪ ∪ – – –
 ὄρνυσθ’ ἰππόδαμοι Τρώες, ῥήγνυσθε δὲ τεῖχος
 ornus thhippodamoyt rooes reegnusthe de teikhos
 Réveillez-vous, les éleveurs de chevaux, les Troyens, et détruisez le mur

Puisque la mention de l’épithète hippodamoy (« les éleveurs de chevaux ») en fin du premier cōlon crée l’attente du substantif Trooes (« Troyens ») au début du cōlon suivant, la jointure est chevauchée par l’unité syntaxique. La perception bivalente est ainsi défaite par le cri du roi. Contre cette violence oligarchique, l’accentuation réagit avec l’antidote de la courbe en vallée, grâce à laquelle l’adjectif se détache du substantif. Mais cela n’empêche guère qu’on ressente la forme irrégulière du dimètre ordinaire suivi d’un choriambre qui débouche sur le reizianum.

2.3 La forme du crocodile

Lorsqu’on revient au discours indirect du chantre, on entend à nouveau le double tétramètre débouchant sur la diérèse bucolique avant de s’achever sur l’adonien. Mais celui-ci est maintenant encadré par le troisième mode de composition que nous avons évoqué ci-dessus. On peut le décrire à travers l’image mouvante d’un crocodile : de même que ce reptile avance en bougeant la tête, le ventre et la queue dans des directions opposées, le début, le milieu et la fin du vers 442 tracent le mouvement de formes antithétiques :

27 LEHRIS 1882 : 387.

Pour ce qui est de l'imperfectif, une fois qu'il engage notre attention vers ce qui se déroule dans l'ici et maintenant de la performance poétique, on ne peut pas connaître immédiatement toute l'extension de son image en mouvement. Celle-ci est donc peu à peu complétée par des informations nouvelles, ou, si l'on adopte le modèle cinématographique, de cadre en cadre. Mais rappelons-nous avec Martin Steinrück de ne pas associer cette métaphore audiovisuelle au « jeu vidéo qui tente de transposer la caverne de Platon dans le cerveau ou de créer, comme disent les Allemands, *das Kino im Kopf*, le cinéma dans la tête³¹ ».

Car la lecture (comme la performance) se dévoilant devant nos yeux (ou nos oreilles) est l'affaire non du cerveau, mais de ce que Jean-Pierre Aygon nomme, à partir de Sénèque, « le regard de l'esprit³² ». Lorsque le texte (ou la voix) gonfle des images (ou sons) en un enchaînement visuel (ou acoustique) qui met en évidence leurs relations causales, le regard (ou l'écoute) éprouve une expérience sensible grâce au traçage qui rend plus perceptible le déroulement des *phantasiai* (« les représentations »).

L'exemple nous est donné par le deuxième cōlon du vers 442 :

et, de toutes leurs oreilles, tous l'écoutaient.

Voyons d'abord la situation de communication qui ressort de cette phrase. Le chantre compte sur le fait que l'énoncé de l'exhortation guerrière soit encore activé dans la mémoire du public, car celui-ci doit être en mesure d'identifier dans l'expression οἱ δ' οὐ̄ασι (« et, de toutes leurs oreilles ») une référence aux Troyens à peine mentionnés par Hector. Cette compétence lui permettra de réaliser, ensuite, une opération plus complexe, c'est-à-dire ajouter à la figure des Troyens l'idée d'ensemble introduite par l'adjectif pronominal πάντες (« tous »).

Cela pose un problème, car l'image que chacun se fait de cet ensemble ne va pas de soi. Rousseau pense, par exemple, à la représentation d'une masse humaine géante³³. Il suit l'interprétation des scholiastes qui attribuent ce cri entendu par tous à Zeus lui-même³⁴. Toutefois, l'aspect imperfectif du verbe ακουον (« ils écoutaient ») met l'accent non sur la vision d'ensemble, mais sur

31 STEINRÜCK (à paraître) : 28.

32 AYGON 2013 : 253–267.

33 ROUSSEAU 2019 : 29.

34 Aristonicos 439a1 : ὅτι ἐπὶ τοῦ Διὸς τοῦτ' ὀφείβηται, οὐκ ἐπὶ τοῦ Ἑκτορος· διὸ καὶ ἐπήνεγκεν... (citation 442) ; le même scholiaste note pour 442b : ὅτι διὰ τούτου εὐκρινὲς γίνεταί τὸ τῆς προκειμένης ἀμφιβολίας οὐ γὰρ δὴ ἄλλως ἐδύνατο πάντες ἀκοῦειν, εἰ μὴ ὁ Ζεὺς ἐπεφώνησεν. Il signale au vers 444 cette remarque de Zénodote à propos du deuxième cōlon du vers 442 : ἐπεὶ θεοῦ ἔκλυον αὐδὴν. Et des scholies exégétiques ad 442b : οὐ παρ' ἐτέρων· ἢ ἀναπεπταμένοι τοῖς ὠσὶ καὶ προθύμοις). Cf. ERBSE 1974 : 383.

l'activité se déroulant à proximité de nous à l'instant exact où on l'entend. Il nous fait ainsi écouter de l'écoute.

Ce redoublement crée un effet correspondant à celui expérimenté par l'acte d'espionnage que Peter Szendy définit comme une « surécoute » (*overhearing*) : ce qui est dit à propos de l'écoute des Troyens est entendu par le spectateur de la performance poétique comme si son oreille se voyait dotée d'une faculté de réception et de rétention grâce à laquelle il devient capable, à l'exemple d'Earwicker, le personnage de James Joyce dans *Finnegans Wake*, de « compiler < une longue liste > de < tous les noms injurieux dont on l'avait affublé³⁵ > ».

Écouter de l'écoute, épier le silence : cette audition dissonante, elle-même affectée de *diaphonia*, suppose une richesse de perspectives grandissante mettant en relation ce qui s'est passé ailleurs et ce qui se passe dans la situation de communication actuelle. Le chanteur devient ainsi spectateur de lui-même. Il se met alors à l'écoute de sa propre voix ou bien plutôt de la muse, dont le chant, échappant au contrôle de la conscience devient, tout d'un coup, audible lorsque l'interaction de différentes couches sonores forment un pli. Toute autre est l'écoute du cri poussé par Hector, dont la puissance inhumaine atteignant la masse géante des Troyens n'a aucune mesure. Une fois effacées les boucles de la voix poétique, il ne ressort du style sériel qu'un ordre à obéir.

4. La fin de l'Âge héroïque

Aucune trace d'opposition n'est donc ressentie dans le cri du roi. Le résultat est l'assemblage de l'armée troyenne autour de l'excitation colonialiste. On peut la comparer à l'unité sociale liée par l'idéologie du « bon sens » (*soophrosunee*), dont la contrepartie est, selon Platon, la « guerre civile » (*stasis*³⁶). Celle-ci a, en effet, ruiné les démocrates athéniens et Kant prévoyait un destin semblable aux Allemands qui seraient amenés à la catastrophe humaine par le *gesunden Menschenverstand*³⁷. Face à l'expérience de l'Holocauste, Karl Reinhardt formule, en outre, cette hypothèse : la défense de la patrie par les héros cache l'histoire d'un désastre³⁸.

Ce sujet étant cependant tabou, il est passé sous silence. Mais l'*Iliade* nous livre un indice de son énigme. Il s'agit de l'énoncé figurant au vers 5 du proème : « et le plan de Zeus se réalisait » (Διὸς δ' ἔτελείετο βουλή). Le même énoncé se trouve aux *Chants cypriens* – poème appartenant à ce qu'on appelle le *Cycle troyen*, tradition épique rassemblant tous les épisodes de la guerre déroulée en dix ans et dont les seuls vestiges ne nous sont arrivés qu'à travers quelques

35 SZENDY 2013: 30–31.

36 Platon *Rép.* 470–471.

37 KANT 2000 (1891).

38 REINHARDT 1961.

fragments ou le résumé de Proclos. On y découvre que Zeus avait préparé la guerre de Troie afin de détruire l'Âge héroïque.

La succession des générations humaines est, en effet, une légende confirmée aussi bien par *Les Travaux et les jours* que par *Le Catalogue des femmes* d'Hésiode. En s'emparant des outils modernes, Philippe Rousseau dissèque chaque détail de l'*Iliade* afin de reconstituer l'unité de l'histoire concernant l'effondrement des héros. Mais une perception plus sensible touchant le regard de l'esprit en est également possible. C'est ce qu'on constate, par exemple, au vers 442 du chant 12 (« Ainsi disait-il en les exhortant et, de toutes leurs oreilles, tous l'écoutaient »). L'adjectif pronominal *pantes* (« tous ») s'y trouve placé à la suite de la diérèse bucolique. L'unité qu'il évoque est ainsi cassée par le rythme. On a ici le même effet dramatique du vers 438, où la pause en position huit avait fissuré l'image du mur.

L'interprétation de *pantes* comme unité compacte d'une masse géante manque donc de précision, car ce qui ressort de son énonciation est plutôt l'image d'un ensemble périmé par la forme.

4.1 L'illusion oligarchique du récit et la réalité de la performance poétique

Le rapport entre les soldats et le mur est repris au vers 444 :

(οἱ μὲν ἔπειτα) κροσσῶν δούρατ' ἔχοντες
 ἐπέβαινον ἀκαχμένα ·

(ensuite,) les saillies, ils les grimpaient, pointues, leurs lances, qu'ils tiennent.

Aristonicos remarquait que, selon Zénodote, les soldats grimpent les saillies de la fortification ennemie après avoir entendu la voix d'Hector superposée par celle de Zeus. Au vers 442, Aristonicos avait effectivement déjà lié la portée inhumaine du cri à la figure de l'unité troyenne rassemblée par une écoute collective. L'« ambiguïté » entre la voix du roi et celle du dieu devient alors « bien séparée », car ce cri ne serait guère entendu par tous, s'il ne venait de Zeus lui-même.

Ces deux vers nous offrent un cadre relatif à la manière dont la voix divine se fait repérer par les humains. Les scholiastes ont signalé que les personnages s'unissent à son écoute. Mais, dans le plan de la performance, leur assemblage est annoncé moyennant des vers qui mettent en relief le jeu des oppositions. Au vers 442, le premier cōlon clôt le cadre du cri, créant un contraste par rapport au deuxième cōlon qui enferme le cadre de l'écoute.

Il en ressort la figure du crocodile évoquée ci-haut qui se répète au vers 444 : en son début, les saillies tiennent les soldats, à la fin, ceux-ci tiennent leurs armes ; entre ces deux figures de l'opposition correspondantes et à la tête et à la queue du crocodile, il y a encore le ventre, le milieu du vers, gonflé par le contraste entre les saillies grimpées et les pointes tranchantes des lances.

En plus, si le premier cōlon reprend l'image du mur mentionnée précédemment au vers 443, le deuxième cōlon anticipe le nom d'Hector qui, mentionné au vers 445, signifie, étymologiquement, « celui qui tient ». Dans tous ces mots, on retrouve les mêmes sons formés par la paire vélaire (k, kh, g) + dentale (t, th, d) : teikhos, (epeita) kroossaon, dourant'ekhontes et Hektoor.

On tire de ces échos deux leçons : 1) dans le plan narratif, la *Dios boulee* (« le plan de Zeus ») fait avancer la démarche d'une unité – à savoir, celle des Troyens ; 2) dans le plan de la performance, cette unité est redoublée par d'autres formes qui gonflent notre perception concernant le jeu des oppositions entre teikhos (+ kroossaon) et (dourat'ekhontes +) Hektoor.

5. Le rééquilibrage du plan de Zeus

En tout état de fait, à la suite de cette séquence, seul le vers 449 aura la division en cōla :

| | |
|------------|---------------|
| οἱοί | οἷος |
| νῦν βροτοί | ῥέα πάλλε καί |
| εἰς' | ὁ δέ μιν |

vu ce que sont les hommes aujourd'hui ; mais lui, il la brandissait facilement, et seul.

Philippe Rousseau interprète l'énoncé du premier cōlon (« vu ce que sont les hommes aujourd'hui ») comme un signe qui attesterait la réalisation de la *Dios boulee*. Cet énoncé fait référence aux deux hommes les plus excellents du peuple qui sont comparés à Hector. Si ce dernier brandit facilement la pierre énorme auparavant fixée devant les portes du rempart achéen, les autres sont incapables de la hisser du sol afin de la mettre sur le chariot.

La force surnaturelle d'Hector manifestée par la portée démesurée du cri et sa facilité à mouvoir la pierre indiquerait, d'après Philippe Rousseau, qu'il appartiendrait à une autre espèce humaine déjà disparue. L'adverbe temporel *nuun* (« maintenant ») marquerait ainsi la rupture entraînée par la catastrophe entre deux ères – celle de l'Âge des héros et celle de l'Âge de fer. Mais ce qui ressort de la comparaison concerne plutôt le mode de production : si le roi est tout seul dans sa démarche colonialiste, les deux hommes du peuple travaillent ensemble dans la limite de leurs possibilités.

C'est ce qui souligne le jeu de paronomase entre *hoioy* (« vu ce que sont les hommes aujourd'hui ») et *oivon* (« seul ») placés en début et en fin de vers. Une fois de plus la réalité de la performance laisse bien marquée son opposition par rapport à l'illusion oligarchique du récit. Quand cela devient une évidence perçue d'emblée par le regard de l'esprit, on décèle le mouvement de la *Dios boulee* comme un rééquilibrage de forces contraires.

Celui-ci est constamment perdu, mais dépanné à chaque tour par le rythme en còla. À son écoute, on revient à l'Âge de fer. Après la guerre, l'élan héroïque a certes disparu, mais la violence du plus fort demeure une menace constante qui se tourne, cette fois-ci, envers les membres de l'oïkos (« la maison »). Après le temps de la guerre, homme et femme partagent la vie de couple. Le rythme en còla consacre cette nouvelle alliance par mariage. Mais lorsque la domination oligarchique franchit ses *murs*, on revient à l'Âge héroïque dont le récit est raconté à travers le rythme en *metra*. D'une ère à l'autre, ce qui change n'est donc pas le passage du temps historique, mais la forme du style poétique.

Bibliographie

- ALLEN 1987 – Sidney W. ALLEN, *Vox Graeca. The pronunciation of Classical Greek*, Cambridge, Cambridge University Press, 1987.
- BASSET 1920 – Samuel E. BASSET, « BOYKOAIKON », *Classical Philology* 15 (1920) : 54–60.
- BENVENISTE 1969 – Émile BENVENISTE, *Le Vocabulaire des institutions indo-européennes : pouvoir, droit, religion*, vol. 2, Paris, Éditions de Minuit, 1969.
- BRUNET 2010 – Philippe BRUNET, *Iliade*, Paris, Éditions du Seuil, 2010.
- DEVINE/STEPHENS 1994 – Andrew M. DEVINE/Laurence D. STEPHENS, *The Prosody of Greek Speech*, Oxford, Oxford University Press, 1994.
- ERBSE 1974 – Hartmut ERBSE, *Scholia Graeca in Homeri Iliadem*, vol. 3, Berlin, de Gruyter, 1974.
- HAGEL 2004 – Stefan HAGEL, « Caesura and Melody », dans F. SPALTENSTEIN/O. BIANCHI (éds.), *Autour de la césure* (Actes du colloque Damon des 3 et 4 novembre 2000), Berne et al., Peter Lang, 2004 : 11–22.
- IRIGOIN 1953 – Jean IRIGOIN, *Recherches sur les mètres de la lyrique chorale grecque. La structure du vers*, Paris, Klincksieck, « Études et Commentaires XVI », 1953.
- IRIGOIN 2004 – Jean IRIGOIN « Césure et diction du vers. Quelques réalités linguistiques à ne pas oublier », dans F. SPALTENSTEIN/O. BIANCHI (éds.), *Autour de la césure* (Actes du colloque Damon des 3 et 4 novembre 2000), Berne et al., Peter Lang, 2004 : 11–22.
- KANT 2000 – Emmanuel KANT, *Prolegomènes à toute métaphysique future qui pourra se présenter comme science*, traduit de l'allemand par L. GUILLERMIT, Paris, Vrin, « Collection Bibliothèque des Textes Philosophiques – Poche », 2000 (1891).
- LEHR 1882 – Karl LEHR, *De Aristarchi studiis homericis*, Leipzig, Tertia, 1882.
- LUKINOVICH 2009 – Alessandra LUKINOVICH, *Mélodie, mètre et rythme dans les vers d'Alexis. Le savoir-faire d'un poète comique*, Grenoble, Jérôme Millon, 2009.
- LUKINOVICH/STEINRÜCK 2010 – Alessandra LUKINOVICH/Martin STEINRÜCK, *Introduction à l'accentuation grecque : une introduction*, Genève, Georg édition, 2010.

- MOORE-BLUNT 1978 – Jennifer MOORE-BLUNT, « Problems of Accentuation in Greek Papyri », *QUCC* 29 (1978) : 137–163.
- MUÑOZ 2020 – Anne-Iris MUÑOZ, « Contre la notion d'enjambement chez Homère : Denys d'Halicarnasse et la ΠΟΛΥΕΙΔΕΙΑ », dans A. FOUCHER/A.-I. MUÑOZ, *Autour de l'enjambement*, Caen, Presses Universitaires de Caen, 2020 : 87–111.
- PROBERT 2006 – Philomen PROBERT, *Ancient Greek Accentuation : Synchronic Patterns, Frequency Effects, and Prehistory*, Oxford, Oxford University Press, « Oxford Classical Monographs », 2006.
- REINHARDT 1961 – Karl REINHARDT, *Die Ilias und ihr Dichter*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1961.
- ROUSSEAU 2019 – Philippe ROUSSEAU, *Destin des héros et dessein de Zeus dans l'Iliade*, Villeneuve-d'Ascq, ANRT, « Thèse à la carte 1 », 2019.
- RUIPÉREZ 1982 – Martín S. RUIPÉREZ, *Structure du système des aspects et des temps du verbe en grec ancien, analyse fonctionnelle synchronique*, traduit de l'espagnol par M. PLÉNAT et P. SERÇA, Paris, Les Belles Lettres, 1982.
- STEINRÜCK 2007 – Martin STEINRÜCK, *À quoi sert la métrique ? Interprétation littéraire et analyse des formes métriques grecques : une introduction*, Grenoble, Jérôme Millon, 2007.
- STEINRÜCK 2012 – Martin STEINRÜCK, « L'accent musical secondaire des properispomènes et des proparoxytons dans la VII^e Néméenne (Un argument de théorie accentuelle) », *Revista Classica* 25 (2012) : 79–100.
- STEINRÜCK 2015 – Martin STEINRÜCK, « Vêtements : un argument accentuel en faveur de l'hypothèse d'une survivance syntaxique des catalogues mycéniens dans l'Odyssée », dans A. NEUMANN-HARTMANN/Th. S. SCHMIDT *Munera Friburgensia, Festschrift zu Ehren von Margarethe Billerbeck*, Bern/New York, 2015 : 27–40.
- STEINRÜCK 2016 – Martin STEINRÜCK, *Vers und Stimme. Studien zur antiken Serienmetrik und ihrer pragmatischen Funktion : Hexameter bei Homer, Hesiod, den homerischen Hymnen, Parmenides, Kallimachos, Theokrit, Nikander, Quintus und Nonnos*, Trieste, Edizioni Università di Trieste, 2016.
- STEINRÜCK 2018 – Martin STEINRÜCK et alii (éds.), *Vocabulaire commenté de l'Odyssée*, Trieste, Edizioni Università di Trieste, « POLYMNIA Studi di filologia classica 23 », 2018.
- STEINRÜCK – Martin STEINRÜCK, « Parabol : remarques sur la syntaxe de Parménide », inédit.
- SZENDY 2010 – PETER SZENDY, *Écoute, une histoire de nos oreilles*, Paris, Édition de Minuit, 2013.
- VAN RAALTE 1986 – Marlein VAN RAALTE, *Rhythm and Metre Towards a Systematic Description of Greek Stichic Verse*, Assen/Maastricht/Wolfeboro, Van Gorcum, 1986.
- VAN THIEL 2010 – Helmut VAN THIEL, *Homeri Ilias*, Hildesheim/Zürich/New York, Georg Olms, 2010.
- WEST 1982 – Martin L. WEST, *Greek Metre*, Oxford, Oxford University Press, 1982.

Jean Bollack and Early Greek Epic

JENNY STRAUSS CLAY

L'actualisation, comme telle, s'impose à la lecture avec tous les caractères d'une composition unitaire. Je me suis tenu d'abord au déchiffrement de ces réseaux, avec le souci de démontrer leur cohérence. Les objets étaient étudiés du dedans, dans leur structure propre, ils devaient d'eux-mêmes par ce biais procurer au lecteur les moyens de les comprendre.

Avant-propos, *La Grèce de personne*.

I was very flattered to be asked to contribute to this occasion celebrating the work of Jean Bollack. While I admired and benefited from his insights, the sustained attention he brought to texts, and the collaborative aspect of his own work, as well as that of his équipe, I was never his student. But long ago, I had the good fortune to be welcomed by both Jean and Mayotte on the rue de Bourgogne and in their delightful place near Bergerac. Memorable experiences, from which I learned much.

I was asked to speak about Jean Bollack and early epic. Bollack did not publish much on Homer or Hesiod as such. I am sure his Nachlass contains a treasure house of notes from the many seminars where took up early epic texts, but I have not had access to them. Inevitably his work on the Pre-Socratics, above all Empedocles and Parmenides, as well as Epicurus and Tragedy, was built upon a profound understanding of their predecessors. But here I will have to limit my comments to those articles that deal specifically with Hesiod and Homer, and, if you will indulge me, I will specifically focus on those parts where Jean Bollack had an important impact on my own work and which therefore constitute the best tribute to his inspiration.

But before turning to some of the earlier pieces, let me briefly mention the two more recent articles which are actually complimentary, one on Helen,¹ and one on Penelope.² The former begins from an old crux: in Book 24 of the *Iliad*, Helen, who has the last word in the poem, mourns Hector, her brother in law, not for his martial prowess, but for his gentleness, his ἀγαθοφροσύνη (24, 772), and his kindness towards her. She mentions that it is now 20 years since she left home; why 20 years? Reviewing the various explanations that all depend on various external factors, Bollack responds that Helen's 20 years correspond to

1 BOLLACK 2020.

2 BOLLACK 2001: 218–249.

Odysseus' 20 years, but in inverse order. Both spend 10 years in Troy where the Greeks battled the Trojans, but the 10 years of Helen's wanderings that precede her arrival at Troy invert the direction of Odysseus' wandering in his *nostos* after the war. They are, then, mirror images of each other; erotic desire propelling Helen away from home, marital devotion propelling Odysseus towards home and Ithaca; an elegant symmetry.

In the article on Penelope, Bollack forcefully argues that Penelope all along is in charge of the plot and that she manages to communicate with the stranger, whose identity she knows, through various signs and signals, understood by both. Ultimately, her *nostos*, even while remaining on Ithaca, never leaving home, is as wise and dangerous as his. It is hard not to think of, for me at least, the most moving moment in Homer, the moment when the two converge (*Od.* 23, 233–240):

As when land appears welcome to swimmers,
Whose goodly ship Poseidon in the sea
Has destroyed, buffeted by wind and wave;
Few are those who escaped from the grey sea to land
By swimming, and much scruff of the sea clung to their skin,
Thus relieved they set their feet on land, having escaped misery.
Just so was it welcome to look upon her husband...

ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀσπάσιος γῆ νηχομένοισι φανήη,
ὣν τε Ποσειδάων εὐεργέα νῆ' ἐνὶ πόντῳ
ραΐση, ἐπειγομένην ἀνέμῳ καὶ κύματι πηγῶ
παῦροι δ' ἐξέφυγον πολιῆς ἀλδός ἠπειρόνδε
νηχόμενοι, πολλὴ δὲ περὶ χροῖ τέτροφεν ἄλμη,
ἀσπάσιοι δ' ἐπέβαν γαίης, κακότητα φυγόντες
ὡς ἄρα τῇ ἀσπαστὸς ἔην πόσις εἰσορώση...

As Bollack recognized, Penelope, like Helen (though in many different ways) are both polytropic feminine versions of the *Odyssey's* polytropic hero.

Now allow me to go back to the earliest articles: «Styx et Serments» was one of Bollack's very first publications.³ Bollack there takes exception to the views of Benveniste and Leumann concerning the meaning of *horkos* and rightly insists that the meaning can only be grasped by examining all the passages involving the term in Homer and its relation to the oath by the Styx described in Hesiod. Bollack demonstrates that the most ancient usage does not involve a concrete object, but rather invokes invisible and cosmic powers as witnesses; it is especially prominent in the «great oaths of the gods» who swear by the constituent elements of the cosmos: Sun, Rivers, Earth, Sky and the water of Styx, which is «the greatest and most fear-inspiring oath for the immortal gods»

3 BOLLACK 1958.

(*Il.* 15, 37–38). These great oaths do not on their own invoke the spirits of revenge or punishments but rather call upon the cosmic forces as witnesses. The oath «by the steep currents of Styx», Bollack argues, is not so much the water itself, but rather Styx herself, imagined as a steep rock from which water plunges down into the lower depths. Both the passages in the *Odyssey* and, above all, the elaborate passage in the *Theogony*, describing the habitation of Styx, bear out this notion of a rocky steep landscape. Bollack then concludes that Styx forms the *enceinte cosmique* that surrounds and encloses the cosmos, the *moenia mundi* so to speak; to swear by the Styx, to invoke the Styx, therefore means to invoke the cosmic origins and the natural order, a meaning that resurfaces in Empedocles and in the tragedians.

I would like to offer a slight addition of Bollack's interpretation, which I believe he would accept. In a recent article of mine, I attempted to «map» Hesiod's Tartarus and also to situate the abode of Styx as it is described in the *Theogony*.⁴ I can't go through the whole argument here, but only summarize my conclusions concerning the location of Styx and its significance. Here is Hesiod's description of Styx's abode (*Theog.* 775–779):

ἔνθα δὲ καιετᾶται στυγερῇ θεὸς ἀθανάτοισι,
δεινὴ Στύξ, θυγάτηρ ἄψορροῦ Ὠκεανοῖο
πρεσβυτάτη· νόσφιν δὲ θεῶν κλυτὰ δώματα καιεῖ
μακρῆσιν πέτρῃσι κατηρεφέ· ἀμφὶ δὲ πάντῃ
κίουσιν ἀργυρέοισι πρὸς οὐρανὸν ἐστήρικται.

There lives the divinity who makes the immortals shudder
Dread Styx, daughter of backward-flowing Ocean,
The eldest one; she lives in famous halls, apart from the gods,
Roofed over with tall rocks; and in all directions
It is fixed with silver columns [reaching] toward the heavens.

I bring this description together with *Od.* 24, 11–13 where Hermes in the role of psychopomp escorts the Suitors to the netherworld:

πᾶρ δ' ἴσαν Ὠκεανοῦ τε ῥοὰς καὶ Λευκάδα πέτρην,
ἠδὲ παρ' Ἡελίοιο πύλας καὶ δῆμον Ὀνειρῶν
ἦἴσαν· αἶψα δ' ἴκοντο κατ' ἀσφοδελὸν λειμῶνα.

They went by the streams of Ocean and the White rock,
And by the Gates of the Sun and the Dream folk;
And quickly they arrived at the meadow of asphodel.

4 STRAUSS CLAY 2020: 393–412.

These landmarks would seem to form an itinerary: first, the streams of Ocean, then the White Rock, the Gates of the Sun, and the *demos* of Dreams.⁵ Hermes' flock then arrives at the asphodel meadow that we recognize from the first Nekyia and encounters the heroes Agamemnon and Achilles conversing there. Long suspected by critics as far back as Aristophanes of Byzantium, this route and topography seem quite different from the one described earlier by Circe and traversed by Odysseus in his journey to the edge of the underworld in Book 11. There Odysseus encounters the mysterious Cimmerioi wrapped in endless darkness and fog that the sun never penetrates (*Od.* 11, 15–19); there we find no White Rock, no Gates of the Sun, nor the *demos* of Dreams, the latter apparently belonging to the entourage of Night when she makes her daily journey eastward over the earth.

Now, in order for Hesiod's cosmogony to work, there must be not one, but two entrances to the underworld since only in this way will the alternation of Night and Day be comprehensible. When Night leaves the earth and returns to her abode below, Day greets her as she comes in and sets forth to start her own diurnal journey, which can only begin in the far east from which «she brings light to gods and men». Styx, I submit, must be located in the extreme east of the underworld, symmetrically aligned near the eastern entrance to the world below corresponding to the gate-way in the extreme west. It seems likely that, when Iris is sent by Zeus to fetch Stygian water on which the gods swear (*Theog.* 782–786), she uses this eastern entrance. Bollack recognized the importance of the description of Styx's habitat. It is roofed over with huge rocks, but it also is surrounded by fixed columns which reach up to the heavens. Now, we know of a column that begins below the earth and reaches up to the sky: the pillar of Atlas in the far west where the Titan is imagined as supporting a great column, separating heaven and earth, who has been mentioned only a few lines before (cf. *Theog.* 746–748). Styx, I suggest, is his symmetrical doublet. The columns of her house in the extreme east likewise reach up to heaven; their silvery color link them to the far East (which elsewhere Homer calls the birthplace of silver, *Il.* 2, 857). Styx, then, (and here I agree with Bollack,) is – both spatially and symbolically – one of the forces, literally a pillar, that keep the cosmos from collapsing.

In 1975, Bollack published an essay «Mythische Deutung und Deutung des Mythos»,⁶ which began with a discussion of the modern conception of myth, grounded in Romanticism, that viewed myth as a primitive attempt to explain the world, which gives way to rationalism and philosophy and leaves the mythological mind-set behind; hence the familiar construct *vom Mythos zum Logos*. Against this modern notion, Bollack sets what he sees as Aristotle's view that

5 The Sun presumably exits at dawn, while the Dreams are presumably waiting to sally forth when Night comes on.

6 BOLLACK 1975: 67–119 = GP: 137–180 (French version).

myth is not the primitive starting point of reflection on the cosmos, but in fact contains a remnant of philosophical thought that survived the recurrent cosmic cataclysms.⁷ It is then not pre-philosophical but *post-philosophical*, preserving fragments of a true account of the working of the cosmos. This would suggest that we must read the myths that have come down to us in a very different manner, in fact discovering «la raison du mythe». In addition, Bollack emphasizes that the myths we have from antiquity come from literary texts and are far from being naïve reflections, but instead sophisticated artifacts that are open to interpretation rather than being deconstructed to reveal their primitive substrate. Bollack then offers four examples; here I can only mention two. First, a comparison of the Bellerophon story in Book 6 of the *Iliad* in Homer and Pindar (*Ol.* 13) reveals how the structure and nuances of the narrative can be exploited for very different ends. In the case of Homer, Bellerophon and his family with their alternation of success, leading to excess, followed by failure demonstrate the human condition, its fragility and instability. But the exchange of armor between the newly found *xenoi*, Glaucus and Diomedes, with which the story culminates, suggests a purely human possibility of reconciliation. In Pindar's epinician, which sets out to glorify the victor and his city Corinth, the invention of the bridle, a gift of the gods joined with human ingenuity, makes possible Bellerophon's civilizing mission of monster slaying and his heroic accomplishment that Pindar celebrates. Here he alludes to, but omits, Bellerophon's fall, a theme the poet exploits for different purposes in *Isthmian* 7, whose theme centers on restraint and excess.

Bollack's last example, the so-called Hymn to Hecate in Hesiod's *Theogony* offers no parallels and hence no variants; a unique document, hence we cannot draw on comparanda to assist in our interpretation. Clearing a way through the debris of scholarly opinions that offer external or hypothetical explanations for the goddess' presence – again on the assumption of a primitive mind-set – Bollack begins from a detailed analysis of the description of her powers and the structure of the passage, which leads him to recognize that the dominating characteristic of the goddess is *die Allgegenwärtigkeit des Zufalls*, the universal presence of chance. Here again, Bollack's acute analysis of the passage was the key for me to understanding the role of this enigmatic divinity in Hesiod's poem and in the cosmos of his *Theogony*. In my own work I tried to elaborate on Bollack's insight by arguing that, while Hesiod presents the goddess' universality, his depiction of her activity is specifically defined by her influence on human life where her willfulness or capriciousness is apparent in the success or failure of all human endeavors.⁸ As such, she, like Prometheus, plays a crucial role in Hesiod's theodicy, which will be further elaborated in the *Works and Days*. Fram-

7 Cf. esp. Arist. *Meta.* 11, 1074 a38–b14.

8 STRAUSS CLAY 1984: 27–38.

ing the account of Zeus's birth (*Theog.* 468–506) the two panels of Hecate and Prometheus (*Theog.* 411–452, 507–617) serve to define the human condition in our post-Promethean age. As Hesiod tells us: «And so, even now, whenever men pray or make sacrifice, they invoke Hecate» (*Theog.* 416–420) by whose will success is granted or denied. Absorbed and consolidated into the Olympian pantheon and taking her place as an essential element of the post-Promethean order established by Zeus, Hecate thus forms the middle term of Hesiod's theodicy and fully deserves her prominent place in the *Theogony*.

In an essay published in 1975,⁹ Bollack began from a discussion of *Altertumswissenschaft*, a German invention that begins with Wolf, which he sees as an attempt to imitate other Enlightenment sciences. To be respectable, the Classical texts had to become scientific, to deal with hard facts, the way physics did. Homer was the poster child for *Altertumswissenschaft*, its greatest triumph. Beginning from Kirchhoff's work on the adventures of Odysseus,¹⁰ Bollack outlines the methods and criteria of 19th to early 20th century German Analysts. Their keen eyes, it must be admitted, often detected real problems and issues, but their solutions were in some sense both violent and easy, because the problems disappeared when one had dissected the text and attributed its various parts to different hands who added, displaced, inserted in hopes of discovering «il vero Omero». And despite their lofty constructs, or perhaps better, subterranean mining, through layers and strata, no two scholars agreed. Somewhere in those elaborate constructs, probing, removing parts, rearranging others, the Homeric texts died at the hands of the doctors. Bollack glances as well at the very different «unscientific» French Belletristic tradition, followed by the pseudo-scientific popularization of Bérard's geographical interpretations of the Wandering.¹¹ (That Bollack spends so much time on Bérard may surprise, since few scholars, at least in the Anglo-Saxon world read him these days.) The history of Homeric scholarship, Bollack points out, was colored by contemporary political history, above all, the rivalry between France and Germany, as well as the national history of their respective educational establishments. (Bollack further developed these themes in his 1984 essay «M. de W.-M. en France. Sur les limites de l'implantation d'une science»¹² And we should remember that in his youth Bollack himself studied with and was captivated by Peter von der Mühl, who was a foremost representative of the Analysts school, before coming to France with its quite different educational establishments and traditions. Ultimately, according to Bollack, Wilamowitz and Bérard had a lot in common:

9 BOLLACK 1975: 9–35 = GP: 29–59; cf. BOLLACK 1976: 173–176.

10 KIRCHHOFF 1859.

11 V. BÉRARD 1927–28.

12 Cf. BOLLACK 1984: 468–512 = GP: 60–92.

Utilisant Homère à des fins propres, et faisant du sens une chose connue d'avance, ils n'étaient pas en mesure de s'armer d'une théorie du texte, ni de s'assurer des conditions de la compréhension à partir des difficultés mêmes de la lecture.¹³

Bollack was ultimately also dismissive of the concept of oral poetry, since like the Analysts, it seeks to explain the genesis of the Homeric poems through the tradition of oral performance rather than the text as it has come down to us. To be sure, this was 1975 before the many recent refinements and modifications of oral theory, but I think he would question whether even today the question of written versus oral poetry has been resolved and would I think be equally dismissive of Neo-Analysis, even in its new oral dress. Viewing the tradition of *Altertumswissenschaft* as a distraction, Bollack wanted us to return to the text; Bollack's method of reading can be summed up with the Lutheran adage, *textus interpret sui*.¹⁴ But Bollack also insisted that we can't just jump in without first acknowledging that our texts have been smothered with accretions and molded by scholarly interventions and prejudices of various kinds. According to Bollack, to get to the texts, we are required to wade through and understand those accretions, the assumptions, and the prejudices, often unstated and hence needing to be brought to the surface, that have obscured the text.

In my summary above, I have omitted the *demonstratio*, the exemplum Bollack uses to illustrate how traditional philology obfuscates the Homeric text as well as to show how to interpret it; his discussion of the Planctai. Here again I must inject a personal note: my special interest in this essay and Bollack's later note on the Planctai arose from the attempt in my own early articles to understand those instances where Homer spoke of divine and human names for things and especially those cases where no human names were given.¹⁵ I argued that the Homeric gods spoke a different language and that, when they interacted with human beings, they not only had to alter their stature and appearance, but also their way of speaking. I felt then as now, when I recently returned to the issue of Homer's view of language, that I understood why *moly*, the plant Hermes gives to Odysseus to counter the spells of Circe has no human name since human beings can see only part of the plant, the flower, but not the roots which remain hidden from human ken. Hermes reveals both parts and shows Odysseus its *physis*; occurring only here in Homer, *physis*, then, is knowledge of the whole. The history of *physis*, to which Bollack devoted so much of his life, begins here. But I remained troubled by the Planktai that appeared to have no human name. I tried to come up with an explanation, but I was never satisfied with it. Bollack's essay (which appeared subsequent to mine) was an epiphanic experience. First strip-

13 BOLLACK 1975: 33.

14 SwS: 169.

15 STRAUSS CLAY 1972: 127–132; cf. also STRAUSS CLAY 1974: 129–136.

ping away the barnacles of scholarly deposits and with meticulous attention to the text, he showed that the divine name of the Planktai is none other than Scylla and Charybdis in the language of mortals. It was one of those times that, when once you see it, you know it's right. And obvious, hiding in plain sight. It also made me very happy since it meant that the *moly* was the sole example of a name uniquely known to the gods because the gods know its *physis*. Now at the end of my career, I am intending to return to that passage as a jumping off point for the discussion of the Homeric understanding of *physis* and its relation to the gods.

But why, I ask myself, did Bollack choose the Planktai as his prime example for the shortcomings of *Altertumswissenschaft*? I suggest that he saw the passage between Scylla and Charybdis as emblematic for the study of our old texts. You can be snatched up by towering constructs with inevitable loss of the text or be drawn down into the turbulent void where the text disappears altogether. But it can re-emerge if one holds on for dear life.

Bibliographic References

- BÉRARD 1927–29 – Victor BÉRARD, *Les Navigations d'Ulysse*, Paris, Armand Colin, 1927–29.
- BOLLACK 2020 – Jean BOLLACK, «Vingt ans pour Ulysse, vingt ans pour Hélène», in *Donum natalicium digitaliter confectum Gregorio Nagy septuagenario a discipulis collegis familiaribus oblatum*, published online by the Center for Hellenic Studies, 2020 : <https://chs.harvard.edu/jean-bollack-vingt-ans-pour-ulysses-vingt-ans-pour-helene/>.
- BOLLACK 2001 – Jean BOLLACK, «Le Jeu de Pénélope», *Europe: revue littéraire mensuelle* 865 (2001): 218–249.
- BOLLACK 1984 – Jean BOLLACK, «M. de W.-M. (en France). Sur les limites de l'implantation d'une science», in W. M. CALDER III/H. FLASHAR/T. LINDKEN (eds.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1984: 468–512 = GP: 60–92.
- BOLLACK 1976 – Jean BOLLACK, «Note sur l'épisode des Planctes», *Actes de la recherche en sciences sociales* 2, 2–3 (1976): 173–176.
- BOLLACK 1975 – Jean BOLLACK, «Mythische Deutung und Deutung des Mythos», in M. FUHRMANN (ed.), *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption* (Actes du IV^e colloque «Poetik und Hermeneutik», Rheda, 1968), Munich, Fink, 1975: 67–119.
- BOLLACK 1975 – Jean BOLLACK, «Ulysse chez les philologues», *Actes de la recherche en sciences sociales* 1, 5–6 (1975): 9–35 = GP: 29–59.
- BOLLACK 1958 – Jean BOLLACK, «Styx et serments», *Revue des Études Grecques* 71 (1958): 1–35 = GP: 265–287.
- KIRCHHOFF 1859 – Adolph KIRCHHOFF, *Die homerische Odyssee*, Berlin, Hertz, 1859.
- STRAUSS CLAY 1974 – Jenny STRAUSS CLAY, «Demas and Audé: The Nature of Divine Transformation in Homer», *Hermes* 102 (1974): 129–136.
- STRAUSS CLAY 1972 – Jenny STRAUSS CLAY, «The Planktai and Moly: Divine Naming and Knowing in Homer», *Hermes* 100 (1972): 127–132.

- STRAUSS CLAY 1984 – Jenny STRAUSS CLAY, «The Hecate of the Theogony», *Greek, Roman and Byzantine Studies* 24 (1984): 27–38.
- STRAUSS CLAY 2020 – Jenny STRAUSS CLAY, «A Stroll through Hesiod’s Tartarus», in M. CHRISTOPOULOS/M. PAÏZI-APOSTOPOULOU (eds.), *The Upper and the Underworld in Homeric and Archaic Epic*, Ithaca, Center for Odyssean Studies, 2020: 393–412.

Heidegger dans l'Hadès : Jean Bollack, lecteur d'Homère et de Celan

DAVID BOUVIER

1. Lecture de lectures

Dans ce colloque sur « les lectures d'un lecteur », je suis initialement intervenu comme un lecteur mis en abîme, puisque j'étais invité à répondre à la communication de Jenny Strauss Clay sur « Bollack et la poésie épique archaïque ». Ma position était celle d'un lecteur lisant le texte d'une lectrice lisant le travail d'un penseur lui-même lecteur multiple. Dans ce jeu de regards où chacun découvre la lecture de l'autre, mon avantage était de me trouver guidé pour aborder un penseur que les rencontres du réseau Corhali m'avait permis de connaître¹, mais dont les travaux, fondés sur une herméneutique peu sensible à l'école anthropologique, restaient pour moi quelque peu hermétiques².

Il n'est pas de texte, si isolé qu'il soit, qui ne garde en mémoire d'autres fragments, venus d'autres lectures. Le lecteur mis en abîme vit de cette impression qu'un deuxième texte pourra l'aider à comprendre le premier ; puis, il découvre qu'un troisième texte pourrait l'aider à comprendre le deuxième ; il ira l'ouvrir avant d'en chercher un quatrième appelé par le troisième. Et ainsi de suite. Bollack avait dit de son côté : « Une lecture quelle qu'elle soit ne se précise pas dans un vide de lectures³ ». Plus qu'il n'y paraît, on lit toujours plusieurs textes à la fois. Cela commence avec le philologue, personnage « protéiforme », qui s'imisce dans le texte qu'il édite, traduit ou interprète. Bollack le relève : « La plupart des lecteurs ignorent qu'ils lisent Marulle dans Lucrèce, Usener dans Épicure, Diels dans Héraclite⁴ ». Soit ! C'est incontestable. Mais est-ce évitable ? Peut-on prétendre, en examinant et réexaminant toutes les conjectures dont les textes classiques ont été chargés, « retrouver ensuite la bonne leçon » et cela parce que l'on aurait procédé à une confrontation des conjectures éliminant « l'arbitraire en contrôlant la subjectivité⁵ » ? Bollack croit à la possibilité de

1 Jean Bollack a notamment gardé une trace de nos discussions lors d'une rencontre Corhali. Voir BOLLACK 2012 : 268.

2 Je renvoie à la très bonne analyse de SIMON-NAHUM 2014, qui rappelle la rencontre de J. Bollack et P. Vidal-Naquet à Lille, leur solidarité militante mais leur divergence intellectuelle. Voir aussi ScS : 69–73.

3 GP : 94.

4 GP : 93.

5 GP : 27.

« retrouver une signification première⁶ », mais peut-on lire aujourd'hui un texte de Sophocle qui ne serait que le texte de Sophocle⁷ ? Dans sa conclusion, J. Strauss Clay éclaire la dimension engagée de la philologie de Bollack, la philologie comme une aventure aussi dangereuse et risquée que la navigation d'Ulysse dans la passe entre Charybde et Scylla⁸ : « You can be snatched up by towering constructs with inevitable loss of the text or be drawn down into the turbulent void where the text disappears altogether. But it can re-emerge if one holds on for dear life⁹ ». L'image est forte et s'ouvre à divers niveaux de compréhension : s'accrocher à son interprétation « comme à sa vie » ! La philologie, réfléchie et consciente d'elle-même, est vécue comme un combat contre des interprétations fausses ou aveugles ! Très loin des théories de la réception qui postulent l'existence de textes ouverts autorisant des compréhensions multiples, quitte à admettre la valeur relative de chaque interprétation, Bollack, lui, aborde le texte en explorateur d'une tradition d'interprétations qu'il doit défier comme autant de dangers sur « le chemin du vrai », des interprétations trompeuses et fautives qui ont corrompu le texte¹⁰.

Le texte premier ne peut exister que théoriquement et indépendamment de ses lecteurs. Dès qu'un texte est lu, il implique ou réveille, chez son lecteur ou interprète, le souvenir d'autres lectures ou témoignages qui aident à la compréhension. J. Strauss Clay montre bien comment, consciemment, elle interprète des passages d'Hésiode qui portent l'empreinte du commentaire de Bollack. Elle s'intéresse à l'Hésiode de Bollack et peut dire ce qu'elle dit parce qu'il existe un Hésiode de Bollack qui se distingue des Hésiode de West, de Mazon, d'Arrighetti ou de Most. Quant à savoir si l'Hésiode de Bollack est plus qu'un autre l'Hésiode d'Hésiode, la question doit être posée.

Deux argumentations intéressent plus particulièrement J. Strauss Clay qu'elle va récupérer : d'abord la démonstration, dans « Styx et serments » (1958), que le Styx doit être imaginé « as a steep rock from which water plunges down into the lower depths » ; ensuite, empruntée à deux articles qui se répondent « Ulysse chez les philologues » (1975) et « Note sur l'épisode des Planctes » (1976), la démonstration que « the divine name of the Planktai is none other than Scylla and Charybdis in the language of mortals¹¹ ». Sans revenir sur la façon dont J. Strauss Clay utilise pour les prolonger ces deux

6 Voir les remarques critiques de COZZO 2015 : 217–240.

7 ScS : 104–105.

8 STRAUSS CLAY, dans ce volume, 242 : « I suggest that he saw the passage between Scylla and Charybdis as emblematic for the study of our old texts ».

9 STRAUSS CLAY, dans ce volume, 242.

10 GP : 94 : « L'accès immédiat au texte est demandé avec insistance. Et pourtant il est impossible de constituer l'interprétation sur la matière nue sans passer par l'histoire des interprétations ».

11 Cf. dans ce volume la communication de J. STRAUSS CLAY.

constats, je voudrais la suivre dans sa lecture du premier article pour montrer comment la démarche herméneutique de Bollack travaille à une réappropriation d'un texte amplifié par son commentaire.

2. Le « serment » comme une enceinte de pierres

Dans « Styx et serments¹² », l'un de ses tous premiers articles, publié en 1958, Bollack s'intéresse au terme *horkos* employé pour signifier le « serment ». Contre Benveniste et Leumann, il réhabilite la thèse des Anciens qui rapprochaient *horkos* de *herkos* (« enceinte »). Étymologiquement, le lien est plausible et l'on pourrait citer plusieurs parallèles de cette alternance de degré vocalique. Sémantiquement, les arguments semblaient manquer et Benveniste invitait à oublier cette piste en identifiant plutôt *horkos* à un « objet sacralisant¹³ ». C'est en relisant Homère et Hésiode, en s'interrogeant sur la procédure du serment, sur les adjectifs (« large, puissant, grand ») qui le qualifient, sur l'identité des dieux pris à témoin, que Bollack en vient à s'intéresser à différentes formes du serment dans la poésie archaïque, notamment chez les dieux et chez les hommes. Toujours, relève-t-il, il apparaît que les puissances prises à témoin garantissent un certain ordre du monde : « les éléments sont invoqués pour que la nature entière soit témoin du pacte, dont la portée devient, par là-même, illimitée¹⁴ ». Parmi ces puissances, Styx a un statut exemplaire. Que représente, se demande Bollack, dans une formulation d'un serment prêté par Calypso (*Od.* 5, 185) ou Héra (*Il.* 15, 35), « l'eau tombante (κατειβόμενον) du Styx », invoquée en même temps que le Ciel et la Terre, et par qui un serment devient « le plus terrible de tous¹⁵ » ? Constatant « le nombre vraiment surprenant des textes qui, mentionnant le Styx, font apparaître des images de rochers », Bollack fait l'hypothèse que le Styx « serait d'abord un rocher » qui déverse son eau en cascade¹⁶. D'un exemple à l'autre, un paysage du serment apparaît, un paysage que Bollack parcourt autant peut-être qu'il le construit en l'associant à des images qu'il emprunte à ses propres références. Relisant la description que Circé donne de la topographie de la demeure moisie d'Hadès en *Od.* 10, 513–515, où l'eau du Styx se déverse dans la chute du Cocyte, il choisit, pour illustrer ce paysage mythique, de le comparer à un paysage montagnard tourmenté : « les torrents qui se rencontrent tombent de plus haut, comme dans les Alpes, paysage < affreux > par excellence, les cascades ruissellent le long des parois rocheuses et se rejoignent au

12 BOLLACK 1958, repris dans GP : 265–287.

13 BENVENISTE 1948 : 81–94.

14 GP : 273.

15 GP : 275.

16 GP : 277.

confluent des vallées¹⁷ ». Pourtant très critique avec les travaux d'un Bérard qui veut identifier les sites décrits par l'*Odyssee*, Bollack se réfère à Schadewaldt¹⁸ et précise : « Les paysages mythiques en effet empruntent dans l'*Odyssee* certains de leurs éléments à des contrées qui ne sont pas toujours méditerranéennes¹⁹ ». Soit ! Mais le lien plus précis avec les Alpes étonne ; l'apposition « paysage < affreux > » renvoie sans doute moins à un paysage alpin précis qu'à un tableau d'ensemble de cascades chutant depuis des rochers abrupts : ce paysage évoqué par le Styx dont le nom dit l'« horreur » et le « froid ».

La démonstration se poursuit pour retrouver Styx, aux « confins de l'univers » où Hésiode le localise dans la *Théogonie*. C'est là qu'Iris, messagère de Zeus, vient chercher l'eau qui sert aux serments des dieux : « l'eau au vaste renom, qui tombe, glacée, d'un rocher abrupt et haut²⁰ », cette eau qui a la vertu de confondre le dieu parjure. Fort de ces nouveaux éléments succincts, Bollack précise encore son tableau dans une description qu'il enrichit visuellement, avec une insistance sur les rocs et rochers :

d'immenses rochers surplombent la demeure, l'eau se précipite du haut d'un roc abrupt et le pays tout entier est rocheux. L'eau du Styx est moins présente à l'esprit que la roche d'où elle coule [...] Aux confins du monde, aux extrémités de l'Océan, il est une côte abrupte d'où s'échappe une partie des eaux qui, au lieu de couler autour de la terre, se précipite en torrent avant de s'enfoncer sous la terre. [...] Pour Hésiode, [...] l'eau du Styx est l'eau que fait couler la déesse, fille d'Océan. Mais, comme sa demeure rocheuse dans un pays de rocailles est évoquée avec tant de vigueur, nous pouvons supposer que le poète adapte une version plus brutale où le Styx n'était rien que la côte abrupte s'élevant aux confins de l'Océan : une immense paroi encerclant l'univers, une grande enceinte du monde²¹.

C'est bien plus de rochers que l'on peut en trouver chez Hésiode ou Homère pour parler de ce lieu. Mais l'interprète sait où il veut en venir : « Du même coup – constate-t-il – l'étymologie de *horkos*, < clôture >, offrirait un sens plein et précis [...] Le Styx tient l'univers enfermé, il en est la clôture²² ».

Les descriptions de l'*Odyssee* (514–515) et de la *Théogonie* (775–806) fournissent à Bollack des données qu'il visualise et détaille trop précisément pour qu'on ne s'interroge pas sur une conception du Styx qui n'aura jamais été aussi riche et complète que sous sa plume. On le suit pourtant volontiers dans la mesure où il aide à comprendre l'enjeu final d'un serment. J. Strauss Clay, sensible à cette image de la demeure du Styx comme « a rocky steep landscape »,

17 GP : 277.

18 SCHADEWALDT 1959 : 113.

19 GP : 277.

20 *Théogonie*, 785–787, cité par GP : 277.

21 GP : 278.

22 GP : 278.

formule parfaitement les conséquences d'un serment prêté avec l'eau du Styx : « to swear by the Styx, to invoke the Styx, therefore means to invoke the cosmic origins and the natural order, a meaning that resurfaces in Empedocles and in the tragedians²³ ». L'analyse confère aux confins du monde et au Styx une force juridique que chaque serment rappelle et réaffirme.

Sans remettre aucunement en question ce résultat qui donne toute sa force au plus terrible des serments, il n'est pas inutile de relever que Bollack n'a pas manqué de visualiser et de récrire ce paysage affreux qui devient garant d'un serment. Il était essentiel à sa démonstration d'insister et de la personnaliser. Il faut garder en tête cette conception de la nature pour lire l'analyse que Bollack donnera plus tard du poème de Celan, « Todtnauberg », où l'on retrouvera eau, montagnes et monde des morts et l'idée d'un paysage qui devient témoin et garant d'un pacte.

3. « Le mont de la mort » : un paysage odysseén dans la Forêt Noire

Bollack est un philologue sans frontières : il a lu et interprété aussi bien des poètes grecs épiques, des présocratiques, des tragiques que des poètes modernes comme Saint-John Perse ou Celan que Peter Szondi lui avait présenté et avec qui il avait lié amitié. La tradition universitaire tend à isoler les savoirs, souvent clos dans des plans d'études qui se referment sur les disciplines. Dans la bibliographie de ses travaux, présentée en annexe dans *La Grèce de personne*, Bollack a lui-même choisi un classement en trois sections distinctes : A) Grèce, B) Herméneutique, C) Modernité²⁴. L'organisation du livre en trois parties thématiques ne respecte heureusement pas cette tripartition disciplinaire. L'originalité de Bollack est de pouvoir bâtir des ponts entre la Grèce et le monde moderne. L'intérêt de sa démarche est d'inviter l'helléniste à sortir de son terrain pour aller ailleurs et lire un poème moderne. En quoi la lecture de Celan, dans un article qui clôt le volume, peut-elle par exemple renvoyer et prolonger des articles comme « Ulysse philologue » (qui ouvre le livre) ou « Styx et serments » (qui ouvre la troisième et dernière partie du livre) ? Jusqu'où les clés qui permettent d'interpréter l'*Odyssee* peuvent-elles aider à lire Celan ? Dans un entretien donné aux débuts des années 2000, Bollack rappelle qu'il a connu Celan en 1959 : « On ne se doutait pas qu'on comparerait un jour [son œuvre] à Dante ou à l'*Odyssee*²⁵ ». Pourquoi Dante et pourquoi l'*Odyssee* ? Dante et Homère ont tous deux décrit et imaginé l'Hadès ou l'enfer. Celan a survécu aux travaux forcés du camp de

23 STRAUSS CLAY, dans ce volume, 237.

24 GP : 485.

25 BOLLACK 2003 : 70.

Tabaresti ; ses parents ne sont jamais revenus des camps de concentration²⁶. Celan n'a pas besoin d'imaginer l'enfer, il est hanté par son propre passé. Peut-on lire Celan comme on lit l'*Odyssée* ? Bollack reste-t-il helléniste en lisant Celan ? Sa motivation philologique est la même : « Si une œuvre est difficile, les raisons en sont en partie les mêmes pour Celan que pour Homère ou Sophocle²⁷ ». Ce qui ne veut pas dire que Bollack lit Celan comme il lit l'*Odyssée*. Mais – et cela mérite d'être observé – sa lecture de Celan passe par celle des poèmes antiques et notamment par l'*Odyssée*.

En 1996, Bollack publiait dans la revue *Lignes* un article sur le poème « Todtnauberg » que Celan avait écrit vingt-neuf ans plus tôt, en juillet 1967, après une journée passée chez Heidegger, dans sa retraite de la Forêt Noire. Décrivant la nature autour du petit chalet du penseur, évoquant le livre d'or qu'il faisait signer à ses hôtes et faisant allusion à un moment rude, le poème est devenu dans les années 1980 le symbole de ce qu'il pouvait y avoir de plus compliqué dans le rapport de la poésie à la philosophie. Philosophe adulé alors par l'intelligentsia française, Heidegger qui prétend comprendre l'essence même de la poésie est aussi l'indéniable complice du national-socialisme, tandis que Celan est ce poète blessé à vie par la persécution nazie, torturé jusque dans sa langue. Dans son article qu'il reprend pour en faire le chapitre final de *La Grâce de personne*, Bollack veut mettre sa philologie au service d'une vérité poétique et politique ; il veut répondre aux défenseurs français d'Heidegger qui postulaient que « la poésie de Celan était tout entière un dialogue avec la pensée d'Heidegger », et que le poème de « Todtnauberg » participait de ce dialogue²⁸. Bollack veut dénoncer la supercherie de cette conception. Il connaît Celan, il l'a rencontré, avant et après sa visite de juillet 1967 chez Heidegger.

Comment lire ce poème où Celan rapporte qu'il est venu, dans cette Forêt Noire qui n'est pas son pays, visiter Heidegger dans son cabanon ? Bollack se prononce tout de suite : « il s'agit bien d'une petite épopée : un étranger arrive dans une cabane solitaire, comme Ulysse chez Eumée ; un voyage conduit ensuite aux Enfers ». Lire le poème comme une petite *Odyssée* ? « Une lecture quelle qu'elle soit ne se précise pas dans un vide de lecture » : je reprends ici la phrase de Bollack pour suggérer que l'*Odyssée* est un modèle qui l'aide, non pas à comprendre le poème de Celan, mais à l'inscrire dans une tradition qui le

26 SAGNOL 2016.

27 BOLLACK 2003 : 71 : « Jusqu'où peut-on comparer un auteur à un autre ? Cela dépend-il des clés d'interprétations ? Autour des années 1980, j'ai pensé qu'il me fallait choisir des domaines ouverts, où le débat sur les questions mêmes qui m'occupaient soit plus franc qu'entre philologues ; j'ai choisi la littérature, et Celan a très vite occupé la place qui lui revient dans le travail de compréhension de la littérature contemporaine ».

28 GP : 375, cite les interprétations de Pöggeler et de Lacoue-Labarthe. Voir aussi THOUARD 2020 : 150.

renforce. S'il peut y avoir une poésie après la Shoah, c'est aussi parce qu'il y en avait une avant. Lire Celan avec Bollack, c'est aussi retrouver un peu de l'*Odyssee* dans « Todtnauberg » : « il s'agit bien d'une petite épopée : un étranger arrive dans une cabane solitaire... ».

Dans son article, Bollack cite d'abord le poème intégralement et en allemand. Puis il le reprend en le traduisant en français et en le commentant, après avoir analysé le titre, strophe par strophe ; cette première partie est suivie d'un dossier et d'une série de remarques sur le contexte biographique et historique : autant de données nécessaires pour comprendre l'enjeu du poème. Pour expliciter encore l'enjeu, il faudrait sans doute ajouter à la documentation donnée par Bollack d'autres documents publiés depuis, notamment plusieurs lettres de Celan relatives à ce voyage dans la Forêt Noire²⁹. Évoquons quelques données.

Au début de l'été 1967, alors que la Guerre des Six Jours est terminée, Celan se remet d'une grave crise psychique qui a nécessité son internement. Le 24 juillet 1967, il se rend, sur invitation de Gerhart Baumann, à l'Université de Fribourg-en-Brisgau, où il lit ses poèmes devant un public de plus d'un millier de personnes, parmi lesquelles Heidegger qui s'était réjoui de cette occasion de rencontrer le poète. Le lendemain de la lecture, une excursion est prévue : rendre visite à Heidegger dans son cabanon de Todtnauberg et découvrir des paysages de la Forêt Noire, et des marécages. Le poète et le philosophe se connaissaient et avaient échangés des lettres, mais ils ne s'étaient encore jamais rencontrés. Au début des années 1950, Celan avait lu avec un vif intérêt *Être et temps* et aussi *Chemins qui ne mènent nulle part*, en particulier le chapitre « À quoi bon les poètes ? ». Mais Celan avait aussi découvert, pour les condamner radicalement, l'implication politique et l'adhésion du philosophe au parti national-socialiste de 1933 jusqu'en 1944. L'estime admirative portée au penseur se complique alors d'une consternation devant son action politique ; Celan, comme tant d'autres, attend une explication, faute d'une impossible justification. En 1959, Celan refuse d'offrir une contribution au recueil en l'honneur du 70^e anniversaire d'Heidegger. Heidegger, qui se voulait philosophe des poètes et de la poésie, avait toutes les raisons de vouloir affirmer son lien avec le poète juif ; un hommage de Celan aurait constitué une pièce maîtresse de la réhabilitation du penseur compromis dans le pire. Le refus de Celan n'interrompt pas cependant leurs échanges.

En juillet 1967, voilà donc Celan chez Heidegger. D'après un témoignage de Baumann, il aurait hésité à se rendre chez Heidegger jusqu'au dernier mo-

29 BADIOU 2001. Notamment les échanges épistolaires de Celan et de son épouse, Gisèle Lestrangé, durant les mois de juillet et août 1967.

ment³⁰ ; dans une lettre écrite en juillet à son épouse, il exprimait aussi son peu d'enthousiasme à rencontrer Heidegger³¹ ; Bollack recueille lui un témoignage qui montre un Celan prévoyant cette visite³². Le 25 juillet, le voilà donc, réticent mais présent, dans le cabanon (« die Hütte ») du philosophe où il laisse un mot dans le livre des hôtes. Celan sait que le livre a jadis été signé par différents représentants nazis proches d'Heidegger. L'après-midi, avec Gerhard Neumann et Gerhart Baumann, Heidegger fait découvrir à Celan un marécage des alentours ; l'excursion est interrompue par la pluie. Quelques jours plus tard, le 1^{er} août, depuis Fribourg-en-Brigau, Celan écrit son poème « Todtnauberg », qu'il fera bientôt publier à Vaduz, chez Altmann, en cinquante exemplaires numérotés, destinés à des lecteurs précis : Heidegger, en premier lieu, mais aussi Baumann et Neumann³³. Le poème ne compte qu'une longue phrase de 67 mots, découpée graphiquement en huit strophes dont les longueurs varient. Citer le poème de Celan intégralement, en respectant sa typographie, entraînerait trop loin ; le résumer est impossible. Mais c'est moins le poème lui-même que son commentaire par Bollack qui m'intéresse ici. Disons que le poème évoque des fleurs, l'arnica et le luminet, une fontaine devant un cabanon (« die Hütte »), puis une phrase écrite dans un livre qui a recueilli d'autres noms (« quels noms consigna-t-il avant le mien ? »), phrase qui espère « la venue d'un mot – d'un pensant » ; les dernières strophes plus rapides évoquent un gazon forestier, des orchis, quelque chose de rude, entendu par un chauffeur durant un trajet en voiture ; « des chemins de rondins à moitié foulés », un haut plateau marécageux et beaucoup d'humidité (« Feuchtes viel »).

En janvier 1968, Heidegger répond à Celan pour le remercier de son envoi ; il se réjouit de ce poème qui commémore leur rencontre et leur échange. Tout en évoquant une conversation où des solutions viendront « des non-dits³⁴ », le philosophe conclut par une formule de vœux qui prend la tournure d'une provocation : « Mes propres vœux ? Qu'à l'heure qui sera la bonne vous entendiez la langue dans laquelle la poésie qui est à faire s'adressera à vous³⁵ ». Il

30 BAUMANN 1986 : 69 : « An diesem Abend schon zeichneten sich jene Schwierigkeiten ab, welche diese Beziehung bis zum Ende begleitet hatten, – das Unwägbar, welches ungewiss erscheinen liess, ob Celan am Morgen der Einladung von Heidegger folgen, ob er sie ausschlagen werde ».

31 Lettre du 17 juillet 1967 : « [...] Franz Wurm me charge de transmettre ses «Grüsse» à Heidegger, ce qui ne me comble guère de bonheur. En vérité, le vrai but de ce voyage est Francfort, c'est-à-dire les entretiens avec Unseld, Reichert, Allemann ».

32 GP : 364.

33 GP : 363 ; IVANOVIC 2021 : 194.

34 « Ich denke, dass einiges noch eines Tages im Gespräch aus dem Ungesprochenen gelöst wird ». Voir GP : 372 et DUECK 2014 : 314.

35 GP : 460, n. 53 : « Und meine Wünsche ? Dass Sie zur gegebenen Stunde die Sprache hören, in der sich Ihnen das zu Dichtende zusagt ».

y aurait beaucoup à dire sur cette injonction. Heidegger sait donc la poésie qui est à faire, mais il faut encore que le poète en entende la langue ! Quelle langue ? Bollack a bien montré que Celan se battait avec et contre la langue de son ennemi, pour le toucher au cœur de son identité ; qu'il voulait « refaire une langue qui dise la monstruosité inhérente de la langue³⁶ » ; la question n'est pas pour Celan de savoir s'il peut y avoir une poésie après Auschwitz, mais de rappeler qu'il y avait bien une responsabilité de la poésie allemande dans l'histoire qui conduit à Auschwitz³⁷. Comment Celan aurait-il pu suivre Heidegger dans sa quête de l'essence de la langue ou du langage ?

D'abord diffusé confidentiellement, « Todtnauberg » est finalement inclus par Celan dans son recueil *Lichtzwang* paru, peu après son suicide dans la Seine, en 1970. Les poèmes de Celan sont des pièces autonomes mais qui se rattachent à des contextes bien précis : ils arrachent une parole, une vérité à des événements ou des situations qui impliquent le poète. Bollack a appris de Peter Szondi (contre Gadamer) que l'interprétation de la poésie de Celan gagne à se nourrir d'informations biographiques et historiques pour « identifier les circonstances précises » liées à la composition d'un poème ; l'interprète se fait historien ou pour le dire avec les termes de Bollack : il faut « doubler l'herméneutique d'un travail d'historien³⁸ ». C'est qu'il n'est pas facile d'entrer dans la poésie de Celan³⁹. Bollack dit le temps qu'il lui a fallu pour enfin comprendre que « Todtnauberg », « petite épopée », était aussi un témoignage dénonçant le silence insupportable de Heidegger. Sa lecture est biographisante. Nourrie par le constat que « nul ne témoigne pour le témoin » – le témoin est toujours seul⁴⁰ – la poésie de Celan appelle, en revanche, son destinataire à se faire témoin du témoignage : admettre que le poème est désormais là avec sa force⁴¹.

Bollack lecteur se constitue en témoin du projet poétique. Il se souvient que Celan, avant d'aller à Fribourg-en-Brisgau, était venu le voir et lui avait parlé de la visite qu'il allait faire à Heidegger, de son désir d'entendre le philosophe s'expliquer sur son comportement pendant la période nazie. À quoi Bollack avait

36 PcP : 41.

37 PcP : 41 : « Tout ce qu'Heidegger avait pu commenter dans ses essais sur la poésie avait pour lui [Celan] participé aux conditions de possibilité de l'événement ». Voir aussi la lettre que Celan adressait à Max Rychner en 1946 : « Ich will Ihnen sagen, wie schwer es ist als Jude Gedichte in deutscher Sprache zu schreiben. Wenn meine Gedichte erscheinen, kommen sie wohl auch nach Deutschland und (...) die Hand, die mein Buch aufschlägt, hat vielleicht die Hand dessen gedrückt, der der Mörder meiner Mutter war (...) Aber mein Schicksal ist dieses: deutsche Gedichte schreiben zu müssen. »

38 GP : 338–339.

39 GP : 364.

40 HARTOG 2017 : 181.

41 Voir « Gloire de cendres (= Aschenglorie) », dans P. CELAN, *Choix de poèmes*. Trad. de l'allemand et préfacé par Jean-Pierre Lefebvre. Paris, Gallimard, 1998.

répondu qu'Heidegger n'en ferait rien. Il avait raison : à Todtnauberg, Heidegger n'est pas entré en matière⁴². À son retour, Celan est retourné chez Bollack pour lui dire sa déception et préciser qu'il n'avait « rien fait ». En 1968, à l'époque de cette visite, Bollack ignorait l'existence du poème. Il a fallu que le temps passe et que les morceaux de différents témoignages se recollent pour que Bollack, qui avait commencé à travailler sur Celan vers 1980, comprenne tardivement que le « rien fait » déclaré par Celan en 1968 ne signifiait pas un « rien dit » : « J'ai mis du temps à comprendre ce qui s'était passé, malgré les précédents que je pouvais connaître. Il fallait prendre la magie de l'art à la lettre. Faire parler la parole procure une force terrible⁴³ ». Avec émotion, Bollack mentionne, dans son article, que Gisèle Lestrangé, l'épouse de Celan, lui avait remis en 1981 tout un dossier de documents photocopiés qui l'ont aidé à construire son interprétation⁴⁴. « Faire parler la parole » ! Bollack pense à Celan en disant ces mots. Mais cela vaut pour son propre travail. L'expression répond aussi lointainement à Heidegger qui, en 1959, dans un livre dédié à René Char, postulait dans son jargon : « La parole est parlante [...] Où trouver un tel parler ? Ne sera-ce pas là où a été parlé⁴⁵ ? ». Bollack répond aussi à Heidegger : il n'y pas de poème qui soit « le parlé à l'état pur » ou le parlé même de la parole⁴⁶, mais un travail du poète sur la langue. Bollack n'est pas seulement l'interprète de Celan, il entre dans son poème pour l'enrichir de son commentaire et ajouter sa voix à l'accusation de Celan contre Heidegger.

4. « Todtnauberg » : récit d'une catabase

Bollack commence par décomposer et entendre le titre du poème « Todtnauberg » : un nom de village qui parle. Le lecteur d'Homère sait que dans la poésie les noms propres parlent et révèlent, dans le jeu des échos sonores et sémantiques, l'identité des hommes et des lieux⁴⁷. Que dit alors le nom du village de montagne où Heidegger s'est réfugié ? Dans le nom de « Todtnauberg », Bollack entend la description condensée d'un Hadès inquiétant. Analyser le nom revient à isoler les syllabes qui le composent. Bollack indique un premier résultat qui donne à entendre « Toten-Au », à savoir le « pré des morts », tandis qu'il rapproche « Berg » (« montagne ») du verbe « bergen », qui évoque « le fait de mettre à l'abri, de cacher ». « Todt », constate-t-il, évoque aussi le nom d'une association nazie dont les parents de Celan ont probablement, rappelle Bollack,

42 GP : 364.

43 GP : 364.

44 GP : 363–364.

45 HEIDEGGER 1976 (1959) : 18.

46 *Ibid.*

47 BOUVIER 2002 : 357–379.

été les victimes. En poésie, aucun nom n'est innocent. Bollack pose le décor révélé par le titre : « La montagne (-*berg*) garde, elle produit et cache, protège et conserve le < pré aux morts > d'une descente aux Enfers (*Todtnau, Totenau*), le lieu d'un destin incontournable, celui d'une catabase moderne. C'est en ce lieu infernal que l'hôte de la chaumière sera conduit par son visiteur, déchiffreur des marécages. Il a les titres qu'il faut pour l'y conduire⁴⁸ ». Dans ce premier temps de sa lecture, Bollack ne dit pas pourquoi Celan est « déchiffreur des marécages », mais on sait qu'il n'est pas le seul à décrypter et faire parler les paysages.

Après le titre, il faut lire les deux premières strophes :

Arnica, luminet, les
gorgées puisées à la source et le
dé astre dessus

à la
chaumière,

Deux strophes que le commentaire vient enrichir et amplifier : « La première strophe peut-être considérée comme le prologue de l'aventure lyrique. Il s'agit bien d'une petite épopée : un étranger arrive dans une cabane solitaire, comme Ulysse chez Eumée ; un voyage conduit ensuite aux Enfers. Comme dans un poème homérique, les préalables de l'événement narratif sont énoncés d'abord⁴⁹ ». Les préalables, ce sont ici « le passé historique », la nécessité de comprendre que l'arnica qui pousse en ces lieux est une fleur de mémoire : elle rappelle « l'étoile jaune », macule de la judéité, elle dénonce « les persécutions et perpétue la présence des victimes ». Ces morts ont-ils reçu leurs tombes ? On pourrait penser au pré des morts dans l'île des sirènes dans l'*Odyssee* (*Od.* 12, 39–54). Sur Todtnauberg pèse la malédiction de « l'oubli des morts⁵⁰ ».

Pourquoi, évoquant la visite de Celan chez Heidegger, Bollack pense-t-il à Ulysse arrivant à la cabane d'Eumée au chant 14 de l'*Odyssee* ? Le lien de Heidegger à son cabanon de Todtnauberg, la « Hütte » comme il l'appelait, remonte à 1922. Il venait y passer des vacances où s'y retirait pour écrire. On peut penser que le nom allemand de la « Hütte » a contribué à suggérer à Bollack le rapprochement avec l'épisode odysseén. Dans l'*Odyssee*, le terme grec *klisiè*, est employé pour désigner en particulier la cabane où Ulysse, de retour à Ithaque, retrouve Eumée, son porcher. Or, ce mot est régulièrement rendu dans les traductions allemandes du poème par « Hütte ». Bollack n'est jamais allé à Todtnauberg, il n'a pas pu voir le chalet d'Heidegger. Mais son but est moins de reconstituer une réalité que de faire parler un poème. Les images de l'*Odyssee*

48 GP : 350.

49 GP : 351.

50 GP : 352.

l'aident à construire un arrière plan. Il ne s'agit surtout pas de vouloir reconnaître des équivalences plus précises. Ni Heidegger, ni Celan ne sont des doublets d'Eumée ou d'Ulysse, pas plus qu'ils ne le sont de Dante ou de Virgile. En revanche, Bollack retrouve dans le poème de Celan, comme dans la poésie grecque archaïque, des éléments naturels qui peuvent témoigner et garantir un pacte. Sa mémoire d'helléniste l'aide à comprendre Celan à qui il se substitue un instant. Écoutons Bollack parler comme s'il était Celan chez Heidegger au moment de boire l'eau de la fontaine : « Ce que vous me voyez faire a un sens propre, il vous échappe peut-être ; pourtant ce que je viens demander, en acceptant de boire à cette eau, la vôtre, est clair. La réponse attendue me sera refusée, sans doute. On peut le craindre. Mais il ne faut pas s'y tromper : je l'aurai déjà obtenue, au cours de cette visite. J'aurai détourné le refus à mon avantage⁵¹. » Bollack se projette dans ce que Celan voulait dire selon lui. L'eau de la fontaine vient « des profondeurs de l'abîme⁵² ». Celan ne dit pas qu'il a bu l'eau de la fontaine, mais Bollack le dit pour lui. C'est que l'eau a un pouvoir. Elle garantit le pacte. Heidegger n'acceptera pas de reconnaître sa culpabilité, mais qu'importe le pacte est scellé. Comme si l'on avait juré au nom du Styx.

Autour de la cabane d'Heidegger, une mémoire se réveille : Bollack en fait le constat : « la montagne a livré son secret au visiteur, envoyant ses signes dès les premiers mots. Les fleurs sont les messagères des profondeurs chthoniennes ». C'est ici le paysage qui témoigne du passé : « Le pays de Heidegger, c'est la terreur de la Forêt Noire. La célébration de cette nature pangermanique devant les étudiants en 1933 noircit à jamais la pseudo-poésie ; un poète est venu présenter au philosophe sa forêt, plus que cela : lui imposer la vérité d'un lieu, en la refaisant *de profundis*⁵³ ».

Dans un rythme plus rapide, la deuxième partie du poème décrit l'excursion dans les terrains marécageux. Citons d'abord le texte de Celan dans la traduction de Bollack :

gazon forestier, inaplani,
orchis et orchis, esseulé,

du rude, après, en route,
clairement,

qui nous voiture, l'homme, là,
et le reçoit aussi,

51 GP : 352.

52 GP : 351.

53 GP : 352.

les chemins de rondins à-moitié
foulés
au haut plateau marécageux,

embué
en masse.

Et citons le commentaire de Bollack :

« Les cinq stations de l'excursion composent une descente aux Enfers. On visite d'abord en pleine Forêt Noire les lieux de torture, et leurs tombes. L'aveu arraché au penseur suit le retour en arrière. On se sera rendu d'abord dans le royaume des morts. Il fallait un témoin pour entendre l'inavouable avoué, la chose que le poète est arrivé à faire dire au penseur. Après le jugement infernal, on remonte à la surface de la terre, et l'aveu se fait offrande aux victimes des camps d'extermination. Il ne restera qu'à montrer la scène rituelle du deuil dans les pleurs⁵⁴ ».

Le poème devient « rite initiatique » et le Celan de Bollack convoque les défunts comme Ulysse qui interrogeait les âmes de l'Hadès : « Les appelés sont là : l'âme de chacun des morts fleurit pour soi, individuellement, avec son propre petit candélabre ; chacun a son pouvoir de résistance, une force virile concentrée dans les tubercules de l'orchis (< l'herbe des garçons >, < Knabenkraut >) à la forme de testicules. Une légion se soulève, innombrable ; chacun a son sexe. La domination apparaît irrépressible. Le voyage donc se fera, il a des chances d'aboutir⁵⁵ ».

L'écriture de Bollack n'est pas facile. Elle explicite Celan par le détour d'une herméneutique qui parfois se substitue au poème expliqué. Bollack est difficile parce qu'il ajoute son imaginaire à celui de Celan. La condamnation d'Heidegger devient la sienne. Bollack a raison de se souvenir qu'un grand nombre de camps étaient aménagés dans des régions marécageuses. Il s'en souvient en lisant Celan et pour confondre un Heidegger qui semble régner sur une prairie devenue cimetière : « La nature – reconnaît-il – se transforme en intelligence, elle est forcée à se souvenir⁵⁶ ». La phrase rappelle le constat formulé dans l'article sur le « Styx et les serments » : « [dans le serment] les éléments sont invoqués pour que la nature entière soit témoin du pacte, dont la portée devient, par là-même, illimitée⁵⁷ ». Heidegger est ici confondu par le paysage et les éléments d'une nature devenue témoin, comme l'étaient les puissances du serment antique prêté au nom du Styx. Lecteur de Celan, Bollack a profité de passer par Homère et Hésiode pour mieux dénoncer, à son tour, Heidegger. On est toujours lecteur d'un autre lecteur. Pas sûr qu'aucun texte ne soit vraiment immédiatement

54 GP : 356.

55 GP : 356.

56 GP : 357.

57 Cf. *supra*.

accessible. Bollack lecteur de Celan fusionne avec lui. Le texte s'explique quand le commentaire le réécrit. Comme il y a un Hésiode de Bollack, il y a un Celan de Bollack, même si le *credo* de son herméneutique est réticent à l'admettre.

Bibliographie

- BADIOU 2001 – Paul Celan – Gisèle Celan-Lestrange (1951–1970), *Correspondance, avec un choix de lettres de Paul Celan à son fils Éric*, éditée et commentée par Bertrand BADIOU avec le concours d'Éric Celan, 2 vol., Paris, Éditions du Seuil, 2001.
- BAUMANN 1986 – Gerhart BAUMANN, *Erinnerungen an Paul Celan*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1986.
- BENVENISTE 1948 – Émile BENVENISTE, « L'expression du serment dans la Grèce ancienne », *Revue de l'histoire des religions* 134 (1948) : 81–94.
- BOLLACK 1958 – Jean BOLLACK, « Styx et serments », *Revue des Études Grecques* 71 (1958) : 1–35, repris dans GP : 265–287.
- BOLLACK 2003 – Jean BOLLACK, « Paul Celan : les enjeux d'une actualité », *Savoirs et clinique* 2 (2003) : 69–77.
- BOLLACK 2012 – Jean BOLLACK, « Les deux temps de la reconnaissance dans l'Électre de Sophocle », *Lexis* 30 (2012) : 268–275.
- BOUVIER 2002 – David BOUVIER, *Le Sceptre et la lyre. L'Iliade ou les héros de la mémoire*, Grenoble, Jérôme Millon, 2002.
- COZZO 2015 – Andrea COZZO, « L'Épistémologie de Jean Bollack ou Bollack contre Bollack », *Métis* 13 (2015) : 217–240.
- DUECK 2014 – Evelyn DUECK, *L'Étranger intime. Les traductions françaises de l'œuvre de Paul Celan (1971–2010)*, Berlin, de Gruyter, 2014.
- HARTOG 2017 – François HARTOG, « La présence du témoin », *L'Homme* 223–224 (2017) : 169–184.
- HEIDEGGER 1976 – Martin HEIDEGGER, *Acheminement vers la parole*, Paris, Gallimard, 1976.
- IVANOVIC 2021 – Christine IVANOVIC, « Breath Turn, Linguistic Turn, Political Activism. Reading Celan's Poems of 1967 », dans M. ESKIN/K. J. LEEDER/M. PAJEVIĆ (éds.), *Paul Celan today : a companion*, Berlin, de Gruyter, 2021 : 181–200.
- SAGNOL 2016 – Marc SAGNOL, « Celan, les eaux du Boug », *Les Temps Modernes* 690 (2016) : 1–27.
- SCHADEWALDT 1959 – Wolfgang SCHADEWALDT, *Von Homers Welt und Werk*, Stuttgart, K. F. Koehler, 1959.
- SIMON-NAHUM 2014 – Perrine SIMON-NAHUM, « P. Vidal-Naquet – J. Bollack : Réflexions autour de deux lectures de la tradition », *Cités* 59 (2014) : 163–167.
- THOUARD 2020 – Denis THOUARD, « Paul Celan en France. En trois pas », dans *Cahier Paul Celan*, Paris, Éditions de l'Herne, « Cahiers de l'Herne », 2020 : 156–167.

**III : Poésie allemande et française /
Deutsche und französische
Poesie**

15 décembre 1961 11 heures moins le quart ; Hôtel de Castille, rue Cambon

Notes prises par Jean Bollack après sa rencontre avec Saint-John Perse

Édition établie par STÉPHANIE CUDRÉ-MAUROUX

Notice éditoriale

Il y a plusieurs années, au moment de l'acquisition du fonds documentaire de son mari par les Archives littéraires suisses, Mayotte Bollack avait exprimé le désir que j'édite les notes de la seule rencontre¹ qui eut lieu, à notre connaissance, entre Alexis Leger et Jean Bollack. Mayotte Bollack me racontait que son mari avait été « invité en 1961 par Saint-John Perse à lui rendre visite dans un hôtel de la rue Cambon, l'Hôtel de Castille, qu'il fréquentait lors de ses passages à Paris. [...] Il venait de lire un article que le jeune helléniste lui avait consacré, [à propos de] *Vents*. [...] Le récit que [Bollack] en fit dans les heures qui suivirent leur conversation, et qui fut retrouvé dans ses papiers après sa mort, n'était pas destiné à la publication ; il marquait, me disait-elle, l'impression très vive que lui laissaient l'homme et ses paroles et le désir d'en conserver la mémoire. C'était la première fois que s'ouvrait devant lui dans sa pratique de la lecture une porte de communication entre l'ancien et le moderne. »

Le manuscrit surmonté de ces indications, « 15 décembre 1961 11 heures moins le quart ; Hôtel de Castille, rue Cambon », se compose de neuf feuillets numérotés qui n'ont à ce jour pas été retrouvés dans le Fonds Jean Bollack conservé à Berne. Nous avons travaillé pour cette publication à partir d'une copie numérisée de bonne qualité retrouvée dans l'ordinateur familial et transmise par Sabine Collé, l'une des deux filles Bollack. Ces notes nous semblent devoir intéresser autant les spécialistes de Saint-John Perse que ceux de Bollack ; en effet, Jean Bollack est resté assez discret sur cette rencontre, et n'en a pas

1 En plus de cette copie numérisée, on trouve dans la bibliothèque de Jean Bollack quelques ouvrages de Saint-John Perse dédiacés probablement ce même jour de décembre 1961. Je remercie Sabine Collé de me les avoir transmises :

Sur *Éloges* : « A Jean Bollack, / si étrangement et si / simplement / S^t-John Perse ».

Sur *Anabase* : « A Jean Bollack / très sympathiquement / S^t-John Perse ».

Sur *Vents* : « A Jean Bollack, / de si longtemps déjà et de si loin, / c'est-à-dire de si près / S^t-John Perse ».

beaucoup parlé à ses amis chercheurs, spécialistes de Saint-John Perse, qui avaient, au cours de leurs travaux, documenté la relation et l'admiration réciproque des deux hommes. On se reportera à l'article de May Chehab dans le présent volume pour un panorama détaillé des lectures intensives et passionnées que chacun a faites des œuvres de l'autre.

Les notes que nous présentons ici ont été prises par Jean Bollack après l'entretien, de mémoire ; elles sont étonnantes de qualité et de précision et dessinent le déroulé de leur conversation qui débute avec Empédocle et se termine sur des considérations plus générales sur la littérature et la philosophie. Même si l'on repère quelques inexactitudes sous la plume de Bollack, quelques points d'interrogation marquant ses hésitations, celles-ci nous intéressent car elles permettent de comprendre l'état de la connaissance biographique qu'avait en 1961 Bollack du poète nobélisé. Du côté de Leger, on comprend que les thèmes de sa biographie s'esquissent et se précisent, notamment dans la perspective du volume des *Œuvres complètes* dans la Pléiade² ; certains motifs (comme l'ascendance familiale hongroise) semblent encore comme en phase d'incubation.

Mayotte Bollack avait en outre admiré « dans ce portrait, que dessine en filigrane le compte rendu, aussi bien la souplesse et l'intuition, qui permettent au vieux poète de capter l'attention de son jeune auditeur et de retenir son intérêt, malgré des malentendus flagrants, dus à la différence des générations (notamment à propos du poète Paul Celan, que Saint-John Perse irait volontiers jusqu'à accueillir dans sa généalogie hongroise), que sa curiosité pour l'autre et la générosité de ses enthousiasmes. »

Le manuscrit autographe est reproduit tel quel, avec toutes les particularités orthographiques, syntaxiques ou de ponctuation. Les noms propres n'ont pas été corrigés.

Les lectures conjecturales se trouvent entre chevrons : < >. Ce qui est demeuré illisible est signalé par : [ill.]. On précise, lorsque cela est possible, le nombre de mots illisibles.

Les notes dites philologiques, qui indiquent les particularités de la rédaction (ajout, substitution, surcharge, rédaction marginale, etc.), sont appelées par des chiffres romains et sont renvoyées en fin de document.

Abbreviations :

ill. : illisible(s)

sup. : supralinéaire, *i. e.* dans l'espace interlinéaire *au-dessus* de la ligne à laquelle se rattache l'ajout.

2 C'est en 1961 que l'on trouve mentionnées les premières discussions avec Jean Paulhan en vue du volume Pléiade (SACOTTE 1991 : 307).

15 décembre 1961 11 heures moins le quart ; Hôtel de Castille, rue Cambon

attends dans le salon³ (un jeune homme à une table, homme d'affaires, plus tard un autre, paraissent écouter à certains moments du dialogue et se manifestaient ainsi par quelques secondes d'attention, sinon comme absents, l'un des deux laissait, vers la fin, tomber un flot^I de paperasse, une traînée de papier blanc) <II> ne tarde pas à arriver, vient vers moi, très simplement. Me trouve beaucoup plus jeune qu'il ne pensait. (Je le trouve plus petit...) Sans aucune solennité et s'effaçant en quelque sorte devant lui-même. Ses traits et son regard moins saillants (et moins "actifs") au début^{II} (et à la différence d'autres instants, ^{III} au cours de la rencontre), ont^{IV} quelque chose de doux, de charmant, d'approvoisant d'arrondi (impression qui <pourrait> entièrement disparaître^V) et d'infiniment courtois ; me parle de mes essais⁴ (de l'analyse de Vents^{VI})⁵ avec beaucoup de compliments, en leur donnant beaucoup plus d'importance qu'ils

3 Il existe encore un lieu appelé La Bibliothèque à l'hôtel de Castille qui, selon Loïc Le Berre, ancien directeur de l'établissement, pourrait correspondre à ce salon.

4 Le 21 novembre 1961, Jean Bollack avait envoyé à Saint-John Perse quatre de ses articles. Il se présente auprès de son célèbre interlocuteur comme helléniste travaillant sur des écrivains de l'époque archaïque. Dans la lettre suivante, non datée, Bollack se réjouit d'apprendre, via le poète Pierre Oster, qu'il va pouvoir rencontrer Saint-John Perse. Ces deux lettres de Bollack précédant leur rencontre sont les seules conservées à la Fondation Saint-John Perse à Aix-en-Provence ; je remercie Romain Mari de me les avoir aimablement communiquées.

5 L'article de Bollack sur *Vents*, paru tout d'abord dans la revue *Arguments* en 1960, est repris en effet dans *Honneur à Saint-John Perse*, en 1965 : « En l'an de paille », (PAULHAN 1965 : 473–479). Un autre article de Bollack, « Ailleurs », rejoint également le volume d'*Honneur* (PAULHAN 1965 : 338–344).

Mayotte Bollack nous précisait encore ceci : « L'intérêt pour les systèmes cosmologiques des penseurs de l'Antiquité et pour la grande tradition de la poésie pindarique, qui occupait principalement Jean Bollack à l'époque, leur était commun [à Saint-John Perse et à lui]. Les présocratiques se découvraient lentement en France. C'est la raison pour laquelle, Kostas Axelos [le rédacteur en chef], amateur également des systèmes planétaires, sollicita de Jean Bollack un article pour la revue *Arguments*, qui fut apprécié par Saint-John Perse. »

n'ont (en aurait entendu parler à Stockholm⁶ et en Amérique, par un type qui à la mode américaine⁷, dont il se moquait, avait fait une bibliographie "exhaustive" des

1) voudrait qu'elle figure, pour Vents, dans le recueil d'hommages⁸.

6 Saint-John Perse a reçu le Prix Nobel de littérature le 10 décembre 1960 à Stockholm après un discours de Anders Österling, secrétaire perpétuel de l'Académie de Suède de 1949 à 1964.

7 Saint-John Perse ferait-il ici référence à la bibliographie de Roger Little qui paraîtra seulement en 1971 ? Il est assez sûr qu'elle était déjà en travail en 1961 au moment de cette rencontre (le *Word index of the complete poetry and prose of Saint-John Perse* de Little paraît en 1965). Les articles de Jean Bollack y sont en tous les cas listés, sous les entrées Bb81, Bb82, Bb83, Bb84 (LITTLE 1971 : 37).

Il ne semble pas qu'il puisse s'agir de Joseph H. McMahon qui a publié *A Bibliography of Works by and about Saint-John Perse* à Stanford en 1959 ; les premiers articles de Jean Bollack où il mentionne Saint-John Perse ne s'y trouvent pas référencés, et les grands articles sur l'œuvre paraissant à partir de 1960 ne s'y trouvent logiquement pas.

8 Cette note est de Jean Bollack.

2

articles qui concernent son œuvre), me disant que mes interprétations se distinguaient de toutes les autres : "vous m'avez rejoint dans ma solitude"⁹. M'interroge sur mes activités (Lille, me dira, dans la suite, combien la vie et les universités de province se prêtaient à une action plus réelle que Paris ; s'étonnait qu'on ne m'eût envoyé à Strasbourg...). Me parle de ses efforts d'helléniste du temps où à Bordeaux il suivait l'enseignement de Rodier¹⁰ sur la philosophie alexandrine, Philon. Rodier était un très bon helléniste, mais il¹¹ a dû défricher seul les textes présocratiques. Attiré par Empédocle¹² tout particulièrement (plus que par Parménide et Héraclite). S'est occupé de Pindare non tant pour le fond (prenait <les> poèmes pour "des œuvres de commande"), mais pour le langage et les associations, la strophe qui <devait> être beaucoup large qu'on ne l'admettait dans les éditions qu'il connaissait, répondant au tour de l'autel¹³

9 Voir la dédicace de Saint-John Perse à Jean Bollack sur l'exemplaire de *Vents*, note 1.

10 Georges Louis Rodier (1864–1913) : professeur de philosophie. Catherine Mayaux et May Chehab nous apprennent dans leurs publications que Georges Rodier « suivait attentivement les recherches en cours depuis la fin du XIX^e siècle sur les présocratiques : l'étude de synthèse qu'il publie en 1906 dans la *Revue de synthèse historique* montre une érudition attentive à toutes les publications récentes dans son domaine et examinées avec une attention critique acérée », écrit C. Mayaux (« Saint-John Perse lecteur de l'*Empédocle* de Jean Bollack », MAYAUX 2016 : 358).

May Chehab précise quant à elle dans sa thèse *Saint-John Perse et la Grèce*, en 1999 : « En Rodier, Leger n'avait pas seulement un maître éclairé de grec, il trouvait un philosophe et un historien de la philosophie grecque averti de tout ce qui s'était publié d'important ou de nouveau sur la question : des vastes compilations aux histoires de la littérature, de la philosophie, des sciences, aux dernières trouvailles papyrologiques, etc., tous les travaux sont mentionnés et plus ou moins longuement commentés dans cette bibliographie. Constatant, en outre, que la connaissance du grec est devenue plus rare chez nous [*Revue de synthèse historique*, p. 200], Rodier publie un article sur « Les grandes traductions françaises des philosophes grecs » [*Revue de synthèse historique*, XIV, 1907, pp. 336–350] qu'il n'a sans doute pas manqué de signaler dans ses cours. [...] Bien que des présocratiques, tels que vus par Rodier, il ne reste que peu de chose, – sa collaboration à la *Grande Encyclopédie*, avec son article *Parménide*, ainsi que des mentions éparses dans le recueil de ses *Études grecques*, ses cours où l'érudition précise s'alliait à la réflexion métaphysique, ont dû sans nul doute contribuer à la matrice d'une réception des Présocratiques chez Saint-John Perse. Mais, faute d'indications plus détaillées, on ne peut mesurer davantage un apport certain » (pp. 170–171 de la thèse, Fonds Jean Bollack).

11 Il, Saint-John Perse, donc.

12 Dans le volume *Pléiade*, Saint-John Perse précise dans sa biographie à l'entrée 1904–5 : « Il poursuit son étude du grec pour une meilleure lecture d'Empédocle, et pour une traduction (demeurée inédite) des *Épinicies* de Pindare (étude de langage et de métrique) » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : XII).

13 On trouvait déjà l'expression « tour d'autel » dans une lettre de Saint-John Perse à Claudel du 10 juin 1911, soit cinquante ans plus tôt : « Oh oui ! j'aime Pindare, et son œuvre,

qu'effectuait> le chœur. Ses traductions, des essais plus qu'une véritable traduction (l'abbé jésuite Blanchet¹⁴ en posséderait une copie). Pindare lui posait le problème du langage

– avec les Concertos Brandebourgeois de Bach – aura été pour moi une aide puissante à vivre, depuis qu'une rare fortune m'a donné de rencontrer le texte de l'édition d'Oxford (Heyne) [voir ci-dessous, notes 19 et 21] qui nous conserve l'ancienne distribution métrique. Oui j'aime là, précisément, ce que vous me dites : que la « strophe » même, ou quantité de matière éditée en un « tour » d'autel, nous contraigne à goûter ce qu'il y a de pré-assigné dans un libre débit. » (MAYAUX 2020 : 22).

Maxime Laurent, que je remercie, comprend ce tour d'autel dans les mots de Saint-John Perse comme « une unité chorégraphique », « une strophe (de strephoo, tourner) », « un tour que le chœur faisait de quelque autel sacrificiel ; la présence d'un tel autel serait justifiée par le contexte festif (célébration conviviale d'une victoire, avec moult bestiaux sacrifiés). »

Dans *Amers*, « mètre », « Chœur » et « strophe » sont ainsi associés : « ... Innombrable l'image, et le mètre, prodigue. Mais l'heure vient aussi de ramener le Chœur au circuit de la strophe. » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : 371)

¹⁴ Père André Blanchet (1899–1973) : jésuite, spécialiste de Claudel. Voir ci-dessous notes 30, 31 et 32.

3

poétique sur lequel il n'a jamais pu dire plus que "des approximations". A besoin, maintenant, d'un dictionnaire pour lire le grec, alors que le latin (dont les textes sont infiniment moins riches, malgré Virgile et son vers coulant et musical, malgré Tacite et ses hommes et ses femmes serrés dans des paragraphes pleins de contractions...) reste toujours présent dans le français, on s'y replonge pour le prolonger. – Avait été surpris de la justesse des remarques d'Aristote sur la poésie (la richesse de quelques phrases).

Manque complet de révolution dans la poésie anglaise, d'où leur incapacité (malgré Coleridge¹⁾ de participer – même Eliot – au mouvement de la poésie moderne. (Ils ont un vocabulaire trop riche, trop concret (un mot pour chaque chose), "c'est du troc et non de la monnaie, comme le français" (symboles pour eux ce sont des signes)). N'ont pas eu le purgatoire du 18^{ème} s. Ils n'ont ainsi jamais abandonné la distance qui sépare leurs poètes de l'œuvre. Alors qu'en France depuis la révolution

1) sa réponse, quand on lui parlait de l'idéalisme etc. de Shelley (?): il était ivre ce jour là¹⁵.

15 Cette note est de Jean Bollack.

4

que marquent un peu Baud. et surtout Rimbaud, le poète est le poème. D'où leurs incompréhensions (des anglosaxons) devant les ampleurs de sa poésie qu'ils prennent pour de la rhétorique, alors qu'il est ample avec les choses amples comme la mer¹⁶. Leur incompréhension, par là, de l'ellipse, de la contraction et des omissions qui font (cf Pindare) l'essence de la poésie.

Les français ont eu l'absence du 18^e s. et le retour du 19^e s a eu, pour cela, beaucoup plus d'éclat. Le romantisme français a reçu du rom. anglais le sentiment de la nature (le rom. anglais et la poésie anglaise ne dépassant jamais la nature et, à la limite, le cosmique) et du rom. allemand la philos. et l'infini (que les Français moralistes, juristes, mémorialistes^{vii} n'avaient jamais découvert que "dans le puits de la psychologie").

Son regret de ne pas avoir accès aux textes allemands.

16 Bollack a précisément saisi cette ampleur nécessaire aux choses de la mer dans ses articles ; il date d'ailleurs « En l'an de paille » de « Fin mai 1960, dans le temps des grands raz de marée du Pacifique » (PAULHAN 1965 : 479). Le 22 mai 1960 a eu lieu au large du Chili, près de Valdivia, un mégaséisme (le plus puissant du XX^e siècle et le plus puissant jamais enregistré) suivi d'un raz de marée dévastateur dans tout le Pacifique.

5

Son séjour à Hambourg (Blankensee¹⁷) chez Richard Dehmel¹⁸ (médecin légiste qui lui <montrait>, alors, des dossiers qui laissaient prévoir les événements ultérieurs. Dehmel à cet époque très anti-prussien¹). Claudel venu le trouver de Francfort¹⁹ (où il était consul²⁰) ; lui avait donné son Pindare (édition rare^{viii} d'un amateur anglais de 1820²¹ qu'il avait reçue à Oxford et où la strophe lui paraissait plus conformément découpée ; il vient de la demander, hier, au fils de Claudel²²). Cl. lui <écrivait> plus tard qu'il ne pouvait s'en servir que comme d'un herbier, ne sachant pas le grec (avait traduit Eschyle à l'aide des traductions

17 Blankenese, quartier résidentiel et touristique de Hambourg, au bord de l'Elbe, où l'on peut voir encore des maisons aux toits de chaume.

18 Richard Dehmel (1862–1920), écrivain allemand ayant d'abord fait un doctorat en économie à Leipzig. Lors de la première Guerre mondiale, Dehmel soutient en effet l'Empire et s'engage dans la guerre dont il sort blessé.

19 La rencontre est relatée, dans SAINT-JOHN PERSE 1982 : XVII : « Rejoint à Hambourg par Claudel, alors consul à Francfort, Saint-Leger Leger lui offre son exemplaire de Pindare (édition d'Oxford 1814), visite avec lui les grands établissements portuaires sur l'Elbe ; lui fait connaître, à Blankenese, le poète allemand Richard Dehmel. »

20 La rencontre a lieu le 14 octobre 1913. Claudel est consul à Francfort de 1911 à 1913, puis à Hambourg de 1913 à 1914.

21 May Chehab a retrouvé dans la Bibliothèque de Saint-John Perse à Aix ce volume de Pindare : *Pindari carmina. Cum versione latina et notis*. A. Chr. Gottl. Heyne. Dronii : typis et sumptu N. Bliss, Londini : E. C. et J. Rivington, Longmon, Hurst, Rees, Orme, Browne et R. Priestley, 1815. M. Chehab mentionne que l'on trouve encore sur la page de garde une mention manuscrite à l'encre « A. Leger, o8 » et la copie manuscrite au crayon des *côla* de la première strophe de la XII^{ème} Pythique :

Φερσεφόνας ἔδος,
ἄ τ' ὄχθαις ἔπι μηλοβότου
ναίεις Ἀκράγαντος ἔδ-
δατον κολώναν, ὦ ἄνα!

Traduction :

Résidence de Perséphone,
qui occupes la colline dressée
sur les rives de l'Acragas ;
ô Souveraine, montre-toi propice !

« L'extrait recopié par Leger comportant des erreurs, il a pu être écrit de mémoire », précise encore M. Chehab.

22 D'après Daniel Racine, « cet ouvrage qui porte une dédicace en grec de la main de Saint-John Perse lui a été rendu par la fille de Claudel après la mort de celui-ci. » *Bulletin de la Société d'Histoire de la Guadeloupe*, « La Fondation Saint-John Perse », n° 38, 1978, p. 44.

1) sentiments qu'il dirait, plus tard, non renier, mais abandonner au profit d'un sentiment de solidarité germanique, en signant la déclaration des intellectuels allemands. Interrogé par Delcassé²³ sur les lettres qu'il recevait de D, après son entrée au Quai (auxquels il n'avait d'ailleurs pas répondu). Qualité de la censure, à^k cette époque...

23 Théophile Delcassé (1852–1923), homme politique français, ministre des Affaires étrangères de 1898 à 1905. Saint-John Perse commence sa carrière diplomatique en 1914 au service de presse du cabinet Delcassé.

6

juxtalinéaires), admire cette sincérité s'est toujours senti^x lié à Claudel, malgré leurs divergences intellectuelles par une "solidarité de coeur").

Lui parle de Celan et de sa destinée. Cela me touche beaucoup^{xi} J'ai du sang hongrois. Un de mes ancêtres venu de Hongrie, au début du 17^{ème} s. de Leyritz²⁴ (?). Possédait un "brabat²⁵" (?) à l'est de Debrecen. Le roi de France lui offre la couronne <comtale> qui <équivalait^{xii}> à sa naissance magyare. porte son nom d'Alexis²⁶ grâce à cette tradition hongroise^{xiii}. Servi dans les armées du roi contre la maison d'Autriche. Un autre <frère> était <restée> dans ses terres et servait dans les armées de l'adversaire. Ses fils restaient toujours dans la carrière des armes, des deux côtés. Si bien que les frères se sont affrontés au combat, puis les cousins et puis les petits neveux. Un descendant encore général sous le Second Empire (à Solférino) ; vient de recevoir à Gien l'épée de combat et l'épée d'apparat. – Avait laissé un château en Touraine : Chaumet²⁷ (?) où sa famille venait passer trois mois, pendant lesquels on le laissait

24 Selon ROSSIGNOL 1982, il pourrait y avoir en effet une ascendance hongroise très ancienne : « Pour [Michel de Leyritz, le premier Leyritz en Martinique et ancêtre de Saint-John Perse], on peut évoquer rapidement les origines supposées de la famille d'après la généalogie Leyritz et Hulot de Collart. Ce serait soit une famille originaire d'Allemagne et d'ancienne noblesse, soit une famille de Hongrie, établie d'abord à St-Yrieix en Limousin puis à Bordeaux. »

Pour CEILLIER 2017, l'ascendance hongroise est plus douteuse, et n'est pas attestée : « Eugène Joubert de Villemarest, un descendant de la branche antillaise des Leyritz, auteur d'une biographie sur cette famille, écrivait vers 1908 que d'après la tradition familiale celle-ci serait originaire de Croatie, alors province de Hongrie, et que la branche dont nous descendons serait venue se fixer en France, vers 1450, dans le Limousin, près de Saint-Yrieix. [...] Alexis Leger, dit Saint John Perse, prix Nobel de littérature en 1960, et lui-aussi descendant de la branche antillaise des Leyritz, écrivait également que cette famille < tenait première seigneurie d'un ancien banat de vieille Hongrie dont une branche francisée au XV^e siècle avait reçu ses titres de noblesse française >. Cette affirmation concernant son ascendance semble dénuée de tout fondement, nous allons le voir ![...] »

Enfin, si nous n'avons pas trouvé trace d'une famille Leyritz en Croatie ou en Autriche, nous avons par contre trouvé une famille Leyritz blasonnée en Allemagne, qui n'a très probablement aucun lien de parenté avec celle qui nous concerne. »

25 Banat : territoire dirigé par un ban. Il exista plusieurs banats en Hongrie qui ont maintenant disparu. L'ancien Banat historique est maintenant à cheval sur la Hongrie, la Serbie et la Roumanie.

26 Les généalogies attestent de plusieurs ancêtres prénommés « Alexis » dans l'ascendance de Leger. Une origine familiale hongroise de ce prénom est par contre mise en doute, voir note 24.

27 Château de La Chaumette, à Joué-lès-Tours, juste au sud de Tours. Saint-John Perse indique dans une lettre du 21 juillet 1922 à Jacques Rivière que ce sont ses « arrières-parents antillais qui ont planté ce vieux domaine saugrenu à l'endroit le plus mol de France » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : 708). Et il précise en note : « Le château de < La Chaumette >, à Joué-lès-Tours, en Indre-et-Loire, avait appartenu au grand-oncle paternel d'Alexis Saint-Leger Leger,

6

justaliniennes), arrivés cette fin de siècle ^(s'est toujours senti) (Rie à Claudel, malgré leurs divergences intellectuelles par une "solidarité de cœur").

Cela me tance beaucoup
lui parle de Clémence et de sa destinée. / J'ai eu
sans le dire. Un de mes ancêtres venu de Hongrie, au
début du 17^e s. de Leyritz (?). Pourrait un "habitat" (?)
à l'est de Debrecen. Le roi de France Cui offre la couronne
catholique qui était l'équivalent de sa naissance magyare.
Servi dans les armées du roi contre la maison d'Autriche.
Un autre frère était retenu dans les troupes et servait dans les
armées de l'adversaire. Les fils restaient toujours dans
la couronne des armes, des deux côtés. Si bien que les frères
se sont affrontés au combat, puis les cousins et puis les
petits neveux. Un descendant eut encore général sous le
second Empire (à Solferino); vint de recevoir à Orléans
l'épée de combat et l'épée d'apparat. - Avait laissé
un drapeau au tonnerre : Craumet (!) où sa famille
venait paquer trois mois, pendant lesquels on le laissait

porte son nom d'Alexis
grâce à cette tradition
magyare.

7

aux îles. Il y a quand-même passé des vacances, plus tard. Cette propriété passé aux "Casques Bleus²⁸ ?) et puis maintenant une maison de rééducation de <blousons> noirs. Le cimetière (avec la tombe du général²⁹) a été "ventilé". On lui a écrit en Amérique à ce sujet. S'est simplement assuré du bon ordre de la translation. (s'est entretenu, ces jours-ci, avec le sénateur du pays)

Importance des pays de l'est (alors que la France est traditionnellement orientée vers les pays du midi, Espagne).

--

Me conseille de m'occuper plus <particulièrement> de deux, trois étudiants.

--

Avantage de "l'ignorance" des jeunes gens actuels.

-- --

Au sujet du jésuite Blanchet¹⁾ (qui l'a traité de "classique³⁰"...) qui a édité la corr. Claudel-Rivière³¹ –

1) Prix de la critique 1960³²

28 On ne trouve pas trace de Casques bleus à La Chaumette. Par contre, des « Gueules casées » y ont séjourné, dont l'un des fondateurs Bienaimé Jourdain (1890–1948), premier secrétaire général de l'« Union des blessés de la Face », qui s'y trouve pendant la seconde Guerre mondiale.

29 « Alexis Féréol Joseph Ambroise de Leyritz – Né à Baltimore en 1799 [...] ; il est connu sous le nom de « Général de Leyritz ». [...] Commandeur de la Légion d'honneur et de l'ordre de Saint-Grégoire le Grand, il combattit à Rome en 1849 avec les zouaves pontificaux contre les troupes sardo-piémontaises. [...] Il se retirera en Touraine dans son château de la Chaumette, situé à Joué les Tours où une rue porte son nom, et mourra à Paris en 1874. » CEILLIER 2017.

30 André Blanchet publie « *Le Masque d'or* de Saint-John Perse » dans *Honneur à Saint-John Perse* (PAULHAN 1965 : 496–501), reprise de la revue *Études* en 1957, où il était « critique littéraire » (GANDILLAC 1973 : 29).

31 Saint-John Perse se réfère à la première édition partielle de cette correspondance, celle de 1926, chez Plon. « Après la disparition brutale de Jacques Rivière au début de 1925, Isabelle Rivière avait obtenu l'accord de Paul Claudel pour donner aussitôt un témoignage de la rencontre spirituelle et littéraire poursuivie par lettres depuis 1907 entre le poète et le jeune critique. Elle avait publié, en 1926, 61 lettres retraçant un parcours spirituel commencé avec la première lettre, et que l'on pouvait considérer comme achevé à la Noël de 1913, quand Rivière fut revenu aux sacrements catholiques » annonce, en 1984, la quatrième de couverture de l'édition complète de cette correspondance dans les *Cahiers Paul Claudel*.

André Blanchet n'est pas mentionné dans l'édition de 1926, mais a pu en effet se charger de la transcription.

32 Le père André Blanchet a reçu « en 1959 le Grand Prix de la critique littéraire » (GANDILLAC 1973 : 29).

Émile Henriot précise dans un article du *Monde* du 25 novembre 1959 que Blanchet l'a reçu par 7 voix contre 5, l'autre livre en course étant l'*Art poétique* de Roger Caillois.

8

– Froissot³³ (??) me parle d'une lettre (<refusé> à Blanchet de la publier à ce dernier (?) où, pleine admiration de Nietzsche, il prenait ses distances de l'œuvre de Nietzsche³⁴ (découlement automatique du traumatisme, à peu près ça) – [ou à Rivière ?]

...

éloge de Heidegger (sa langue légitime en allemand, se plaint des traductions), de ses textes sur "le poète" (Hölderlin, Trakl). Le seuil métaphysique de la poésie.

...

Ses lectures de Hegel.

...

Bergson : "j'ai continué où Spencer s'est arrêté". (Après Mat. et Mém., avant L'Ev. Créatrice³⁵) Fichtre !

33 Il s'agit de Gabriel Frizeau (1870–1938).

34 Dans la lettre à son ami Frizeau du 13 janvier 1909, Alexis Leger s'en prend en effet avec une certaine virulence à Nietzsche (SAINT-JOHN PERSE 1982 : 737 et SAINT-JOHN PERSE 1993 : 90). On trouve dans l'édition de la Pléiade des variantes conséquentes de cette lettre par rapport à l'original que nous donnons ici dans la transcription d'Albert Henry :

« Peut-être vous permettent-ils de suivre, au Mercure, l'Ecce Homo de Nietzsche – Dites-le moi – Jamais le grand Singe n'a ainsi livré le son de sa chaîne ! Comment accepter le mot « libre », d'un esprit de bascule si strictement déterminé par la contradiction ? (jusque chez lui !) – Je suis condition de Nietzsche. Nous tenons tous le bout de la chaîne ; et l'amusant est qu'un tel génie, lui-même, ne puisse trouver ses dents tout seul ; qu'il soit fait, lui aussi, d'un altruisme, puisqu'il a besoin de nous tous sans exception – pour s'opposer – Et comme danseur, n'est-il pas aussi bien loin de l'ellipse ! Je crois que N. est simple, exact et symétrique comme une ombre portée. Sa « malice » est mécanique. C'est une inversion, une subversion – Pas même une transmutation des valeurs, mais une répétition Pour lui, trouvez avec moi un nouveau sens à ce mot : Succube ! »

Cette lettre de janvier 1909 sera lue dans certains cercles amicaux de Leger et provoquera quelques vives réactions, notamment l'une de Jacques Rivière qui écrit se « révolter » contre « les insinuations méchantes de Léger » (CHEHAB 2009 : 75 et ss, 204 et ss).

Dans une autre lettre à Frizeau, du 27 février 1909, Saint-John Perse revient sur cette question et précise son rapport à Nietzsche : « Qu'est-ce là ? Irritation, indignation, à Paris de mes amis Rivière et Monod, pour un simple propos que je vous aurais tenu sur le mécanisme d'esprit de Nietzsche : automatisme et servitude dans la contradiction » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : 740). L'original de cette lettre n'a pas été retrouvé dans les dossiers de lettres à Frizeau ; il s'agit peut-être d'une rédaction tardive, d'une lettre fictive (CHEHAB 2009 : 77 et 205). On note avec intérêt que le qualificatif « automatique » relevé avec précision par Bollack ci-dessus ouvre aussi la lettre vraisemblablement fictive de Saint-John Perse avec le substantif « automatique ».

35 Henri Bergson, *Matière et mémoire. Essai sur la relation du corps à l'esprit*, Paris, Félix Alcan, « Bibliothèque de philosophie contemporaine », 1896. *L'Évolution créatrice*, Paris, Félix Alcan, « Bibliothèque de philosophie contemporaine », 1907.

...

Marx, m'interroge sur son importance. Persuadé que sa pensée moins figée qu'on le pense, s'adaptant aux situations nouvelles.

D'après sa chronologie autobiographique, Saint-John Perse atteste lire Hegel dès 1909 (« Activité littéraire et crise philosophique. Œuvres détruites. Approfondit l'étude de Spinoza et de Hegel en plein bergsonisme » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : XIV).) ; et à nouveau plus intensément au moment de l'écriture d'*Anabase*. « Vers trente-cinq ans, j'ai repris Hegel et Spinoza »... (CAMELIN : 2).

9

m'interroge sur la parution de mon *Empédocle* ("dans quatre ou cinq ans³⁶ ?) et où, à quelles éditions.

M'engageant à venir le voir dans la presqu'île de Gien³⁷, l'été prochain (ils y passent cinq mois de l'année) :

"Vraiment. (Comme au début : "personne ne m'a compris comme vous... vraiment") les mots ne sont plus de mise entre nous".

Plus haut, au sujet du romantisme : Victor Hugo est un grand poète, mais il n'a pas assez vécu en poésie. Le romantisme voulait être un succès, une réussite. Et Hugo devait, pour réussir le <mouvement>, écrire des pièces de théâtre, (mauvaises) et des romans. Mais il est parfois allé plus loin que Baud. dans les analogies. (cf la <prière> écrite à la mort de Théophile Gautier³⁸).

La poésie dans les syncopes.

36 Le volume I de l'*Empédocle* paraîtra en effet en 1965 aux Éditions de Minuit, les deux suivants en 1969.

37 Saint-John Perse séjourne à partir de 1957 une partie de l'année aux Vigneaux, sur la presqu'île de Giens, dans une maison que lui a offerte son amie Mina Curtis. Il y meurt en 1975 et repose au cimetière de Giens.

38 Victor HUGO, « À Théophile Gautier », *Le Tombeau de Théophile Gautier*, 1873.

Bibliographie

- CAMELIN – Colette CAMELIN, « Notre Spinoza. La pensée du corps dans la poétique de Saint-John Perse », *fondationsaintjohnperse.fr*.
- CEILLIER 2017 – Patrick CEILLIER, « Petite notice historique et généalogique sur les familles Leyritz et de Leyritz », *www.geneanet.org*, 2017.
- CHEHAB 2009 – May CHEHAB, *Saint-John Perse, neveu de Nietzsche*, Paris, Honoré Champion, « Poétiques et Esthétiques XX^e–XXI^e siècles », 2009.
- GANDILLAC 1973 – Geneviève de GANDILLAC/Maurice de GANDILLAC, « À la mémoire du Père André Blanchet, S. J. », *Bulletin de la Société Paul Claudel*, n° 52, Rencontres internationales de Brangues, 1973.
- HUGO 1873 – Victor HUGO, « À Théophile Gautier », *Le Tombeau de Théophile Gautier*, 1873.
- LITTLE 1971 – Roger LITTLE, *Saint-John Perse : a Bibliography for Students of his Poetry*, Londres, Grant and Cutler, 1971.
- MCMAHON 1959 – Joseph H. MCMAHON, *A Bibliography of Works by and about Saint-John Perse*, Thesis (M.A.) Stanford University, 1959.
- MAYAUX 2016 – Catherine MAYAUX, « Saint-John Perse lecteur de l'Empédocle de Jean Bollack », *Les Lettres romanes* 70 (2016) : 357–377.
- MAYAUX 2020 – Catherine MAYAUX, *Paul Claudel et Alexis Leger, correspondance privée, 1906–1950*, Paris, Classiques Garnier, « Bulletin de la Société Paul Claudel 230 », 2020.
- PAULHAN 1950 – Jean PAULHAN (éd.), *Hommage à Saint-John Perse*, Paris, Gallimard, « Cahiers de la Pléiade X », 1950.
- PAULHAN 1965 – Jean PAULHAN (éd.), *Honneur à Saint-John Perse. Hommages et témoignages littéraires, suivis d'une documentation sur Alexis Leger*, Paris, Gallimard, 1965.
- ROSSIGNOL 1982 – Bernadette ROSSIGNOL/Philippe ROSSIGNOL, « Ascendance antillaise / de / Saint-John Perse (Alexis Leger) / (1887–1975) / Ambassadeur, Prix Nobel de littérature 1960 / Né à la Guadeloupe », Centre de généalogie et d'histoire des isles d'Amérique (C. G.H.I.A.), Paris, octobre 1982.
- SACOTTE 1991 – Mireille SACOTTE, *Saint-John Perse*, Paris, Pierre Belfond, « Les dossiers Belfond », 1991.
- SAINT-JOHN PERSE 1982 – SAINT-JOHN PERSE, *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, « Bibliothèque de la Pléiade », 1982.
- SAINT-JOHN PERSE 1993 – *Lettres d'Alexis Leger à Gabriel Frizeau 1960–1912*, introduction, édition, notes et index par Albert HENRY, Bruxelles, Académie royale de Belgique, Classe des Lettres, 1993.

Notes philologiques

- I « Un air enfantin, souriant. » : ajout marginal gauche.
- II « moins ... "actifs") » : ajout sup. en remplacement de « ont ainsi », biffé.
- III « à la » : biffé
- IV « ont » : ajout sup.
- V « d'arrondi... disparaître » : ajout sup.
- VI « (de l'analyse de Vents¹ » : ajout sup.
- VII « moralistes, ... mémorialistes » : ajout sup.

- VIII « rare » : ajout sup.
- IX « 1 mot ill. + cet » : biffé.
- X « s'est toujours senti » : ajout sup.
- XI « Cela me...beaucoup » : ajout sup.
- XII « était » : biffé.
- XIII « porte son nom ... hongroise. » : ajout marginal gauche.

Saint-John Perse et la (p)référence Bollack : intersections

MAY CHEHAB

1. Une relation d'implication réciproque

Le sous-titre « Intersections » entend souligner le caractère amébee des lectures de Saint-John Perse par Jean Bollack¹ ; il montre la manière dont l'œuvre de Jean Bollack a pu constituer à son tour un objet de lecture.

La rencontre, pendant la guerre, du jeune philologue avec les poèmes de Saint-John Perse a pu être infléchie par la médiation d'Albert Béguin (1901–1957), futur directeur de la revue *Esprit* et auteur de *L'Âme romantique et le rêve : Essai sur le romantisme allemand et la poésie française*, ouvrage dont Saint-John Perse annotera la première édition de 1937². De 1937 à 1946, Béguin est professeur de littérature française à l'Université de Bâle, où Jean Bollack suit les cours du philologue Peter von der Mühl. Béguin, ardent défenseur d'une littérature ouverte, accentue l'intérêt particulier que l'étudiant Bollack portait déjà « aux lettres contemporaines, françaises et allemandes, et spécialement à leur portée critique, que l'on considérait peu jusque-là³ ». C'est sans doute du fait de son étroite relation avec les poètes et les écrivains de la résistance française que Béguin fait publier *Exil* (1942) de Saint-John Perse aux *Cahiers du Rhône* sans que le poète-diplomate, réfugié aux États-Unis depuis juillet 1940, ait pu le savoir⁴. Après la guerre, Béguin signe en 1950 une contribution au premier *Hommage à Saint-John Perse* dans les *Cahiers de la Pléiade*⁵.

1 Jean BOLLACK, « En l'an de paille. Étude d'un poème de Saint-John Perse (Vents) », *Arguments* 3^e trimestre (1960) : 37–40, version all., *Neue Rundschau* (1960) : 757–766. Fondé par Kostas Axelos, Jean Duvignaud, Edgar Morin, le bulletin « Arguments » fit paraître vingt-huit numéros entre 1957 et 1962 ; Jean BOLLACK, « Saint-John Perse < Chronique > », supplément du 13 novembre 1960 du journal de référence suisse *Neue Zürcher Zeitung* ; Jean BOLLACK, « Ailleurs », dans PAULHAN 1965 : 338–344 ; Jean BOLLACK, « Une esthétique de l'origine : Saint-John Perse », dans GP : 223–244.

2 Cote Fondation Saint-John Perse 809 9 BEG.

3 <http://www.jeanbollack.fr/> (*Vita*, rédigée à la troisième personne).

4 SAINT-JOHN PERSE 1982 : 1096 : « C'est par un botaniste canadien que Saint-John Perse eut connaissance de cette publication faite en Suisse, à son insu ». L'édition originale d'*Exil* publiée en 1942 par les *Cahiers du Sud* l'a également été à son insu, comme l'édition clandestine de Gallimard, qui portait seulement les initiales S.J.P. en guise de signature.

5 PAULHAN 1950, recueil d'hommages et témoignages littéraires réunis par Jean Paulhan. Albert Béguin est l'un des trente auteurs sollicités.

La toute première publication de Jean Bollack, en 1945, porte la marque de cette importante médiation avec son adaptation en allemand d'un poème de Pierre Emmanuel, qui paraît dans Albert Béguin *et alii*, *Das Schwarze Buch von Vercors*. Les années de 1945 à 1965 voient la publication par Jean Bollack de quatre études sur Saint-John Perse. L'année du Nobel, 1960, en voit trois, complétées de leurs versions allemandes. 1962 confirme le rôle de passeur de Jean Bollack⁶ pour ce qui est de la poésie moderne et contemporaine française en Allemagne avec la parution de l'anthologie signée Mayotte Bollack *Von Baudelaire bis Saint-John Perse*⁷. Le titre montre l'importance assignée à Saint-John Perse comme dernier grand poète de la modernité. 1965, année qui voit la parution de l'étude « Ailleurs » dans le très fort volume *Honneur à Saint-John Perse*, constitue une date-charnière dans les rapports Jean Bollack/Saint-John Perse. La relation lectoriale à sens unique va en effet devenir une relation réciproque avec la publication par Jean Bollack du premier volume de son monumental *Empédocle*⁸ qu'il envoie au poète. Ce n'est alors plus seulement le philologue qui lit son aîné, mais aussi le poète qui lit l'œuvre de son lecteur. Annotant d'un bout à l'autre les exemplaires de l'*Empédocle* et de l'*Héraclite* qui lui sont envoyés par leur auteur (en 1965 et 1972 respectivement), Saint-John Perse renouvelle sa connaissance des deux présocratiques grecs, et par les marques qu'il y appose, inscrit son œuvre à venir.

2. Le carrefour grec

Jean Bollack lisant un Saint-John Perse grec, nietzschéen et français, et dans son poème réactualisant ses propres recherches sur le sens ; Saint-John Perse resémantisant Empédocle après avoir pris connaissance des ouvrages de Jean Bollack, ce n'est pas à proprement parler une coïncidence : quand Béguin ne s'en serait pas mêlé, « il était écrit là-haut », aurait pu dire Jacques, que leur ferveur commune pour les textes grecs eût pareillement fait se recouper ces deux lignes causales. L'aîné Alexis Leger, futur Saint-John Perse, baigne dans un climat grec scolaire et universitaire qu'il reçoit de manière extrêmement intense, ce dont une discrète mention épistolaire des années 1950 donne pleine mesure : « Des textes grecs incomparables de pureté ont réveillé toute la ferveur de mes années d'hellénisme⁹ ».

6 Lequel a entre-temps rencontré Saint-John Perse à Paris le 15 décembre 1961. On se reportera avec fruit au compte rendu critique de cette rencontre rédigé par Stéphanie Cudré-Mauroux dans ce volume.

7 BOLLACK : 1962.

8 E1 1965 ; E2 1969 ; E3 1969. E1, E2, E3 republiés en 1992.

9 GULBENKIAN 1989 : 109–139. La lettre de Leger est datée du 20 décembre 1951.

La particularité de ces années « grecques » qu'il faut constamment garder présente à l'esprit tient à ce que, à l'extrême opposé de ce qui vaut aujourd'hui, la philologie est alors paradoxalement l'un des sauf-conduits de la modernité, pour Saint-John Perse comme pour Jean Bollack. Le jeune Alexis Leger, maniant les éditeurs grecs avec aisance n'est pas un dinosaure, mais un lycéen studieux dans le vent. Il s'assimile fiévreusement la nouvelle technique philologique ainsi que l'atteste sa correspondance, où il est souvent question d'auteurs grecs et d'éditions allemandes. À Gustave Monod, autre faux dinosaure, il écrit en 1909¹⁰ :

Je n'ai pas besoin du Pindare de Schröder ni de Bergk : j'ai pu mettre la main, il y a trois ans, sur le texte de Heyne (éd. Oxonii), qui me semble le chef-d'oeuvre, et qui me garde toujours la métrique d'avant Dissen : pour moi la seule bonne. Mais je tiendrais fort soit au Crusius (*Poetae Eleg. et Iambogr.*) soit au Bergk (*Eleg. et Poetae Melici*).

C'est aussi par la constitution progressive d'un corpus renouvelé d'auteurs que la philologie renouvelle le lectorat grec. Sans oublier les grands auteurs du canon littéraire et philosophique cher aux générations précédentes, le panthéon ancien fait peau neuve et accorde désormais une place importante aux penseurs archaïques – significativement dits « présocratiques » ou « préplatoniciens » –, aux poètes lyriques et aux philosophes alexandrins, en somme aux premiers et derniers siècles de la pensée grecque non chrétienne. Et cette nouvelle Grèce de Saint-John Perse devra également à son maître de l'université de Bordeaux Georges Rodier¹¹ qui « rêvait d'une vaste Histoire de la pensée antique [...] tant à l'aurore qu'au crépuscule de la spéculation grecque¹² ». Celui qui n'est pas encore Saint-John Perse résumera la nouvelle topographie de l'hellénisme en termes lapidaires : « Il nous faut des siècles très jeunes ou très vieux¹³ ».

Dans ce nouveau cadastre prédisposant à accueillir l'herméneutique philologique de Jean Bollack, Empédocle occupe déjà une place particulière. Pour 1904–1905 (première année d'études de droit d'Alexis Leger à Bordeaux), le poète dira dans sa *Biographie* avoir fréquenté les « cours de Rodier sur les philosophes alexandrins <et poursuivi> son étude du grec pour une meilleure

10 SAINT-JOHN PERSE 1982 : 659–660.

11 Georges Rodier (1864–1913), historien de la philosophie grecque, a donné des cours et fait des conférences à Bordeaux, où Alexis Leger faisait ses études, sur l'histoire de la philosophie grecque.

12 GILSON 1926 : IX.

13 Lettre du 5 avril 1908 à Gabriel Frizeau, absente de la Pléiade, publiée par Albert Henry. LEGER/SAINT-JOHN PERSE 1993 : 68.

lecture d'Empédocle¹⁴ » ; mais le texte des manuscrits de la *Biographie* rédigée par le poète était plus complet¹⁵ :

[...] il fréquente aussi, librement, les facultés de lettres (explications de texte et commentaires sur les pré-Socratiques [...]). Il approfondit solitairement sa connaissance du grec pour une meilleure lecture des fragments d'Empédocle et des Pré-Socratiques [...]

En 1906, Leger se demande encore : « Les cours de la Faculté me seraient-ils plus profitables que mes heures de travail solitaire, à Pau même et chez moi, où je peux, à mon gré, poursuivre mon hellénisme¹⁶ ? » « Librement » et « solitairement », « à mon gré », « pour une meilleure lecture », tout est là, qui caractérise aussi la manière dont Jean Bollack conduit son étude des Grecs, une génération plus tard, en dépit de l'abrogation de l'étude obligatoire des « humanités classiques » en 1902, qui en raison de son ancien prestige social, continue quelques années encore sur son erre. À la question posée « Comment avez-vous découvert la philologie¹⁷ ? », Jean Bollack rappelle l'ambition nostalgique de sa mère qui l'inscrit dans un établissement classique réputé, en insistant par ailleurs lui aussi sur son travail personnel, effectué pour une meilleure lecture des auteurs épaissis par leur canonisation ou déformés par les conditions de leur transmission :

On apprenait vraiment à lire les auteurs dans le texte. C'était un programme de haute sélection sociale et de consolidation de privilèges par voie de culture, en l'occurrence strictement humaniste [...].

Je ne me suis pas vraiment senti à mon aise dans ce milieu, et c'est sans doute la raison pour laquelle je me suis, à partir d'un certain moment, je dirais à quinze ans, intéressé à la matière enseignée pour elle-même. Je transformais les auteurs scolaires en les associant à mes lectures plus personnelles¹⁸.

Pour l'un, ce sont les auteurs grecs qui compléteront les études de droit et nourriront l'œuvre poétique. Pour l'autre, les auteurs français réformeront les classiques grecs et permettront la féconde rencontre des deux finalités de la philologie critique : « déchiffrer et juger¹⁹ ». Pour les deux, un médiateur de la pensée grecque avait été fondamental.

14 SAINT-JOHN PERSE 1982 : XII.

15 Manuscrits consultables à la Fondation Saint-John Perse, Aix-en-Provence.

16 SAINT-JOHN PERSE 1982 : 647.

17 ScS : 14–15.

18 ScS : 14–15.

19 ScS : 19.

3. « Lisez Nietzsche »

Le conseil que me donna Jean Bollack lorsque je le vis pour la première fois en 1995, alors que je préparais un travail sur la Grèce de Saint-John Perse, était loin d'être uniquement transitif. Il pointait certes une filiation oblique entre le philosophe allemand et le poète français, attirait mon attention sur le substrat nietzschéen des œuvres mortes du vaisseau poétique²⁰, mais n'était pas sans comporter une part de réflexivité. Car la posture philologique bollackienne n'est pas étrangère à l'exigence nietzschéenne du « bien lire » que l'auteur d'*Ainsi parlait Zarathoustra* a inscrite au fronton de sa philosophie. Lire Nietzsche, c'est aussi réapprendre à lire.

Prenant le relais des religions désormais caduques et exauçant en cela le vœu nietzschéen – « Quel dommage que je n'aie pas osé exprimer en poète ce que j'avais à dire alors²¹ » –, Saint-John Perse proclame l'avènement d'une métaphysique esthétique immanente exprimée par la Poésie :

Lorsque les philosophes eux-mêmes désertent le seuil métaphysique, il advient au poète de relever là le métaphysicien ;

Saint-John Perse, *Discours de Stockholm*, 444

Jean Bollack, lui, refait différemment le difficile chemin de reconstitution des disciplines séparées de la connaissance : à côté d'une philologie classique exigeante, il est tôt amené à s'interroger sur la réconciliation de discours en apparence distincts :

À côté – mais ce « à côté » pouvait aussi bien s'appliquer à la philologie – il y avait la littérature, la plus moderne et la plus contemporaine [...] ; et d'autre part, il y avait aussi le champ de la philosophie. Autant de disciplines auxquelles je m'initiais séparément, ne sachant pas bien comment tout cela allait tenir ensemble. Comment pouvais-je le savoir ? Les sciences et les domaines n'étaient pas objectivement reliés entre eux²².

Face à la dessiccative tyrannie philologique, et renouvelant la discipline de lecture des textes, cet « incomparable art de bien lire, condition nécessaire pour la tradition de la civilisation, pour l'unité des sciences²³ » comme le qualifie Nietzsche, Jean Bollack reconsidère la nécessité d'une philologie qui soit mé-

20 Qu'en familier de Nietzsche, Bollack avait depuis longtemps reconnu : « On peut difficilement nier la présence chez Saint-John Perse d'un fond parcouru par une réflexion ni ne pas être frappé par les figures et les thèmes nietzschéens », écrit-il dans « Une esthétique de l'origine : Saint-John Perse », dans GP : 223–245 et 430–435 pour les notes. Le texte est une nouvelle version d'un écrit de 1987. La citation provient de la page 223.

21 NIETZSCHE 2000, *La Naissance de la Tragédie. Essai d'autocritique*, I : 26.

22 ScS : 18.

23 NIETZSCHE 2000, *L'Antéchrist*, II, § 59 : 1099.

thode générale critique. De l'établissement d'une philologie critique à celle d'une nouvelle herméneutique littéraire, il n'y avait plus qu'un pas à faire.

Contrairement à l'entreprise de compréhension du texte (du monde) de Saint-John Perse qui se veut immanente et extatique, l'entreprise bollackienne a une assise plus distanciée et plus critique :

La virtuosité de l'auteur est parfois énigmatique pour le lecteur, et elle est facilement escamotée. C'est à la reconnaissance de ce travail, que peut représenter et que peut accomplir une lecture, et au rétablissement afférent du sens, à ce travail incessant, que j'ai voué une grande partie de mon temps. Je me suis convaincu que ce que j'éliminais était une censure et que, en restituant un objet dans ses droits, la philologie prenait parti et rétablissait la justice²⁴.

4. Une critique bollackienne de la critique persienne : Nietzsche censuré

C'est effectivement en tant que redresseur de torts que Jean Bollack se pose très rapidement face au texte de Saint-John Perse. En 1987, il commence une étude sur l'esthétique de Saint-John Perse en ces termes :

On peut difficilement nier la présence chez Saint-John Perse d'un fond parcouru par une réflexion ni ne pas être frappé par les figures et les thèmes nietzschéens. On est plus surpris encore par le silence longtemps entier de la critique²⁵.

Bien sûr, le légitime constat de Jean Bollack a ses présupposés : ce qui est logé à l'auberge de l'évidence (« difficilement nier », « être frappé ») pour un lettré de sa génération ne l'est pas pour un critique littéraire des deux derniers quarts du XX^e siècle, où la lecture de Nietzsche est presque exclusivement retombée dans le domaine philosophique « pur ». D'autant que la pratique lectoriale de Saint-John Perse l'inscrit dans la catégorie des « extracteurs », selon la typologie de Daniel Ferrer, tant sa posture s'émancipe du respect de « l'intégrité contextuelle du texte source²⁶ » lequel aurait mieux permis l'établissement de liens intertextuels. Rien de tel n'affleure dans l'œuvre escarpée de Saint-John Perse : pour le Nietzsche qu'il s'est assimilé, point de droit de cité dans sa *Biographie* rédigée par ses soins à la troisième personne pour l'édition de la Pléiade, quand sont par

24 « Tous les systèmes de pensée existants peuvent être impliqués dans l'écrit, mais ils le sont de la façon que l'auteur a choisie pour y faire référence. » (<http://www.jeanbollack.fr/>).

25 « Sur la poésie de Saint-John Perse », conférence introduisant une journée *Saint-John Perse devant les poètes contemporains* au Centre national des Lettres le 7 mars 1987, à l'occasion du centenaire de la naissance du poète, et partiellement reprise sous le titre « Une esthétique de l'origine : Saint-John Perse », in GP : 223–245 et 430–435 pour les notes.

26 FERRER 2001 : 16, 20.

exemple nommés Bergson, Hegel et Spinoza ; point de droit de cité non plus dans le corpus poétique. Difficile donc pour un critique non averti par ses propres lectures ou une formation à la fois littéraire, classique et philosophique, d'y reconnaître la transtextualité nietzschéenne et d'en mesurer l'ampleur. Depuis l'accusation de 1987, « le silence longtemps entier de la critique » qui à juste titre choquait Jean Bollack s'est aujourd'hui peu fêlé. C'est à la méthode de lecture de Jean Bollack que je dois d'avoir pris le parti de tâcher de restituer la lecture de Nietzsche par Saint-John Perse dans ses droits²⁷, l'objectif restant toujours, par-delà le déchiffrement critique, d'accéder à la compréhension de l'œuvre.

5. La parole indivise

[...] la plus ancienne philosophie, qui fut aussi poésie
Jean Bollack, « Ailleurs », *Honneur à Saint-John Perse*, 1965

Serait-ce la rencontre précoce de Jean Bollack avec l'œuvre poétique de Saint-John Perse qui insuffla très tôt au futur philologue la prescience que les problèmes posés par la compréhension des textes philosophiques ou littéraires sont largement les mêmes, et que la poétique qui les sous-tend est une²⁸ ? Pour Saint-John Perse, c'est l'inadéquation du langage rationnel à la totalité contradictoire du réel²⁹ qui a nécessité que le philosophe ou le scientifique délaissât le métalangage abstrait – « l'instrument logique » de son discours de réception du prix Nobel³⁰ – et recourût à la puissance évocatrice du mythe – « l'instrument poétique » – qui lui est opposé³¹ ; en termes nietzschéens, que le philosophe se saisit du réel par « la compréhension logique » mais aussi par « la certitude immédiate de l'intuition³² ». Postulat aboutissant chez Saint-John Perse à une énigmatization du réel qui exige de la part de l'exégète une posture nouvelle d'acceptation de l'ambiguïté. Chez Jean Bollack également, nul fétichisme de la clarté, ou plutôt de cette obsession de clarté qui sera élevée en dogme après la Seconde guerre mondiale. Tous deux refusent de réduire le langage à ses codes. Tous deux accueillent l'obscurité aussi bien comme défi herméneutique que

27 CHEHAB 2009.

28 Réponse de Jean Bollack lors de l'attribution le 10 novembre 2007 du titre de docteur *honoris causa* par l'Université Nationale de San Martin à Buenos Aires. <http://www.jeanbollack.fr/>

29 Cf. « le monde entier des choses », dans le poème « Vents », SAINT-JOHN PERSE 1982 : 179, 183 et 193, ainsi que dans le « Discours de Stockholm » : *ibid.*, 446.

30 SAINT-JOHN PERSE 1982 : 444.

31 *Ibid.*

32 NIETZSCHE 2000 : 35.

garde-fou contre le principe de parcimonie. Dans l'une de nos rencontres, Jean Bollack m'avait confié que « restituer aux Anciens leur complexité, leur ambiguïté, c'est les rehausser à la spéculation ».

6. Obscuritas

C'est pourquoi le mot de Saint-John Perse « Ils m'ont appelé l'Obscur et j'habitais l'éclat³³ », doit s'entendre aussi bien comme le déni de cette inculpation – « son expression s'est toujours interdit l'obscur », proteste Saint-John Perse dans son « Discours de Stockholm » – que comme une invite à partager cet éclat au sein même de son ombre. On ne peut donc répondre à l'appel poétique de Saint-John Perse qu'en se gardant d'une double erreur : celle de privilégier à tout prix une clarté de surface – au risque de commettre des délires d'interprétation – en cherchant à désambiguïser l'expression pour retourner à un ordre monosémique ; celle au contraire d'un paresseux « abandon à l'opacité³⁴ », tenue par certains comme seule garante d'une fumeuse magie du verbe, et que refuse Jean Bollack.

Quand j'ai rencontré l'œuvre de Saint-John Perse pour la première fois en Grèce à la fin des années 1970, j'étais comme Jean Bollack devant celle de Paul Celan : comme lui, « je prenais connaissance des poèmes, mais j'avais l'expérience de leur non-compréhension³⁵ » ; comme lui, qui décida « d'apprendre le < celanien >, car il s'agit d'une langue dans la langue », je me mis au < persien >, une langue hermétique qui avait accueilli l'ambiguïté en son sein.

C'est pourquoi Bollack, dans une note de son étude consacrée à Empédocle, tient à signaler la parenté entre la poétique de l'ambiguïté empédocléenne et celle de Saint-John Perse :

Moyen de l'hermétisme, l'ambiguïté ne signifie pas que le poète ait hésité entre deux voies de l'imagination. Elle n'enrichit pas moins le texte, et la parole fécondée par les images que transporte le son est la plus précise et la plus véridique³.

³ *Empédocle*, I, p. 289. Le même art s'observe dans la poésie de Saint-John Perse, qui charge les syllabes d'un mot comme *Amers* de tout un faisceau sémantique.

33 SAINT-JOHN PERSE 1982 : 283.

34 SCS : 29.

35 « Une farouche volonté de transparence », DROIT 2007.

d'une copie et privilégie celle d'une seconde lecture indépendante. Mais leur quasi similarité indique que d'une lecture à l'autre, le principe qui avait guidé la sélection du poète était le même.

8. ...« et qui m'enchante »

Que goûte donc Saint-John Perse dans *Empédocle I*, et qui l'enchante ?

En premier lieu, le sujet lui-même⁴¹. À son ami Pierre Guerre⁴², Saint-John Perse confie : « L'être particulier se détache de l'être en soi, le Tout, puis tend à retourner à l'unité totale. C'est ma règle métaphysique. Elle est chez Empédocle ».

Mais certainement aussi, une très haute tenue de la langue française. Aux yeux de Saint-John Perse, Jean Bollack souscrivait à une conception exigeante de la langue française, riche de toutes ses possibilités sémantiques et étymologiques et éprise de justesse linguistique et scientifique. D'un hochement approbatif de la main, le poète salue fréquemment le confrère ouvrier de la langue en cochant ou soulignant des mots ou expressions expertement choisis pour rendre le mot juste grec : *longévifs* (239), *quiddité* (62), *mer exsude*, *terre respire* (297), *ces blettes qui lèvent de leur matrice de boue* (205). La monographie de Bollack détenait en outre aux yeux de Saint-John Perse deux qualités supplémentaires : par sa langue émancipée des tournures héritées du classicisme français et du romantisme allemand, elle était moderne ; et de surcroît, elle était philologique : Saint-John Perse évolue en terrain de connaissance, rencontrant avec une joie lisible tous les noms de la grande famille grecque fréquentée dans sa jeunesse, étudiant les commentaires savants, évaluant la distance prise par Bollack par rapport à l'érudition du début du siècle.

9. Nocturne

Rapidement, *Empédocle I* acquiert le statut d'humus poétique nourricier. Sa lecture féconde l'œuvre en cours avec une vitalité constante. Dans une étude publiée en 2012⁴³, j'ai essayé de reconstituer le dernier grand poème de Saint-John Perse, « Gaïa », qui s'en serait intensément nourri. Lorsque l'on interroge le contexte de « Gaïa » et ce qu'il enseigne de l'intention auctoriale, on peut soutenir que son titre et son thème terrestre prolongent une isotopie déjà en place : après « Amers », « Pluies », « Vents » et « Neiges », le principe de cohérence – ou la tension de l'incomplétude – prescrit que la tétrade élémen-

41 Cf. MAYAUX 2016 : 357–377.

42 GUERRE 1989 : 272.

43 CHEHAB 2012 : 71–88.

taire empédocléenne serait complétée par une « Terre », où le Feu serait un principe moteur de création et de destruction. Mais le temps fait défaut au poète, qui abandonne le projet de publication en cours de route tout en rassemblant dans un dernier recueil intitulé *Chant pour un équinoxe* ce qu'il considère publiable.

La louange de la terre était en germe dès *Chronique*⁴⁴ et la courte page publiée de *Nocturne* nous paraît pouvoir être rattachée à « Gaia ». Elle était à l'origine placée sous la tutelle d'Empédocle et se relie à sa riche thématique de la *Nyx*, amplement annotée par Saint-John Perse dans l'*Empédocle* de Bollack. Le second état du manuscrit de *Nocturne*, conservé à la Fondation Saint-John Perse, porte en haut à gauche, une citation légèrement retouchée d'Empédocle, absente du texte définitif :

Si forte est l'attache qui tient le dieu dans les (épaisses) ténèbres/
d'Harmonie (Empédocle)

La source de la citation provient de la somme de Bollack. En page 259 figure la traduction du fragment 92 (B 27), soulignée d'un trait et annotée de deux cercles dans la marge. Les modifications consistent en la mise entre parenthèses de l'adjectif, qui indique l'éventualité d'une suppression, et l'ajout d'une barre transversale après « ténèbres », pour un renvoi d'alinéa. La citation n'a pas été retenue comme épigraphe lors de l'établissement du texte définitif, mais a finalement été incorporée au texte sous la forme d'une variante contradictoire, d'où l'adjectif est effectivement absent :

Majesté de la rose, nous ne sommes point de tes fervents : à plus amer va notre sang, à plus sévère vont nos soins, nos routes sont peu sûres, et la nuit est profonde où s'arrachent nos dieux⁴⁵.

« S'arracher », « s'attacher », la variante phonique adoptée par Saint-John Perse garde l'idée de lien et y adjoint celle d'un effort poétique et spirituel. Sans les jalons intermédiaires que l'atelier d'écriture du poète révèle, il eût été difficile de reconnaître Empédocle dans la phrase de Saint-John Perse. C'est dans cette distance même que réside la transformation créatrice de l'intertextualité.

⁴⁴ *Chronique* (1960) est expressément associée à la Terre par le poète : « Irréprochable, ô terre, ta chronique » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : 401), écrit-il, réinscrivant dans le corps du texte l'identification ancienne de Chronos (Χρόνος, le temps) à Kronos (Κρόνος, fils de Gaia), qu'il déplie ailleurs, dans une lettre au poète américain Allen Tate : « Sous le titre : Chronique, pris dans son sens étymologique, c'est un chant à la terre et au temps, confondus pour moi dans une même notion intemporelle » (SAINT-JOHN PERSE 1982 : 985).

⁴⁵ SAINT-JOHN PERSE 1982 : 1395.

10. Gaia. Gè

Aurait-ce pu être le titre de l'œuvre inachevée détruite ? Dans les deux exemplaires de *l'Empédocle*, le seul mot souligné de la page 203 et marqué d'un cercle marginal est cet unique « Gè », sans doute autant pour la personnification de l'élément physique que pour la beauté de sa concision graphique.

Dans le désordre supra-segmental de la multitude d'annotations apposées sur *l'Empédocle* de Jean Bollack, la reconstitution n'avait pas pour objectif de créer des alliances arbitraires de segments soulignés, mais de considérer ces derniers comme les hyponymes d'un plus vaste ensemble sémantique, sans oublier que la poésie offre des combinatoires plus nombreuses que la prose. La tentative n'a pu être assumée qu'avec un certain parti : celui de se refuser à toute empathie scripturale et à toute téléologie, pour n'être tendue vers aucune anastylose de l'œuvre elle-même à partir de ses « sources » ou traces fantomatiques.

Retenons enfin ce fragment 151. Il est souligné par Saint-John Perse et pourvu du seul cercle marginal de la page, elle-même cornée. Le poète a rajouté dans l'interligne supérieur, à la hauteur du début de la phrase l'optatif « vienne », ce qui transforme la phrase en ébauche d'un vers :

« Vienne le feu sur toute chose pour séparer et pour prendre ».

Le geste constitue l'unique trace d'*écriture* poétique du quatrième élément de la physique d'Empédocle, le Feu. Il mêle dans le creuset poétique Empédocle, Bollack et Saint-John Perse, en appelant la séparation de ses vœux. Le poète accueille la désunion, et prépare le propos poétique à la fusion empédocléenne du Tout.

Bibliographie

- BOLLACK 1962 – *Von Baudelaire bis Saint-John Perse : Französische Gedichte und deutsche Prosaübertragungen*, ausgewählt von Mayotte Bollack ; übersetzt von Bernhard Böschenstein und Jean Bollack, Francfort-sur-le-Main, Fischer, 1962.
- CHEHAB 2012 – May CHEHAB, « Gaia ou le poème (im)possible : Saint-John Perse annotant Jean Bollack », dans Marc ESCOLA (ed.), *Théorie des textes possibles*, Amsterdam/New York, Rodopi, « CRIN 57 », 2012 : 71-88.
- CHEHAB 2009 – May CHEHAB, *Saint-John Perse, neveu de Nietzsche*, Paris, Honoré Champion, « Poétiques et Esthétiques XX^e-XXI^e siècles », 2009.
- DROIT 2007 – Roger-Pol DROIT, « Une farouche volonté de transparence », *Le Monde*, vendredi 2 février 2007, article à l'occasion de la parution de *Parménide* de Bollack, 2006.
- EDET 1879 – Georges EDET, *Discours de distribution des prix*, Pau, Librairie de l'Indépendance, 1879.

- FERRER 2001 – Daniel FERRER, « Introduction », dans D. FERRER/P. D'IORIO (éds.), *Bibliothèques d'écrivains*, Paris, CNRS éditions, 2001.
- GILSON 1926 – Étienne GILSON, « Préface » aux *Études de Philosophie grecque* de Georges RODIER, réunies en 1926 [rééd. 1957] par René HUBERT, Paris, Vrin.
- GUERRE 1989 – Pierre GUERRE, *Portrait de Saint-John Perse*. Textes établis, réunis et présentés par Roger LITTLE, Marseille, Sud, 1989.
- GULBENKIAN 1989 – Roberto GULBENKIAN, « Saint-John Perse et Calouste Gulbenkian. Lettres d'exil d'Alexis Leger à Calouste Gulbenkian, Prince de l'Exil (1948–1954) », *Revue des Lettres Modernes*, Paris, Minard, 1989 : 109–139.
- LEGER/SAINT-JOHN PERSE 1993 – [Alexis LEGER/SAINT-JOHN PERSE], *Lettres d'Alexis Leger à Gabriel Frizeau, 1906–1912*. Introduction, édition, notes et index par Albert HENRY, Bruxelles, Académie royale de Belgique, 1993.
- MAYAUX 2016 – Catherine MAYAUX, « Saint-John Perse lecteur de l'*Empédocle* de Jean Bollack », *Les Lettres romanes* 70 (2016) : 357–377.
- NIETZSCHE 2000 – Friedrich NIETZSCHE, *Œuvres*, 2 vol., édition établie par Jean LACOSTE/Jacques LE RIDER, traduction Jean MARNOLD et Jacques MORLAND de l'original allemand paru en 1872, Paris, Mercure de France [édition de la première génération des traductions françaises, celle qui a séduit écrivains et intellectuels], Paris, Robert Laffont, « Bouquins », 2000.
- PAULHAN 1950 – Jean PAULHAN (éd.), *Hommage à Saint-John Perse*, Paris, Gallimard, « Cahiers de la Pléiade X », 1950.
- PAULHAN 1965 Jean PAULHAN (éd.), *Honneur à Saint-John Perse. Hommages et témoignages littéraires, suivis d'une documentation sur Alexis Leger*, Paris, Gallimard, 1965.
- SAINT-JOHN PERSE 1982 – SAINT-JOHN PERSE, *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, « Bibliothèque de la Pléiade », 1982.

La fabrique de l'Écrit

WERNER WÖGERBAUER

L'Écrit, sous-titré *Une poétique dans l'œuvre de Celan*, est, aux côtés de *Poésie contre poésie*, l'un des ouvrages majeurs de Jean Bollack sur la poésie de Paul Celan, mais son importance ne se limite pas aux études celaniennes¹. La version originale française a paru en 2003, après la traduction allemande que j'en avais publiée sous le titre *Paul Celan. Poetik der Fremdheit* en 2000². Parmi tous les livres de Bollack, celui-ci se distingue par la manière dont il rend visible dans sa composition même une solidarité profonde entre la pratique de l'interprétation et la réflexion théorique et herméneutique. Cette particularité est liée à sa genèse que j'ai accompagnée pendant plusieurs années, avant même d'entamer la traduction de l'ouvrage encore en devenir. Je me contenterai ici de donner quelques indications sur l'élaboration du livre et sa chronologie, qui pourront s'insérer dans une histoire de la lecture de Celan par Bollack, qui reste à écrire.

L'amitié entre Jean Bollack et Paul Celan est l'histoire d'une *double rencontre*, comme il le soulignait souvent, d'une rencontre avec la personne du poète d'abord, entre 1959 et 1970, d'une rencontre avec l'œuvre ensuite, qui fut une rencontre différée. Chacun, durant les années soixante, avait son domaine, la poésie pour Celan, la philologie grecque pour Bollack. Ces domaines ne s'excluaient pas, il y avait un intérêt réciproque, une solidarité aussi des deux amis avec les combats que l'autre menait. Bollack était dans le public quand Celan prononça son discours de réception du prix Büchner en 1960. Celan assista à la soutenance de la thèse de Bollack sur Empédocle ; il aurait même songé, à un moment, à traduire l'*Empédocle* en allemand, du moins en partie.

L'entreprise de déchiffrement des poèmes de Celan par Bollack a pris corps après la mort du poète, et plus encore après la mort de leur ami commun Peter Szondi en 1971. Elle s'enracine dans l'édition des *Œuvres* de Szondi, dirigée par Bollack³, qui y a rencontré très vite le problème herméneutique que posait l'identification des références nécessaires à la compréhension des poèmes. Bollack a rassemblé trois études sur Celan de Szondi dans un petit volume⁴, et a fait paraître la dernière étude inachevée, « Eden », en prépublication dans la *Neue Zürcher Zeitung* sous le titre « Zu einem Gedicht Paul Celans⁵ ». Le texte

1 EC ; PcP.

2 PCPF.

3 SZONDI 1978.

4 SZONDI 1972.

5 Cf. NZZ du 15 octobre 1972.

détaillait entre autres des circonstances dans lesquelles Celan avait écrit, à Berlin, lors d'un séjour de lecture en décembre 1967, le poème « Du liegst⁶ ». Le témoignage suivi d'une esquisse méthodologique a suscité une vive réaction de la part de Hans-Georg Gadamer, dans la même gazette de Zurich⁷. Gadamer exigeait de s'en tenir aux informations disponibles par le lecteur ordinaire, et de renoncer au recours à tout savoir « privé » et « éphémère ». Nous sommes en 1972, deux ans après la mort de Celan. Cette même année, une rencontre autour de l'œuvre de Celan a eu lieu au Goethe-Institut de Paris. Jean Bollack y assista, de même que Gadamer, le philosophe Otto Pöggeler et le germaniste Beda Allemann, qui venait d'être chargé de l'édition critique de l'œuvre de Celan. On trouve une trace des discussions et des interventions de Bollack dans la postface de Gadamer à ses lectures du cycle *Atemkristall* qui devait paraître un an après, en 1973, sous le titre *Wer bin Ich und wer bist Du*⁸ ?. Gadamer ressentait une forte irritation face aux informations communiquées par Szondi et, plus encore, face aux questions de méthode que ce dernier posait à la fin de son esquisse. Cette irritation s'étendait à tous les témoins, aux amis de Celan, et notamment à Bollack, qui est d'ailleurs cité dans ce volume, et c'est probablement la première fois que son nom apparaît dans la littérature sur Celan (si on excepte la préface aux *Celan-Studien* parue un an auparavant), dans le commentaire du poème « In die Rillen », où il est question d'une « coupelle de mendiant » (« Bettelschale »). Gadamer écrit : « Daß eine ganz gewöhnliche Bettelschale auf einer Pariser Straße den Dichter inspiriert hat, wie mir Bollack erzählt hat, ändert nichts daran, daß hier von einer < Bettelschale dort oben > die Rede ist und damit eine bestimmte Transposition von uns verlangt wird. Das Gedicht versetzt die Bettelschale in den Zusammenhang von Heiligkeit und Heilsverlangen⁹ ». On perçoit une sorte d'agacement face au rappel par Bollack, probablement lors de ce colloque de 1972, de la possibilité qu'il s'agisse d'un objet quotidien, banal, qui pourrait contrarier la volonté de l'inscrire dans un contexte de sacralité et de désir du salut. On note aussi l'emploi, curieux dans un texte destiné à un public allemand de 1973, du nom de Bollack, sans indication de source, sans prénom, comme s'il s'agissait d'une autorité connue de tous.

Le premier texte critique de Bollack sur Celan, sa première véritable publication celanienne, paraîtra plus tard ; il sera toujours placé dans l'orbite de l'édition et de la promotion de l'œuvre de Szondi. Il s'agit du texte « Eden, encore », publié dans les Actes d'un colloque qui s'était tenu en 1979 à la Maison des Sciences de l'Homme de Paris : *L'Acte critique*, auquel avaient assisté

6 CELAN 1971 : 8.

7 Cf. NZZ du 5 novembre 1972. La réaction de Gadamer y a été publiée sous le titre « Was muß der Leser wissen ? »

8 GADAMER 1973.

9 GADAMER 1973 : 30–31.

Jacques Derrida et Henri Meschonnic, entre autres¹⁰. C'était un « ajout », dans un double sens : un ajout aux *Actes*, puisque Bollack ne semble pas avoir prononcé de communication lors du colloque ; un ajout, d'autre part, à une discussion que d'autres auraient voulu clore, la discussion autour de la portée que les références biographiques au sens large peuvent avoir dans l'interprétation. Le titre, « Eden, encore », dit implicitement que la discussion pourrait, pour certains, avoir trop duré, mais le petit adverbe « encore » dit en même temps l'insistance si caractéristique de la démarche de Bollack. Il reprend et analyse dans le détail de l'argumentation les réactions qu'avait suscitées le fragment de Szondi sur « Du liegst ». La prise de position de Gadamer de 1973 avait été suivie par d'autres, venues d'un horizon plus universitaire, qui avaient fini par former un conflit d'interprétation et de méthode dont les termes continuent encore aujourd'hui à orienter la lecture de Celan.

Dans son intervention, Bollack entend d'une part rendre justice aux intentions exprimées par Szondi, et poursuivre ses lectures dans la logique esquissée par celui-ci. Selon Bollack, Szondi poursuivait un triple objectif : « séparer le biographique sans le renier, [...] et le psychologique [...] du champ propre de l'interprétation » (1), « trouver la motivation de l'enchaînement des < motifs > en dehors de l'empirie » (2), « montrer [...] que le témoignage apporté par la langue est lui-même historique » (3)¹¹.

Ces trois points circonscrivent assez bien le programme de déchiffrement auquel Bollack s'est ensuite astreint dans le versant « celanien » de son œuvre critique, même si les accents se sont déplacés sous l'effet des différentes campagnes de lecture. Il exprime surtout, dès cette intervention, la conviction que « le poème communique bien, dans sa difficulté, les conditions de sa compréhension¹² ». Cette conviction annonce déjà le sous-titre de *L'Écrit* dans la version française : « Une poétique *dans* l'œuvre de Celan » (je souligne). Il faut insister sur le « dans », sur la « dansité » en quelque sorte de cette poétique. Il ne s'agissait pas pour Bollack de décrire la poétique *de* Celan, une chose que l'on pourrait isoler ou extraire de l'œuvre, qui lui préexisterait et dont l'œuvre serait l'application.

Le statut exact de la « poétique » que présente *L'Écrit* se comprend mieux si on considère qu'elle forme un diptyque avec l'autre grande monographie de Bollack sur Celan, *Poésie contre poésie*, qui rassemble la plupart de ses essais consacrés à Celan ; c'est un ensemble de communications, conférences et interprétations de poèmes qui s'échelonnent de 1979 à 2000. Les dates de parution en français et en allemand des deux monographies donnent une idée de l'imbrication des deux projets de livre : 2000 pour la traduction allemande de

10 BOLLACK 1985.

11 BOLLACK 1985 : 269.

12 BOLLACK 1985 : 268.

L'Écrit (Poetik der Fremdheit), 2001 pour la version française de *Poésie contre poésie*, 2003 pour la parution de l'original français de *L'Écrit*. On tient là, au début des années 2000, un aboutissement provisoire de la lecture de Celan par Bollack. Il s'agit en même temps d'un effort constamment renouvelé : Bollack, que ses adversaires accusent volontiers de camper sur des positions rigides, n'a eu de cesse de reprendre ses premières lectures. C'est notamment le cas de l'essai « Eden encore », élargi et repensé à l'occasion d'un colloque de 1995 à la Maison des Écrivains de Paris ; il forme un chapitre de *Poésie contre poésie*, où il est intitulé « Biographismes » – une sorte de « Eden, encore et encore ». Cette insistance trouvera un prolongement dans les traductions de *Poésie contre poésie* en espagnol et en allemand, qui donnent lieu à des clarifications et dans certains cas à une véritable réécriture dans une collaboration étroite avec les traducteurs¹³.

Vingt ans environ se sont écoulés entre les deux pôles : « Eden encore » (1979/1985) et la parution des deux monographies majeures (2000/2003). Je poursuis la reconstruction et je reviens à la « dansité » de la poétique ; en même temps, j'essayerai de distinguer quelques étapes dans la découverte progressive des règles de lecture que Bollack parvenait à dégager de l'œuvre. On avait coutume, dans les premières décennies de la critique celanienne (mais cet usage n'a pas disparu), de se servir du discours *Le Méridien* (1960) et dans une moindre mesure du discours de Brême (1958) comme d'une carrière d'énoncés « poétologiques », comme s'il s'agissait de discours clairs ou en tout cas plus clairs que l'œuvre poétique elle-même, et donc de discours susceptibles d'éclairer les poèmes considérés comme hermétiques. Bollack était au contraire persuadé qu'il fallait faire l'exégèse du *Méridien* au même titre que celle des poèmes, que cette exégèse n'était pas moins ardue que celle de l'œuvre poétique, dont le discours faisait partie. Il a mis le *Méridien* au centre d'un séminaire à l'Université de Genève, où il enseignait vers 1985 ou 1986 en qualité de professeur invité à l'initiative de Bernhard Böschenstein. *Le Méridien* est en partie issu d'un essai inachevé sur l'obscurité en poésie et ce thème reste central dans le discours ; il y est associé au thème de l'étrangeté et de la rencontre avec l'altérité entendue comme une rencontre avec soi-même. On trouve un reflet de cette lecture du *Méridien* dans une correspondance inédite de Bollack avec le germaniste Georg-Michael Schulz, auteur d'un travail universitaire d'envergure (1977), qui était devenu un interlocuteur privilégié au milieu des années 1980. On lit dans une des lettres à Schulz :

Le partenaire n'est pas un autre que l'altérité même que l'on a choisi d'habiter simultanément dans ses limites personnelles, l'autre par qui en soi se fait le « soi ». La rencontre n'a rien de fortuit. L'utopie est plus constante, « congénitale ». Elle est d'abord

13 En espagnol : PcPCL. En allemand : DwDPCL.

« rencontre » avec soi, dans la délivrance du dédoublement, dans ce qui arrache aux confinements. L'étranger n'est saisi comme étranger que si l'on est étranger à soi. Il y a d'abord l'étrangeté de l'ego – chargé de son altérité, « befremdet », selon la distinction faite plus loin dans le *Méridien* (p. 196, l. 5s.) : « ... – mit dem hier und solcherart freigesetzten befremdeten Ich – ... », puis à travers la parole issue de cette distance, l'étranger qu'est l'autre que soi ; la cause de l'autre ne peut pas proprement être appelée d'un nom qui caractérise l'autre qu'est le « je » : « gerade auf diese Weise auch in fremder – nein, dieses Wort kann ich jetzt nicht mehr gebrauchen – gerade auf diese Weise in eines Anderen Sache zu sprechen... » (p. 196, l. 23–25)¹⁴.

Bollack consolide ainsi dans cette lecture « serrée » du *Méridien* une hypothèse d'abord élaborée dans la fréquentation de poèmes, à savoir celle d'un dédoublement du sujet qui le conduira à distinguer entre un sujet « historique » et d'un sujet « poétique ». Il a fondé sur cette distinction le principe dialogique de la poésie de Celan, le dialogue entre le « je » et le « tu », qui forme la structure de tant de poèmes.

C'est un premier jalon du déchiffrement, sans doute un des plus importants. On pourrait en citer d'autres qui pour la plupart correspondent à des essais monographiques consacrés à un poème en particulier. L'interprétation y est à chaque fois accompagnée d'une analyse de la critique. L'histoire de l'interprétation d'un texte – la « doxographie », au sens de « classement des opinions » – n'est pas simplement rappelée « pour mémoire », elle entre dans un rapport nécessaire avec la dimension herméneutique du travail. Il faut se rappeler que Bollack achevait pendant ces années aussi les quatre volumes d'*Edipe Roi*¹⁵, et que les différentes parties de son œuvre philologique communiquaient entre elles. Il se plaisait à dire qu'il avait affaire à une histoire de l'interprétation qui courait dans le cas de Celan sur vingt-cinq ans, et dans le cas de Sophocle sur vingt-cinq siècles.

La doxographie est un art du contrepied. Dans « Paul Celan sur la langue », un essai sur le poème « Sprachgitter » publié dans les Actes d'un colloque de Cerisy sur Celan (1984)¹⁶, Bollack fait l'analyse des interprétations existantes, déjà nombreuses à cette époque. Il montre qu'elles sont presque toutes fondées sur le préjugé de la « corruption de la langue », en particulier de la langue allemande par le nazisme, et que par conséquent la « grille » du poème est perçue comme une image de l'enfermement et de l'impossibilité à communiquer dans cette langue détériorée, présentée comme victime, quand le propos de Celan visait en réalité à désigner les responsabilités des discours mortifères dans la tradition littéraire.

14 Jean Bollack à Georg-Michael Schulz, 23 février 1986.

15 CES.

16 BOLLACK 1986.

L'essai sur « Keine Sandkunst mehr », publié dans les Actes d'un colloque de Seattle (1984), met en évidence dans les interprétations le parti pris d'une hostilité très particulière à l'art qui s'appuie sur une longue tradition germanique¹⁷. Elle était notamment représentée par Otto Pöggeler, qui lisait le poème comme une mise en échec et un refus du coup de dés mallarméen. L'enjeu était bien franco-allemand. La poésie française était associée par les interprètes à une musicalité futile, une virtuosité creuse, un jeu sans rapport avec les enjeux de l'histoire et de l'existence. Bollack n'a eu de cesse de montrer les biais que cette perception allemande de la poésie française introduisait dans les lectures de Celan, tant chez ses adversaires (qui reportaient sur lui les griefs formulés à propos de la poésie française, notamment symboliste) que par ses défenseurs (qui croyaient devoir le défendre contre le soupçon de l'art pour l'art).

Les années 1980 ont vu un développement quantitatif extraordinaire de la « critique celanienne » : les deux bibliographies qui ont paru à la fin de la décennie recensent plus de deux mille entrées¹⁸. Mais elle se développe en quelque sorte « hors sol », sans accès aux sources du commentaire, sans l'édition critique qui avait pris un retard considérable, dans l'ignorance des faits biographiques. On savait peu de choses de l'affaire Goll avant la documentation éditée par Barbara Wiedemann en 2000¹⁹. Certaines interprétations faisaient état de trouvailles fortuites ; il s'agissait parfois de fausses pistes. Il y avait un doute justifié sur la pertinence de ces commentaires. La nécessité d'un commentaire s'appuyant sur une identification des références était contestée, tant à partir des positions gadamériennes (Gadamer republié d'ailleurs en 1986 une deuxième édition augmentée de son livre de 1973 sur *Cristal de souffle*), que par un parti pris anti-herméneutique plus moderne en apparence, émanant par exemple d'un auteur poststructuraliste comme Winfried Menninghaus, qui occupait la chaire de Szondi à la Freie Universität de Berlin²⁰. Beda Allemann non seulement retardait par son inaction la parution des premiers recueils de l'édition critique (édition dite de Bonn, en chantier depuis le début des années 1970), alors que le dossier génétique pouvait contenir de précieuses informations sur le réseau référentiel d'un poème, mais il avait en outre renoncé par un dogmatisme clairement heideggérien au projet d'associer à l'édition critique un projet de commentaire. Le préjugé était partagé largement : le biographique avait mauvaise presse.

L'action de Bollack dans le champ de la critique celanienne ne se limitait pas à la rédaction de ses propres travaux. Pour réagir contre ce qu'il considérait

17 BOLLACK 1987.

18 BOHRER 1989 ; GLENN 1989.

19 WIEDEMANN 2000.

20 Cf. MENNINGHAUS 1987.

comme des blocages dus non pas à des contingences personnelles, mais à des positions de principes plus ou moins avouées, il a lancé en 1988 avec le soutien de Gisèle Celan-Lestrange le projet de réunir dans une entreprise de commentaires une quarantaine de spécialistes de Celan qui devaient dans un premier temps travailler sur le recueil *La Rose de personne*, dont le dossier génétique, jusque-là inaccessible, était mis à la disposition des commentateurs. Inévitablement, les divergences et les différences d'approche qui existaient dans la critique celanienne sont apparues au sein de ce groupe, réuni d'abord à la Maison des Sciences Humaines de Paris, plus tard aussi au Deutsches Literaturarchiv et à l'université d'Erlangen. L'ambition de Bollack était bien de parvenir à un commentaire qui fasse consensus. C'était un moment d'effervescence herméneutique, les débats furent tumultueux – comme si on avait reproduit sous une forme synchrone et autour d'une même table un conflit d'interprétation qui se développe habituellement dans la diachronie et la dissémination. Le résultat était décevant pour Bollack, qui s'est d'ailleurs retiré de la rédaction du volume qui devait voir le jour dans le sillage de cette expérience²¹. Le dispositif expérimental eut pour mérite de donner naissance à une nouvelle forme de l'exercice interprétatif : la « lecture à plusieurs », notion qui apparaît pour la première fois en 1991 dans le numéro de la *Revue des Science Humaines* qui tente de reconstituer les discussions lors de la première rencontre du groupe²².

En ce qui concerne la relation entre commentaire et interprétation, la position de Bollack était double : identifier, quand c'était possible, les références sans pour autant les transformer en clés d'interprétation. Un bon exemple est fourni par la section consacrée au poème « Lichtenbergs zwölf » dans le numéro de la *Revue des Sciences Humaines*. Ce poème contient plusieurs références littérales à la vie et à la correspondance de Georg Christoph Lichtenberg. Tantôt évidentes, tantôt plus discrètes, elles avaient très tôt été identifiées par Paul Requadt. L'enjeu de l'interprétation et du commentaire résidait dans le traitement des passages référentiels. Pour Bollack, ils devaient tout autant faire l'objet d'une interprétation que les passages non référentiels ou « thétiques », c'est-à-dire posés librement, partant du principe que les citations de Lichtenberg, que l'on pouvait reconnaître dans le poème, avaient été par Celan réinterprétées et situées dans l'orbite de sa propre langue.

Cette position n'était pas toujours bien comprise. On peut citer ici, à titre d'exemple, ce qu'écrivait James K. Lyon, un germaniste américain : Lyon distingue, très schématiquement, deux tendances dans la critique celanienne : les uns qui selon lui interprètent en se fondant sur des réalités historiques, en premier lieu « l'holocauste », les autres, que Lyon appelle les « autonomistes »

21 LEHMANN 1997.

22 QPPC.

ou encore « abstractionnistes », parmi lesquels il compte Bollack, qui après avoir proclamé la mort de l'auteur, se concentreraient sur le travail de la langue, sur un usage autonome de la langue susceptible de créer un nouveau rapport au réel ou une nouvelle réalité :

Daher bestreitet Jean Bollack den Wert der ‹ anekdotisch-irrelevanten, biographischen Elemente › für eine Interpretation der Gedichte Celans [...] ²³

Il est surprenant que l'on puisse prêter à Bollack l'intention de se désintéresser des références, voire de faire abstraction des crimes nazis. Mais la méprise de Lyon n'est pas isolée. Il serait d'ailleurs intéressant de faire un jour un recensement des malentendus suscités par les écrits de Bollack sur Celan, en particulier sur le prétendu antigermanisme qui les aurait inspirés.

Je reviens à la relation entre *L'Écrit* et *Poésie contre Poésie*. C'est vers 1991 que Bollack m'a parlé pour la première fois d'un ensemble de notes qu'il avait rédigé en marge de la rédaction de ses essais sur Celan : des notes de longueur inégale, certaines prenant la forme d'aphorismes, d'autres pouvant se développer sur plusieurs pages et parfois engendrer à leur tour de véritables essais critiques. La plus brève des notes dont je me souviens était formée de deux mots : « adhérence, désadhérence ». (Je pense qu'il fallait comprendre la note dans le cadre d'une réflexion sur le moment de la lecture ; probablement sur la manière dont Celan lisait, dans laquelle on pouvait distinguer un moment d'identification et un moment de prise de distance critique.) C'était une sorte de *Denktagebuch*, un journal intellectuel consacré à la lecture de Celan, nourri de la fréquentation des poèmes et de la critique celanienne.

Bollack se demandait sous quelle forme il pouvait publier ces notes, qui étaient numérotées dans l'ordre chronologique de leur rédaction. Elles étaient au nombre de 440, quand je les ai découvertes, mais leur nombre s'est rapidement accru au rythme des différentes campagnes de lecture au cours des années 1990. En 1991, nous les avons toutes passées en revue pendant une semaine, lors d'un séjour dans la maison de campagne de Bollack dans le Périgord, pour parvenir à un classement thématique et pour dégager des ensembles qui pouvaient figurer sous un titre commun. A partir d'un classement initial, il y a eu plusieurs remaniements, au moins six, si mes souvenirs sont bons, dans un processus qui a duré plusieurs années. À la fin, dans le dernier état, la numérotation, et avec elle la séparation entre notes différentes, a disparu au profit de la continuité interne de chaque subdivision. L'articulation finale, où le chapitre central sur la relation entre les deux délires, le délire poétique et le délire clinique (en allemand : « Wahngänge »), est placé comme un pivot entre la première moitié du livre,

23 LYON 1993 : 253.

consacrée au fonctionnement d'une poétique, et la seconde, au caractère plus historique et critique, s'est imposée très tardivement.

On peut donc dire que *L'Écrit* a été entièrement rédigé en marge des essais de *Poésie contre poésie*, puis remanié pour tenir compte d'une cohérence qui s'affirmait au fur et à mesure que Bollack progressait dans sa lecture de Celan.

Le volume s'ouvre sur une série de réflexions qui précise l'hypothèse d'un dialogue interne, dans les poèmes de Celan, issu d'un dédoublement du sujet en un sujet historique (« je ») et un sujet lyrique (« tu »), une dualité que l'on retrouve dans la décomposition de l'acte poétique en deux temps : Bollack distingue un premier mouvement d'élargissement par un abandon à la langue, qui accueille toutes les virtualités présentes en elle, puis un mouvement contraire, second, une sorte de resserrement qui soumet le butin ramené des explorations linguistiques à la critique qui s'ancre dans l'histoire.

L'Écrit défend fermement un principe d'abstraction dans la lecture des poèmes : si on tient à l'idée que les poèmes forment des unités de sens et qu'aucune cohérence ne peut être obtenue à l'intérieur du champ référentiel, la recherche du sens suppose le passage à la langue. Cette langue, pour Bollack, n'est pas la langue commune, mais une « contre-langue » idiomatique, issue d'un processus de resémantisation. Toute la lecture de Celan par Bollack repose sur l'idée que les mots soient passés par un point d'extinction de leur charge sémantique, par un point zéro abyssal de la signification, avant de resurgir de l'autre côté, dans un espace séparé de l'usage ordinaire par cet abîme. C'est l'hypothèse d'une décomposition et d'une recomposition du langage, qui s'appuie sur le syllabisme de Celan, sur sa manière de faire des syllabes les agents d'une réfection de la langue poétique, où chaque mot du lexique celanien, formé initialement de mots simples, devient à son tour un instrument d'analyse pour de nouvelles expériences langagières.

Bibliographie

- BOLLACK 1985 – Jean BOLLACK, « Eden encore », dans M. BOLLACK (éd.), *L'acte critique. Sur l'œuvre de Peter Szondi* (Actes du colloque de Paris, 1979), Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, 1985 : 267–290 ; trad. allemande de Beatrice SCHULZ : « « Eden » nach Szondi », *Celan-Jahrbuch* 2 (1988) : 81–105.
- BOLLACK 1986 – Jean BOLLACK, « Paul Celan sur la langue. Le poème « Sprachgitter » et ses interprétations », dans M. BRODA (éd.), *Contre-jour. Études sur Paul Celan* (Actes du colloque de Cerisy-la-Salle, 1984), Paris, Édition de Cerf, « Passages », 1986 : 87–115 ; trad. allemande de H. BEESE : « Paul Celan über die Sprache. Das Gedicht « Sprachgitter » und seine Interpretationen », dans W. HAMACHER/W. MENNINGHAUS (éds.), *Paul Celan*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1988 : 272–308.
- BOLLACK 1987 – Jean BOLLACK, « Paul Celan sur sa langue : 1. Échec à la langue allemande (sur le poème : « Un qui était devant la porte ») ; 2. Le projet s'invente dans le poème.

- Sur le silence comme source du dire (Keine Sandkunst mehr...) », dans A. COLIN (éd.), *Argumentum e silentio* (Actes du colloque international sur Paul Celan, Seattle, octobre 1984), Berlin, de Gruyter, 1987 : 113–153.
- BOHRER 1989 – Christiane BOHRER, *Paul Celan-Bibliographie*, Francfort-sur-le-Main, Peter Lang, 1989.
- CELAN 1971 – Paul CELAN, *Schneepart*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1971.
- GADAMER 1973 – Hans-Georg GADAMER, *Wer bin Ich und wer bist Du ? Kommentar zu Celans < Atemkristall >*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1973.
- GLENN 1989 – Jerry GLENN, *Paul Celan. Eine Bibliographie*, Wiesbaden, Otto Harrassowitz, 1989.
- LEHMANN 1997 – Jürgen LEHMANN (éd.), *Kommentar zu Paul Celans < Die Niemandrose >*, avec la collaboration de Christine IVANOVIC, Heidelberg, Winter, 1997.
- LYON 1993 – James K. LYON, « Der Holocaust und die nicht-referentielle Sprache in der Lyrik Paul Celans », *Celan-Jahrbuch* 5 (1993) : 247–270.
- MENNINGHAUS 1987 – Winfried MENNINGHAUS, « Wissen oder Nicht-Wissen. Überlegungen zum Problem des Zitats bei Celan und in der Celan-Philologie », dans C. SHOAM/B. WITTE (éds.), *Datum und Zitat bei Paul Celan* (Actes du colloque international sur Paul Celan, Haïfa, 1986), Francfort-sur-le-Main, Peter Lang, 1987 : 170–190.
- SZONDI 1972 – Peter SZONDI, *Celan-Studien*, éd. par J. BOLLACK, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1972.
- SZONDI 1978 – Peter SZONDI, *Schriften*, 2 vol., éd. par J. BOLLACK avec W. FIETKAU, H.-H. HILDEBRANDT, G. MATTENKLOTT, S. METZ, H. STIERLIN, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1978.
- WIEDEMANN 2000 – Barbara Wiedemann (éd.), *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 2000.

Die Verrätselung – Zur Kritik der zentralen Gedankenfigur in Jean Bollacks Celan-Lektüren

TIM SCHÜNEMANN

1. Ein kritisches Interesse

Lire Jean Bollack – Jean Bollack lesen lautet der Titel dieses Bandes. Tatsächlich lässt die Dichte der Texte Jean Bollacks die Aufgabe des Lesens zu einer nicht unerheblichen Herausforderung werden. Zu erkennen, dass diese Dichte im Zeichen einer *obscuritas* steht, die erst die Präzision der Aussagen ermöglicht, also letztlich der Klarheit dient,¹ erfordert ein hohes Maß an *kritischem Interesse*. Antwortet eine *Haltung* statt dieses *kritischen Interesses* auf die Dunkelheit Bollacks, ist weder Entzifferung noch Fortschritt möglich.² Ein *Interesse* – als Bollack'sches Wort³ – ist verbunden mit einer grundsätzlichen Solidarität mit dem Gegenstand, auf den es sich richtet, die das ihm Eigene betrifft. Diese ermöglicht erst, eigentlich mit ihm zu streiten – und ihn so zu verteidigen. *Kritisches Interesse* am Gegenstand, das meint einerseits den Versuch, eine Ganzheit des Gegenstandes zu (re-)konstruieren, aber auch die epistemologische wie historische Suche nach seinen Möglichkeitsbedingungen, und zuletzt freilich auch eine Beurteilung, die sich in diesem Fall letztlich aus der gegenstandsbezogenen Lektürepraxis am literarischen Werk ergeben muss.

Ziel dieses Beitrages ist es, eine Skizze⁴ meiner eigenen solcherart kritisch-interessierten Bollack-Lektüre in Bezug auf die für die Celan-Lektüren Bollacks (und in ihren allgemeineren Aspekten sicher auch darüber hinaus) zentrale Ge-

1 Cf. KÖNIG 2018a: 629–647.

2 Für einen ähnlichen Gedanken, dort im Bereich der literarischen Produktivität, von dem ich meinen hier in Bezug auf Jean Bollacks philologisches Werk abgeleitet habe, cf. KÖNIG 2014b: 224–234: «Zur Produktivität poetischer Einsprüche: Günter Eich und Paul Celan».

3 Cf. KÖNIG 2008: 119f.

4 Auf meine im Rahmen des SNF-Projektes «Lecture de Jean Bollack» entstehende Dissertation *Zur Kritik der Celan-Lektüren von Jean Bollack* sei an dieser Stelle verwiesen. Einiges, das entweder sehr spezifisch an bestimmte Lektüren der jeweiligen Gedichte Celans gebunden ist oder aber vom Grundgedanken, der hier präsentiert werden soll, abweicht und daher ausführlicher diskutiert werden muss, muss in diesem Rahmen ganz dieser größeren Studie vorbehalten bleiben, anderes – wie die Geschichte der Gedankenfigur und ihrer einzelnen Aspekte bspw. – kann hier nur angeschnitten werden. Der hier eher systematische, reduzierte (und damit auch zwangsläufig teils Individuelles nivellierende) Zugang erscheint mir dennoch sinnvoll, gerade, um einem Leser (Bollacks) eine Grundlage zu bieten, um von hier aus tiefer ins Werk und die einzelnen Werke mit ihren jeweiligen Spezifika eindringen zu können.

dankenfigur der *Verrätselung* zu präsentieren und damit sowohl einen Vorschlag zur Form, wie man sich seinem Werk nähern könnte, als auch zum Verständnis seines Denkens zu unterbreiten und so auf zweifache Weise einen Schlüssel zu seinen oft missverstandenen und daher auch in ihrem Erkenntnispotential verkannten Texten darzubieten.

2. Die Verrätselung

Innerhalb von Bollacks Œuvre zu Celan spielt die Gedankenfigur der *Verrätselung* oder *Enigmatisierung* eine Rolle an ganz verschiedenen Orten, die alle in ihrer spezifischen Art und Weise von Bollacks Wiegebewegung zwischen philologischer Praxis und Theorie geprägt sind. Sie hat ihren Ort in den Reflexionen des Interviewbandes *Sinn wider Sinn*⁵, in der *Poetik der Fremdheit* Paul Celans fassenden und eben danach benannten Monografie⁶, in den täglichen Notizen, also den zu großen Teilen in dem Band *Au jour le jour*⁷ veröffentlichten *X*, und auch in den bisher unveröffentlichten *P*⁸, die den *X* größtenteils ähneln, sich aber ausschließlich – oft in äußerst privater Weise – auf die (Verstehens-)Geschichte der Freunde Paul Celan und Jean Bollack beziehen; und auch in den Lektüren selbst, seien sie publiziert oder nicht, und zwar in zweierlei Form: (1) als den Deutungen der Gedichte beigegebene, bis zu einem gewissen Grad abstrahierende Reflexion seiner konkreten Lektüre und (2) gerade in Form seiner konkreten Lektüre, also seines konkreten Verstehens und Verständnisses der Gedichte Celans, und eben hier sicherlich authentischer als überall sonst.

Denn es ist wichtig zu verstehen, dass sowohl die Geschichte dieser Gedankenfigur innerhalb der Beschäftigung Bollacks mit Celans Werk von einem konkreten poetischen Problem ausgelöst wurde als auch ihre reflexive Bestimmung seitens Bollacks von der konkreten Dichtung her und im Grunde als unabgeschlossen zu denken ist, nämlich als immer neu in Angriff genommene Abstraktion eines eben konkreten und für Celans Gedichte zentralen poetischen Prozesses, der im (jeweiligen) Werk freilich Partikularität für sich beansprucht.⁹

Aus diesem Anspruch des Werks zur Partikularität ergibt sich für Bollack der Anspruch, den Prozess hin zur Partikularität zu beschreiben. Diesen Prozess versteht er als Prozess der Verrätselung und versucht, im Begriff der *Verrätsel-*

5 SwS.

6 PCPF.

7 AJ.

8 Signatur in Bollacks Nachlass: A-2-d-2/5. Ich habe vor, dieses besondere Konvolut spätestens im Anschluss an mein Promotionsprojekt zu publizieren.

9 Der dogmatische Eindruck von Bollacks Gedankenfigur, der beim Lesen dieses Beitrags aufgrund seiner zusammenfassenden, verallgemeinernden Form vielleicht entstehen mag, ist also trügerisch.

lung diesen zu fassen. Der Begriff aber muss die Starre der Begrifflichkeit (und damit vielleicht die Begrifflichkeit selbst) hinter sich lassen, um weiterhin der Partikularität des Werkes zu genügen. Das mündet in Bollacks flexiblem Begriffsbildungsprozess, der in dessen Eigenart diesen Ansprüchen gerecht werden kann. Das heißt nicht, dass Bollack im konkreten Gebrauch des Begriffs unpräzise ist. Die (notwendige) Flexibilität bezieht sich (1) auf die grundsätzliche Offenheit zur Anpassung der definatorischen Eckpunkte und (2) auf die Offenheit der Eckpunkte selbst, die sich wie die erste auf eine Freiheit im Denken Bollacks gründet, die sicher eine der Möglichkeitsbedingungen seiner Resultate und auch der gedanklichen Form dieser Resultate ist und die sich eben auch hier bei der *Verrätselung* Bahnbricht: eine Freiheit vor allem, die ohne die Grenze zur Kunst zu überschreiten, doch auf die Kunst und deren innere Notwendigkeit sich stützend, in der *Lektüre* kunstmäßige Freiheit übt, nämlich im Nachvollzug, d. h. in der Wiederholung der Invention (die nur als partikulare eine solche sein kann).¹⁰

Nur so kann für die Gedankenfigur der *Verrätselung* gelten, was Bollack im Allgemeinen über die von ihm herausgearbeitete *Poetik der Fremdheit*, die ihren Kern eben in dieser Figur besitzt, betont: «Sie respektiert skrupulös seine [gemeint ist das Œuvre Paul Celans, auch jedes einzelne Werk] Eigenart und beansprucht trotzdem eine allgemeinere Gültigkeit, in der Überzeugung, daß das eine die Voraussetzung des anderen sei.»¹¹

Die erste Publikation Bollacks zum Werk Celans trägt den Titel «Eden, encore»¹². Sie entstand als Beitrag zu den Akten des Peter Szondi-Kolloquiums, das vom 21. bis 23. Juni 1979 in Paris stattfand, und wurde ebendort 1985 veröffentlicht. Diese erste Studie markiert auch direkt den fundamentalen Ausgangspunkt der Geschichte der *Verrätselung* im Rahmen des Œuvres zu Paul Celan; denn dieser Beitrag reagiert in unmittelbarer Weise – schon im Titel – auf eine Kontroverse, die einer der Texte Szondis aus den *Celan-Studien*, nämlich der Text «Eden»¹³ zu Celans Gedicht «Du liegst» aus dem posthum erschienenen Band *Schneepart*, nach dessen erstem Erscheinen unter dem Titel «Zu einem Gedicht Paul Celans» in der NZZ vom 15. Oktober 1972¹⁴ ausgelöst hatte. Szondi deckte darin die Widersprüche auf, die sich aus dem Ineinander von Fremdbestimmt-

10 Cf. ähnlich KÖNIG 2014a: 95–101 zur *Cyklisation* (Friedrich Schlegel) der Begriffe Bollacks, im speziellen der *Syntax*, als Voraussetzung der Lektüre, und auch zu der nicht stattfindenden *Cyklisation* bei Peter Szondi, der so nicht diese Form von *Freiheit* in der Interpretation erreichen kann. Die Flexibilität lässt sich im Übrigen auch durchaus für diejenigen Begriffe behaupten, die André Laks (LAKS 2016: 76–89) zurecht als zentral für das Werk Bollacks bezeichnet und mit denen er dessen Vorgehensweise zu fixieren versucht.

11 PCPF: 12.

12 BOLLACK 1985: 267–290.

13 SZONDI 2011: 390–398.

14 Cf. DwDPCL: 315, Anm. 1.

heit durch die von ihm für das Verständnis letztlich als essenziell anerkannten, im weitesten Sinne biografischen Bezüge und der nicht weniger als essenziell eingestuften Eigengesetzlichkeit der Gedichte Celans für den Interpreten ergeben. Hans-Georg Gadamer's Reaktion kam prompt und erschien ebenfalls in der NZZ, und zwar am 5. November 1972.¹⁵ Sie wendet sich bereits im Titel «Was muß der Leser wissen?» polemisch gegen den von Szondi gestellten Anspruch, die «*Realia*» als mögliche Verständnisvoraussetzung ernst zu nehmen, sie also nicht nur als letztlich bloß anekdotisches Moment abzutun.¹⁶

Hier nun, in dieser innerhalb dieses historischen und anhaltenden Konfliktes¹⁷ zutage getretenen, allgemeinen Fragestellung liegt mindestens einer der Ausgangspunkte der Entwicklung der Gedankenfigur der *Verrätselung* in Bezug auf das Werk Paul Celans im Œuvre Bollacks, denn in ihr kristallisiert sich eben gerade die Lösung des durch Szondi zwar aufgeworfenen, «in seiner damals neue Wege beschreitenden Studie [aber] nicht wirklich erörtert[en]» Problems des «so grundlegende[n] Verhältnis[ses] zwischen den beiden Momenten [der Text-Realität einerseits und der präzisen Bezüge andererseits]»¹⁸, auf das sich Bollack in «Eden, encore» dann bewusst konzentriert.¹⁹

Die *Verrätselung* also schafft Klarheit: wie noch deutlich werden wird, sowohl im Sinne der Klärung dieses Verhältnisses von Text und «*Realia*» als auch insofern, als sie – verstanden als poetischer Prozess – einen präzisen, jeweils partikularen und insofern klaren Sinn der Gedichte Celans schafft, der dann erkannt werden kann, eben im Nachvollzug der *Verrätselung*. Die Bezeichnung freilich impliziert die Erzeugung einer wie auch immer gearteten Hermetik oder Dunkelheit. Klarheit durch Dunkelheit also. Damit steht sie begrifflich in einer besonderen Verbindung zu der Tradition der Redefigur der *obscuritas* in der antiken Rhetorik²⁰ und bildet sowohl einen sprachlichen und ideengeschichtlichen

15 Cf. DwdPCL: 315, Anm. 1.

16 Cf. WÖGERBAUER 2017: 6–9, 12–14.

17 Cf. KÖNIG 2018b: 54f.: «X 67» und WÖGERBAUER 2017: 5–15.

18 PCPF: 32.

19 Cf. EC: X. Wenn es passende Vergleichsstellen in PCPF gibt, so verweise ich im Rahmen dieses Artikels auf diese deutsche Version von *Paul Celan. Poetik der Fremdheit* von 2000. Wenn in den Fußnoten Vergleichsstellen zur französischen Version von 2003 angegeben sind, dann unterscheidet sich EC in diesen Fällen entweder grundsätzlich von PCPF (so z. B. hier: die Einleitung von EC ist keine Übersetzung von derjenigen in PCPF) oder die Stellen bringen (im Falle einer *zusätzlichen* Nennung) meiner Ansicht nach einen Mehrwert zum Verständnis (den jeweils zu erläutern den Rahmen hier sprengen würde), sei es durch hinzugefügte Präzisierungen, durch weitere Bedeutungsnuancen, die häufig auch durch die andere Sprache bedingt sind, oder durch einen insgesamt etwas anderen Blickwinkel, sodass es sich hier lohnt, Bollacks Ausführungen in beiden Sprachen zu lesen.

20 Cf. z. B. entsprechende Ausführungen bei LAUSBERG 1990, etwa §528–537 (274–277) zum Verhältnis von *perspicuitas* (*clarté* oder *netteté*) und der entgegengesetzten *obscuritas*,

Gegenpol zu einer Aufklärung im Sinne einer *élucidation* und der damit verbundenen lichtmetaphorischen Begriffe als auch einen Gegenentwurf zum gängigen Begriff der *Hermetik* bzw. *hermetischer Dichtung* als einer (mindestens für ‹Un- eingeweihte›) vollkommen verschlossenen, unzugänglichen.²¹

Tatsächlich ist das Verständnis der *Verrätselung*, so wie ich es im Folgenden darlegen werde, vom ersten Moment an, also innerhalb des Textes ‹Eden, encore› schon in wesentlichen Zügen greifbar (freilich noch nicht so ausformuliert wie in den späteren Texten, d. h. meistens und auch hier: in späteren Versionen früherer Texte²²). Es ist dies sicherlich auf eine vorhergehende, schon fast zehn Jahre andauernde,²³ intensive Lektüre der Gedichte Celans zurückzuführen, die eine Reihe an Aspekten der Celan'schen Poetik freigelegt hat, die entweder Bestandteil der *Verrätselung* als Ganzes sind oder aber in engster Verbindung dazu stehen und die sich letztlich gegenseitig voraussetzen. Von ihnen wird noch genauer die Rede sein: das idiomatische *Sprachgitter*, die *selektive Wahrnehmung* und die *Angemessenheit der Sprache* sind zentral. Manche der Aspekte der *Poetik der Fremdheit* wurden schon früh und zum Teil an ganz bestimmten Gedichten und innerhalb spezifischer, meistens streitbarer Kampagnen entwickelt. Man könnte sie geradezu datieren. Die Lektüre von *Fahlstimmig* etwa,²⁴ die von der Auseinandersetzung mit Beda Allemann geprägt ist, hat eine große Rolle gespielt, auch für den Gedanken des Zusammenfallens von *Verrätselung* und

aber auch zu den *Obsküritäts-Lizenzen*, die ihre Begründung in Bezug auf den *ornatus*, aber auch auf das *aptum* finden (und so eine andere, an die *Ganzheit* gebundene Form von *Klarheit* ermöglichen).

21 Die scheinbar paradoxe Formel ‹Klarheit durch Dunkelheit› gilt – wie im ersten Abschnitt dieses Beitrags bereits thematisiert – auch für die ‹Dunkelheit› der Texte Bollacks, die durch ihre Dichte erzeugt wird. Dass dieser ‹dunkle› Stil gerade eine (vielleicht aber nicht die einzige) Möglichkeit ist, den Prozess der *Verrätselung* in den Gedichten adäquat zu beschreiben und dass die *obscuritas* Bollacks insofern komplementär zu derjenigen Celans ist, bedeutet nicht, dass die ‹Dunkelheiten› beider sich gleichen. Bei Bollack findet *kein poetischer* Prozess innerhalb des sehr wohl *wissenschaftlichen* Textes statt, keine *Verrätselung* in diesem *sinnhaft-fundenden* Sinne. Die ‹Dunkelheit› ist hier stattdessen eine letztlich *diskursiv* verständliche *beschreibende Form*, eine Möglichkeit, den Nachvollzug des Schaffensprozesses von *Celan* möglichst präzise schriftlich zu fixieren, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Cf. dazu auch KÖNIG 2018: 629–647 und den Beitrag von Na Schädlich in diesem Band (325–343).

22 Cf. bspw. in diesem Fall das Kapitel ‹Biographismus›, in DwDPCL: 315–336.

23 Eine nähere Auseinandersetzung auf wissenschaftlichem Terrain mit den Gedichten Celans seitens Bollacks beginnt vermutlich Anfang der 1970er-Jahre, als ihm Szondi 1971 seine ersten Texte zu Celan zur Korrektur schickt (cf. PC/PS: 238 ff.). Der nächste ‹Schritt war die Teilnahme am Celan-Seminar des Pariser Goethe-Instituts im Jahr 1972› (KÖNIG 2005: 118 und cf. PC/PS: 247 f.). Gelesen hat Bollack Celan freilich schon seit ihrem Kennenlernen 1959 (cf. KÖNIG 2018a: 630).

24 Cf. BOLLACK 1986a: 159–165.

Selbsterläuterung (also Klarheit durch Dunkelheit) in den Gedichten und durch die Gedichte.²⁵

Das Verständnis für die *Verrätselung* stellt sich ein, wenn man den Prozess selbst, den die Gedankenfigur greifen will, samt seiner Voraussetzungen und seiner Folgen von Beginn an nachvollzieht; ich spreche im Folgenden im Namen Bollacks im Indikativ, in der Hoffnung, sein Verständnis hier adäquat nachzuzeichnen.

Der Beginn, das ist eine Entscheidung, die allem anderen vorausgeht; sie wird zur außerpoetischen Möglichkeitsbedingung der Poesie, wie Celan sie schreibt, also auch zur Bedingung der *Verrätselung*; gleichzeitig ermöglicht die *Verrätselung* als poetischer Prozess innerhalb der Gedichte, die Ansprüche, die aus dieser Entscheidung erwachsen, zu erfüllen. Die Entscheidung gehört zur Person,²⁶ zu Celan, und zwar als starkem Subjekt: «Die ‹Intention auf die Sprache› geht dem tatsächlichen Eintreten in ihre bewegliche und flutende Materie, jedem effektiven Gebrauch voraus.»²⁷ So wird das «*Womit* [...] gestaltet von einem *Wozu*, das in höchstem Grad von der historischen Situation bestimmt wird.»²⁸ Die Intention Celans, das ist, vor allem,²⁹ eine dem Ereignis der Vernichtung der europäischen Juden und deren Ursachen angemessene Dichtung. «Das historische Ereignis hat stattgefunden. Dieses Faktum bildet den hauptsächlichsten, wenn nicht gar den einzigen Bezug, den einen und einzigen Ursprung seiner Dichtung; er ist persönlich, biographisch, wenn man so will, und partikular.»³⁰ Was aber wäre angemessen? Zum einen: Erinnerung, Nicht-Vergessen. Weder das Ereignis noch jedes einzelne, einzigartige damit verbundene Ereignis, noch die Gründe dürfen dem Vergessen (das tatsächlich wesentlich ein sprachliches Problem ist) anheimfallen. Und weiter: die neue, seine Dichtung, darf nicht die Schwäche der alten haben. Im Zentrum von Celans Denken als Gedenken steht das Zustandekommen der Gewalt – und die «Lyrik hatte ihren Anteil daran; sie hatte ihn überall dort – und das heißt fast überall –, wo sie sich nicht von den Herrschaftsformen und den von ihnen auferlegten Glaubensformen gelöst hatte.»³¹ Die Unfähigkeit, radikal subjektiv zu sein – im Sinne einer klaren, präzisen Stellungnahme –, wird ihr zum Verhängnis. Sie wird dann von Celan «unter das Verdikt einer mißbräuchlichen oder durch ihre Komplizen-

25 Cf. auch BOLLACK 1986b: 87–115, BOLLACK 1987a: 113–129 und BOLLACK 1987b: 130–159 zu weiteren frühen Lektüren, die eng mit der Entwicklung der genannten Aspekte der Celan'schen Poetik verbunden sind.

26 Cf. PCPF: 32 und EC: 16.

27 PCPF: 33.

28 PCPF: 12.

29 Also zeitlich und von der Priorität her.

30 DwDPCL: 11.

31 DwDPCL: 11.

schaft kompromittierten Praxis»³² gestellt. Gegen diese Dichtung will sich diejenige Celans richten. So wird das starke Subjekt nicht nur in der Person zur Voraussetzung einer *Dichtung wider Dichtung*,³³ sondern auch die Dichtung selbst als starkes Subjekt wird zur Möglichkeitsbedingung ebenjener. Diese Subjektivität findet im Agon wiederum ihre Möglichkeitsbedingung: «Die Invektive, der Angriff *ad personam* und der aristophanische Spott sind zutiefst in der sprachschöpferischen Logik verankert; sie erscheinen als eine notwendige Ergänzung zu der den poetischen Rhythmus tragenden Intention. Der Haß, den man thematisch nennen könnte – das Thema ist von der Inspiration nicht zu trennen –, versammelt in sich die Weigerung, in der das Eigene erstarrt.»³⁴ Dies allerdings heißt bei allem Willen zur Negation der lyrischen Tradition(en) im Eigenen, zu der die *Verrätselung* letztlich tatsächlich führt, nicht, dass Celan nicht selbst weiterhin lyrisch ist. «Die Negation bleibt untrennbar mit dem verbunden, was sie negiert.»³⁵ Das eben ist die Besonderheit einer kritischen Lyrik im Gegensatz zu einer engagierten Dichtung, die sich den Gegenständen von außen nähert. Es geht um die Radikalisierung des kritischen Potenzials – vor dem Hintergrund einer historischen Wahrheit –, das in großer Lyrik immer schon vorhanden ist.³⁶

In ihrem Kern handelt es sich bei der *Verrätselung* um den Sinngebungsprozess innerhalb eines Gedichtes, der das Gedicht selbst schafft und der in drei Schritten (nicht unähnlich einer Tanzfigur) oder «Takten» abläuft: «von der Erbeutung zur Verneinung und zur Neuschöpfung der Elemente».³⁷ Dabei gilt allerdings: «Weder das Prinzip noch seine Anwendung sind mechanisch. Es gilt auch, die signifikanten Abweichungen von der Distanzierung einzubeziehen.»³⁸ Doch gilt nicht weniger: «Die Trennung gestaltet sich jedoch immer intensiver: sie kann sich nicht von sich selbst trennen. Würde sie aufgehoben, dann würde nichts mehr bestehen, kein <Nichts> [die Grundlage der Sinngebung] und kein <Niemand> [das dieser Grundlage entsprechende Subjekt der Gedichte].»³⁹

Bei jenen «Elementen» handelt es sich – das ist zentral – in jedem Falle bereits um sprachliche Elemente und seien es in Sprache gefasste Gedanken, die sich reflexiv auf anekdotische Begebenheiten beziehen, indem sie das den Worten inhärente Bedeutungspotenzial nutzen, und also bereits eine Interpretation

32 DwDPCL: 12.

33 So auch der Titel von Bollacks Monografie aus dem Jahr 2006, cf. DwDPCL, die viele seiner wichtigsten Studien in überarbeiteter Form und in ein Ganzes eingebunden enthält.

34 PCPF: 37.

35 DwDPCL: 333.

36 Cf. PCPF: 100–136 und DwDPCL: 67–69. Cf. auch Anm. 2 dieses Beitrags bzw. KÖNIG 2014b: 224–234: «Zur Produktivität poetischer Einsprüche: Günter Eich und Paul Celan».

37 PCPF: 79.

38 PCPF: 79.

39 PCPF: 79 f.

der Realität darstellen.⁴⁰ «Die Erneuerung während eines partikularen Stadiums [...], die Stellungnahme, die der Leser jeweils liest und dechiffriert und die man zu fassen bekommt, stellt sich daher als eine Umgestaltung zumindest zweiten Grades dar»⁴¹. Das ›Leben‹ im Gedicht ist somit noch vor seiner Negation und Neuschaffung bereits als Text mit einer gewissen Autonomie und in Bezug auf das Gedicht als ›Prätexst‹⁴² zu verstehen. So stellt sich das Problem der ›Realia‹ für Bollack anders als für Szondi;⁴³ denn, wenn die präpoetische Ebene, von der auch Letzterer ausgeht, nicht direkt aus den ›Realia‹ besteht, sondern aus Worten und Texten mit einem bestimmten Bedeutungspotenzial, gibt es kein Leben außerhalb des Gedichtes, auf das dieses – bei zugleich behaupteter Eigengesetzlichkeit – in direkter Weise verweisen müsste; auch dann nicht, wenn man die evidenten historischen Bezüge ernst nimmt.

Der Bereich, aus dem die (sprachlichen) Elemente stammen können, ist beliebig: «Es ist ganz gleichgültig, welcher Art die Bezüge sind. Keinem gebührt ein Vorrang; alle Bereiche der Existenz haben ihren Anteil an einem der Person zugehörigen Horizont.»⁴⁴ – es gibt keinen grundsätzlichen Unterschied innerhalb des Materials, das sich eben auf Anekdotisches beziehen kann, sich aber ebenso aus fremdem Geschriebenen, eigenem Geschriebenen oder auch eigenem Erdachten speisen kann. Auch die Anzahl der Bezugspunkte innerhalb eines Gedichtes ist ganz variabel.⁴⁵ Was ›erbeutet‹ wird ist deshalb nicht zufällig, wenn auch die ›Begegnungen‹, die zur Möglichkeit der Aufnahme führen (mal mehr mal weniger) zufällig sein mögen; eine Auswahl lässt sich erkennen: «Die Frage nach den Bezugsmomenten im Erfahrungshorizont wird gerade von innen her, vom Text selbst, in seiner Sprache aufgeworfen.»⁴⁶ Das führt zu einem «äußeren Referenzsystem, das erst der Text herstellt.»⁴⁷

Das ›Beutekriterium‹ ist das Bedeutungspotenzial der Worte, d.h. das Potenzial, sie auf eine neue Bedeutung hinführen zu können – was einerseits bestimmt ist durch die mit den jeweiligen Worten (und deren Bestandteilen) assoziierbaren Bedeutungen und andererseits durch das Potenzial, sie in die idiomatische Sprache und in die damit verbundene sprachliche Welt zu integrieren, d.h. diese zu erweitern im Rückgriff und im Hinblick auf bereits andernorts, also in anderen Gedichten geschaffene Idiome.⁴⁸ Das idiomatische ›Sprachgitter‹ ist so zugleich Mittel und Zweck des ›Erbeutens‹. Freilich existiert die Idiomatik,

40 Cf. SwS: 131.

41 SwS: 131.

42 Cf. PCPF: 34.

43 Cf. AJ: 115: «X 824».

44 PCPF: 34.

45 Cf. DwDPCL: 288 f. und 392.

46 PCPF: 39.

47 PCPF: 33.

48 Cf. DwDPCL: 285–292 und AJ: 117: «X 824».

die Gesamtheit aller Idiome Celans, nicht als Sprache an sich in einem abstrakten, abgetrennten Raum – das wäre (1) ein begrifflicher Widerspruch und (2) fatal, da mit dieser neuen ‹langue› eben genau die Eigenschaften an die sprachliche Konstitution gebunden würden, die den Widerstand gegen den ‹Strom des Vergessens› (der Wörter) unmöglich machten, namentlich die potenzielle (synchrone und diachrone) Polysemie –, sondern nur im Sinne einer Gesamtheit aller (partikularen) Gedichte.⁴⁹ Der Zweck ist also letztendlich ein weiteres (partikulares) Gedicht. Das ist die *Neuschöpfung* (als Ergebnis verstanden), eine neue Existenz. Die Neuschöpfung als Prozess verläuft über die *Verneinung* oder *Negation* des ‹erbeuteten› Materials mittels der Rekonstitution der einzelnen Elemente kraft der *Syntax* (in einem erweiterten Sinne verstanden «als die zwingenden Verhältnisse im Werk»);⁵⁰ die Interdependenzen werden innerhalb des Gedichtes festgelegt – eine geschaffene Wirklichkeit entsteht. Den Worten wird in diesem Prozess eine neue, präzise Bedeutung eingeprägt, die mittels der Nutzung des Bedeutungspotenzials, also den virtuellen Bedeutungen der Worte, zustande kommt und sie zugleich (negierend) überwindet (wobei zu betonen ist, dass auch eine korrigierende Präzisierung eine Überwindung darstellen kann, oder dass jede Überwindung im Sinne einer Negation auch in gewisser Weise eine korrigierende Präzisierung ist);⁵¹ damit werden die Worte zu Gegen-Worten, zu Worten, deren Bedeutung in der *Verneinung* der ursprünglich assoziierten Bedeutung geschaffen wird und zutage tritt,⁵² in der gewählten Distanz; eben dadurch wird aber auch die ursprünglich erkannte Bedeutung eindeutig sichtbar – die Idiome sagen genau, was sie verneinen.⁵³

Die *Verrätselung* ist ein Sinngebungsprozess, der alle Elemente eines Textes von Celan durchdringt, sie eigentlich schafft, ihnen zu einer Existenz verhilft. Das Rätsel, d. h. das Gedicht,⁵⁴ wird durch diesen das (sprachliche) Material des Gedichts ins Fremde führenden Prozess als Ganzes geschaffen;⁵⁵ es erhält auch

49 Cf. THOUARD 2012, insbesondere 141–167: «Langue, contre-langue et contre-poésie. Bollack sur Celan».

50 KÖNIG 2014a: 100.

51 Cf. DwDPCL: 333.

52 Cf. PCPF: 48.

53 Cf. DwDPCL: 317.

54 Cf. SwS: 23 f.

55 Das Rätsel, also das Gedicht in seiner Rätselhaftigkeit, hat für Bollack zwei Seiten, eine zweifache Dunkelheit (cf. DwDPCL: 18 f., 244): Zum einen die durch den hier beschriebenen Prozess der sinngebenden Negation bzw. der Idiomatisierung erzeugte (sprachliche) Fremdheit und zum anderen die Rätselhaftigkeit, die allein schon dadurch entsteht, dass sich die Gedichte Celans auf die ihnen eigene Weise zwar, aber dennoch auf wie auch immer geartete ‹Realia› als Material der Negation beziehen, die häufig einfach nicht bekannt sind. Das führt dazu, dass Bollack auch von einer *doppelten Verrätselung* spricht, der *lyrischen* und der *historischen* (cf. WÖGERBAUER 2017: 12–14). Dies allerdings meines Wissens nur ein einziges Mal in diesem

einen Sinn als Ganzes; es klärt sich in dem Moment auf, in dem der neue, partikuläre Sinn, nun eben des Ganzen, der sich aus der Negation ergibt, erfasst wurde.⁵⁶ Die Dechiffrierung, das Lesen eines Gedichtes kann daher nichts anderes bedeuten, als diesen enigmatisierenden Schaffensprozess zu wiederholen, um den Sinn erfassen zu können.⁵⁷ Die «Gewißheit der Transparenz durch die Hingabe an die Dunkelheit»⁵⁸ (als Prinzip der Dichtung und der Lektüre) stellt sich ein. Die Dechiffrierung ist kein Umkehrungsprozess der *Verrätselung*.⁵⁹ Die Rekonstruktion des eingegangenen Materials ist oft ein wohl notwendiger Schritt, wenn man das Material nicht kennt, aber sie ist nicht das Ziel einer Lektüre, die auf den Sinn sich richtet.⁶⁰

Das Leben des Wortes ist nicht das Leben der Kreaturen; es bringt das Leben der Welt nicht zum Ausdruck, sondern verleugnet es in der ein anderes Leben erweckenden Negation. Diese Sprache, daran läßt sich nicht zweifeln, gibt nichts wieder. Die Wörter verweisen auf keine unmittelbare Wahrnehmung. Die Wirklichkeit ist eine interne und sprachliche. Es gibt wohl eine Hermeneutik des Lebens, aber nirgends als im Wort.⁶¹

Und an anderer Stelle:

Eine Lockerung, die nur das kleinste Stückchen aufgibt, im Sinne einer Widerspiegelung des Realen und einer, wenn auch vorläufigen, unmittelbaren Auffassung, stellt stets einen

Wortlaut in seinem publizierten Werk, und zwar im Titel des Aufsatzes «Le problème de la double énigmatisation, historique et lyrique» (2000). Schon 2001 in *Poésie contre poésie* fällt die (scheinbare) Präzisierung weg: Der Text wird unter dem Titel «L'énigmatisation» veröffentlicht. Die Präzisierung ist bloß scheinbar, weil es sich um zwei in ihrer grundsätzlichen Struktur unterschiedliche Prozesse handelt, was der Titel eher verschleiert. In jedem Falle ist die Verwendung des Begriffs der *Verrätselung* in Bollacks Werk primär mit dem Prozess der neugierenden und sinngebenden Umsetzung des (sprachlichen) Materials verbunden – ganz so, wie die *Dechiffrierung* oder *Entzifferung* als Begriff primär mit der Wiederholung dieser Umsetzung in der Lektüre des Gedichtes, um zum gegebenen Sinn des Gedichtes zu gelangen, verbunden ist und nicht mit der Rekonstruktion des eingegangenen Materials; dies kommt aber auch gelegentlich vor (cf. bspw. PCPF: 104), sodass hier eine leichte Ambivalenz im Sprachgebrauch Bollacks zu verzeichnen ist. Man muss sehr genau lesen, und immer den Kontext des Gelesenen präzise erfassen.

56 Cf. PCPF: 35 und EC: 19.

57 Cf. SwS: 23 f., 41 f., 46 und 131–133 sowie EC: 20.

58 SwS: 25.

59 Wie nah – bei aller durch die Konzentration Bollacks auf das Partikuläre gegebener Ferne – wäre man Gadamer dann auch, der ja gerade davon ausgeht, dass es die Aufgabe der Lektüre ist, die Fremdheit der Werke zurückzunehmen, statt darin ihren Sinn zu erfassen. Cf. zur *philosophischen Hermeneutik* Gadamer KÖNIG 2014: 98.

60 Cf. PCPF: 35.

61 PCPF: 61 und 64. Cf. auch EC: 18.

Verrat an der Autonomie dar, einen Verlust an Eigenständigkeit. [...] Celans ›Rosen‹ [blühen] in keinem Garten.⁶²

Doch bleibt die rekonstituierte sprachlich erfasste Wirklichkeit dennoch (zumindest potenziell) im Gedicht vollständig, eindeutig greifbar⁶³ – eben als das Negerierte, als «l'incident fortuit qui stimule et s'efface sans s'abolir».⁶⁴ So gilt:

Die Hermetik dieser Gedichte errichtet nicht eine für ›Nichteingeweihte‹ unzugängliche Privatsphäre, in die einzudringen den Besitzern von Informationen vorbehalten wäre, sondern sie verhüllt eine Sache scheinbar, damit sie entdeckt werden kann – als die Sache, der die Hermetik einen Sinn verleiht. Was da zurückübersetzt wird, sind sehr konkrete Daten. Der Bezug ist partikular und historisch determiniert; nicht weniger präzise und partikular ist die Sprache, die ihn interpretierend aufnimmt.⁶⁵

Und weiter: «Die Hermetik [...] ist den Wörtern eingeschrieben und kann nicht vom poetischen Projekt abgesondert werden. [...] Das hat nicht viel mit einer doktrinalen Hermetik zu tun. Die Sprache ist nicht versiegelt; sie ist idiomatisch und entzifferbar.»⁶⁶

Erst und nur ein sprachliches Rätsel in diesem Sinne lässt sich deuten, denn nur so wird die potenziell unendliche Polysemie des eingegangenen sprachlichen Materials beherrschbar, eben durch ein starkes, sinngebendes Subjekt; es ist auch die einzige Möglichkeit, frei von jeder Metaphorik eine eigentliche, und also nicht lügende Sprache zu sprechen.⁶⁷ Die Dinge werden in diesem Sinne innerhalb des geschaffenen poetischen Raumes und durch die Umsetzung in eben diesen Raum, der dadurch gleichermaßen selbst erst in die Existenz tritt, wahrgesagt – aktivisch. «Die Schatten sprechen wahr, wie es in einem der Gedichte heißt, indem sie den Gegenstand nicht aussprechen, sondern schaffen – und indem sie ihn [in diesem Prozess] eigentlich *benennen*, ihm einen ›Namen‹ geben [das Wort *Name* ist in Bollacks Sprachgebrauch in Bezug auf Celan eng mit dem Idiomatischen verbunden, vielleicht sogar synonym zu dem Wort *Idiom* gebraucht].»⁶⁸ Die Wahrheit dieser Welt ist nicht abhängig von dem Wissen Celans, d.h. von einer Übereinstimmung des Inhalts mit der außerpoetischen Wirklichkeit: «Les lieux des camps de la mort ont une autre existence en poésie,

62 SwS: 75 f. und 95.

63 Cf. PCPF: 42.

64 EC: 22. In PCPF gibt es diesen erläuternden Zusatz zur «zufälligen Begegnung» (41) nicht, weshalb hier – abweichend von der sonstigen Praxis dieses Artikels – auch *direkt* aus der französischen Version von *Paul Celan. Poetik der Fremdheit* zitiert wird.

65 DwDPCL: 317.

66 PCPF: 38.

67 Cf. PCPF: 57–60.

68 PCPF: 44.

quelles que soient les connaissances que l'auteur en tant que sujet historique a pu avoir des conditions réelles.»⁶⁹

Das Ergebnis (der *Verrätselung*) erfüllt nun alle Ansprüche. Die Subjektivität ist radikal, die Radikalität äußert sich in der Idiomatik – diese Gedichte kann man nicht mehr sagen lassen, was sie nicht selbst sagen, denn sie sprechen wahr. «Ce sera toujours le poète qui parle et à lui-même. Sinon, ce serait encore le lecteur, et pas lui. L'auteur est bien un autre, s'il a parlé pour lui seul et en son nom, créant les <noms> qui disent vrai contre les langues que l'on parle.»⁷⁰ Diese Wahrheit gründet sich in einem Nichts an Bedeutung, einem Nichts an <Leben>, das durch die Negation hervorgebracht wird und die zugleich – auf diese geschaffene Leere bauend – ein neues <Leben>, ein <Leben> allein in den geschaffenen Worten, eine neue, gegebene und also wahre Bedeutung, schaffen kann. In jedem geschaffenen Idiom wird diese Leere, dieses Nichts greifbar – und sie lässt die Sprache dem Ereignis angemessen werden, da die Leere in jedem Gedicht neu mit dem Ereignis der Vernichtung begründet wird und diesem somit entspricht. «Das Wort, das sich als solches von den Dingen ablöst, zeugt in seiner sprachlichen Verfaßtheit und antithetischen Konstitution von der Unmenschlichkeit.»⁷¹ Und weiter:

Aus der Entscheidung, das historische Ereignis zum Kriterium des wahren Sprechens zu machen, folgt unausweichlich ein Hinausgehen über das Werden. Jegliche Unmittelbarkeit ist verbannt: läßt doch das blühende Leben alles untergehen und nie etwas anderes aufkommen als nur die Verleugnung dessen, was geschah.⁷²

So gilt:

Die Verrätselung ist eng mit der Fallbewegung verbunden; das Hinabsteigen steht am Anfang, es schließt den Abgrund [also das beschriebene <Nichts>] auf. Umgekehrt läßt sich der Abgrund [nun im historischen Sinne als das Ereignis der Vernichtung verstanden] auch als eine ursprüngliche Kluft auffassen, als die klaffende Ursache aller Brechungen [mit dem <Leben> vor der Negation desselben].⁷³

Die Gedichte sind in einem allgemeinen Sinne wahr (in der Entsprechung des <Nichts> und der Vernichtung und in der eine Wahrheit schaffenden Konstitution der idiomatischen Sprache) und im Spezifischen, weil die Dinge, so wie Celan sie versteht, in dieser Sprache unmissverständlich und zeitlos gesagt werden können; einerseits der spezifische, neue Sinn, der sich in einer partikularen <Be-

69 AJ: 115: «X 824».

70 EC: XI.

71 PCPF: 44.

72 PCPF: 64.

73 PCPF: 80.

gegnung» im Gedicht zeigt,⁷⁴ andererseits auf indirekte Weise auch der «Prätex». «Das gelebte Leben wird aufgenommen, fixiert und transferiert; es wird mit Hilfe der idiomatischen Rückbezüge gelesen und so für immer unauslöschlich gemacht.»⁷⁵ Mit anderen Worten: das Idiom interpretiert selbst bzw. macht eine Interpretation deutlich und damit auch das Interpretandum – Celan schreibt, indem er liest; insofern ist des Rätsels Lösung im Übrigen auch immer eine Lektüre. Die Gedichte Celans bedeuten, und sie werden immer die Bedeutung behalten, zu der sie mittels der *Verrätselung* hingeführt wurden im Augenblick ihres Schreibens, der (gemeinsam mit den «ursprünglichen» Referenzen und den ihnen zugewiesenen Zusammenhängen) durch sie und in den Gedichten festgehalten wurde. «Die Öffnung im Riß durch die Zeit weist auf die Geschichte, auf das «Schicksalhafte». Dessen Natur ist politisch. Das Ereignis wird wieder gegenwärtig, es ist so dem Vergessen entrissen.»⁷⁶ – stimmt das reale Ereignis mit dem rekonstruierbaren Bild überein, das sich von der Geschichte in den Gedichten ergibt, ist den Texten eine ganz besondere wahrsagende Kraft zu eigen.

Die Gedankenfigur der *Verrätselung*, in der (auch) das Verhältnis von Geschichte und Poesie sich erhellt, hat einen Anstoß vielleicht noch von Celan selbst bekommen – das zeigen die *P*. Ich zitiere «P 102», das seinen Anfang nahm mit einer Notiz vom 22. Juni 1967, also noch zu Celans Lebzeiten und noch bevor Bollack sich Anfang der 1970er-Jahre entschied, Celans Werk zu entschlüsseln; sie bestand damals im Wesentlichen aus den Bollack von Celan selbst gegebenen Hinweisen zur Dichtung, d. h. auch zu seiner eigenen; später trat die Reflexion hinzu. Die Notiz wurde zwei Mal überarbeitet und ergänzt, einmal Mitte der 1980er-Jahre und einmal um den Jahrtausendwechsel herum.

La définition que Heidegger donne de la poésie, «Dichtung», disant qu'elle «a son fond en soi-même» («das in sich Gründende») serait juste à condition qu'on ajoute qu'elle a son fond dans l'abîme»: «Sie gründet sich im Abgrund» [das ist schon die Stimme Celans]; et cet abîme, ce n'est pas la poésie seulement ([nun die Überarbeitung Bollacks um 2000 in Klammern:] je comprenais mieux plus tard [und «plus tard» d. h. 20 Jahre später, also Mitte der 1980er Jahre; das geht aus einer Vorstufe dieser Notiz hervor] la portée de ce qu'il [Celan] m'a dit, alors le rapportant à l'histoire et à la distinction que j'ai compris qu'il fallait faire entre le sujet historique et le sujet lyrique [die Vorstufen zeigen, dass Bollack hier zwischen «sujet» im Sinne der Person und des Textsubjektes und «sujet» im Sinne des Themas oder des Inhalts schwankt und sich dann entscheidet, es offen zu lassen – es ist wohl beides gemeint]. Il me dit encore: «La poésie évoque, et faire surgir; elle libère et (en même temps) rive.»

74 Cf. PCPF: 36 f. und EC: 20.

75 PCPF: 36.

76 PCPF: 89.

Et « ma poésie, qui à certains paraît hermétique, pour moi, elle est très *banale*; elle découle de la *logique* de mon existence ». Je pensais [wieder Mitte der 1980er Jahre] aux remarques qu'il m'a faites au sujet du premier poème d' Atemkristall, « Du darfst ». ⁷⁷

Die Reflexion auf diese Hinweise Celans (die eine Richtung, auf die ein Verstehensversuch sich richten müsste, vorgegeben haben mögen) mag ihren Beitrag zur Entwicklung der *Verrätselung* geleistet haben. Die Reflexion aber zieht ihre Erkenntnis aus der Lektüre der Werke – erst danach kann das zuvor Gesagte verstanden werden.

3. Eden, encore, et encore

Um die *Verrätselung* als Gedankenfigur nun stärker in den konkreten Lektüren Bollacks zu verankern und auch, um das Potenzial für ein erweitertes Verständnis der Gedichte Celans, das in dieser Gedankenfigur steckt, ganz konkret zu verdeutlichen, d.h. dann auch im methodischen Ansatz, mit Bollack über Bollack hinauszukommen, möchte ich nun noch einmal zum historischen Ursprung der Entwicklung der *Verrätselung* in Bezug auf das Werk Paul Celans zurückkehren, also zur Lektüre des Gedichtes « Du liegst » aus dem Band *Schneepart*.

*Du LIEGST im großen Gelausche,
umbuscht, umflockt.*

*Geh du zur Spree, geh zur Havel,
geh zu den Fleischerhaken,
zu den roten Äpfelstaken
aus Schweden –*

*Es kommt der Tisch mit den Gaben,
er biegt um ein Eden –*

*Der Mann ward zum Sieb, die Frau
mußte schwimmen, die Sau,
für sich, für keinen, für jeden –*

*Der Landwehrkanal wird nicht rauschen.
Nichts
stockt. ⁷⁸*

–

Berlin, 22./23. 12. 1967

⁷⁷ P 102, Signatur im Nachlass Bollacks: A-2-d-2/5.

⁷⁸ Zitiert nach TCA: Schneepart: 7.

Für Bollack scheitert das Gedicht. Dadurch verliert es für ihn nicht an Kraft, ganz im Gegenteil. Es lege so ein starkes Zeugnis ab von der Unfähigkeit der deutschen Dichtungstradition, mit der das Gedicht Celans als Material geschrieben sei, der Katastrophe angemessen, nämlich im ‹Stocken›, was einem Widerstand gegen sich selbst, einer Selbstüberwindung gleichkäme, zu reagieren.⁷⁹ Doch verfehlt er hier den Sinn, obwohl er zuvor die Mittel zur Erkenntnis im Nachvollzug der *Verrätselung* hergeleitet hatte. Er argumentiert wie folgt:

In der Tat müßte das Stocken im Laufe der Entstehung des Gedichtes sich einstellen. Indem es weitergeht, zeigt das Gedicht, daß diese Blockierung sich nicht ereignet hat. [...] [D]as Gedicht entsteht nicht und erlaubt trotzdem das Stocken – im Sinne von Sich-Aufstauen sowohl als auch von Koagulieren – des Nichts: ‹Nichts / stockt›.⁸⁰

Also: statt eines gelungenen Gedichtes, das ‹stockt›, eine Barriere bildet, also Widerstand leistet, indem es den Kriterien einer erneuerten Dichtung gerecht wird, gibt es nur die Leere, das ‹Nichts›, das nicht entstandene Gedicht, das eine Gegen-Dichtung bloß indirekt, eben durch das damit abgelegte Zeugnis des Scheiterns der dichterischen Tradition, erwirken kann (was das Gedicht in den letzten Versen reflektiere). Aber scheitert das Gedicht Celans im Versuch in direkter Weise zu ‹stocken› (im idiomatischen Sinne), weil es nicht vorzeitig zu einem Ende kommt? Die Bedeutungsebenen gehen hier durcheinander. Obwohl Bollack die idiomatische Bedeutung des ‹Stockens› im Rest der Argumentation annimmt, beruft er sich hier im ersten Teil auf die allgemeinsprachliche Bedeutung von *stocken* im Sinne von Unterbrechen oder Innehalten und bezieht sie auf die Form, auf das Fortlaufen des Textes. Bedenkt man die idiomatische Bedeutung des Wortes in diesem Gedicht, so würde es nur dann scheitern und damit in Bollacks Sinne Zeugnis ablegen, wenn es selbst nicht der erneuerten Form der Dichtung entspräche, von der auch im Gedicht als Utopie gesprochen wird (cf. V. 7–11); dies aber hat nichts mit einem Fortlaufen im Text im alltäglichen Sinne zu tun. Bollack selbst zeigt ja, dass die Sprache des Gedichtes ebendie Voraussetzungen erfüllt, um einem ‹Stocken›, einer *Gegen-Dichtung*, die mit der deutschen Dichtungstradition geschrieben wird, nicht bloß durch ein Daran-Scheitern gerecht zu werden. Auf ein besonders explizites Beispiel einer Gegen-dichtung, die das Gedicht zu leisten vermag, weist Bollack selbst hin, weist ihm dann aber eine eingeschränktere Bedeutung zu und erwägt auch nicht die Folgen dieses Beispiels für die Bewertung des Gedichtes selbst.

In Georg Büchners *Dantons Tod* gibt Lucile nach dem Tod Camilles folgende Worte von sich: «Der Strom des Lebens müßte stocken [...] Es regt sich alles [...] das Wasser rinnt [...] ich will schreien, daß erschrocken Alles stehn bleibt,

⁷⁹ Cf. DwdPCL: 328 f.

⁸⁰ DwdPCL: 328.

Alles stockt [...]».⁸¹ Celan greift diese Stelle auf. Den Zusammenhang stellt Bollack folgendermaßen her: Der ‹Landwehrkanal› (der die deutsche Dichtung bezeichne) «stößt keinen Schrei aus, er ist kein Sprachrohr einer Revolte. Es ist ein der Revolte Luciles (‹Alles stockt›) entgegengesetztes Wort, das sich behauptet. Das Gedicht endet mit dem Befund, daß es eine Unterbrechung nicht gibt und bringt das zum Ausdruck. Das Ausbleiben der Brechung wird besiegelt.»⁸² Zweifellos ist der Annahme, dass der nicht ‹rauschende› ‹Landwehrkanal› ein ‹der Revolte Luciles (‹Alles stockt›) entgegengesetztes Wort› darstellt, zuzustimmen; aber ‹behauptet› es sich?

In dem Wort ‹Nichts› (V. 13) werden die adjektivische und die substantivische Bedeutung des Wortes enggeführt. Als Adjektiv verstanden, bezeichnen die letzten beiden Verse (‹Nichts / stockt›, V. 13f.) ebenden Zustand, den Bollack hier beschreibt; als Substantiv verstanden, erhalten die Verse hingegen – ja auch für Bollack – eine positive Bedeutung: Das ‹Nichts›, also das nicht entstandene Gedicht ‹stockt›, übernimmt also im Zeugen von der gescheiterten erneuerten Dichtung die Aufgabe dieser Dichtung. Schon hier könnte man sich fragen, ob es gerechtfertigt ist, davon zu sprechen, dass das ‹Ausbleiben der Brechung [besiegelt] wird›.⁸³ Bezieht man den Kommentar auf das Gedicht, von dem im Gedicht die Rede ist, also dasjenige, das die ‹Frau› (V. 9) zu schreiben versucht,⁸⁴ so ist er zumindest in Bezug auf die Entstehung einer erneuerten Dichtung in der ‹Erzählung› des Gedichtes legitim.

Spätestens ab hier gehe ich nun aber in meinen Ausführungen mit Bollack über Bollack hinaus und gelange so in diesem Kapitel, ‹Eden, encore, et encore›, Bollacks Praxis fortführend, zu einem ‹Eden nach Bollack›, nachdem Bollack zuvor in ‹Eden, encore› in überwindender Solidarität zu Szondi ‹Eden› zu einem ‹Eden nach Szondi›⁸⁵ gelangte.

Denn das ‹Nichts / stockt› ist nicht nur ein Hinweis auf ein Scheitern, in negativer wie (als Bezeugen des Scheiterns) positiver Form, wie Bollack es meint, sondern auch der Hinweis auf eine Lösung, auf eine Möglichkeit, ein Gedicht doch entstehen zu lassen. Denn im ‹Nichts› (V. 13) wird eine weitere Bedeutung enggeführt. Das ‹Nichts› ‹kristallisiert sich [gleich nach der Erkenntnis, dass der ‹Landwehrkanal› nicht ‹rauschen› wird] [...] im Gedicht wie eine Flocke (‹stockt› bezieht sich zurück auf ‹umflockt› in V. 2)›,⁸⁶ wie Bollack selbst schreibt. Nicht nur das ‹Stocken›, sondern auch es selbst, also das

81 BÜCHNER 1992: 88.

82 DwDPCL: 329.

83 DwDPCL: 329.

84 Cf. DwDPCL: 328.

85 So der Titel der 1988 erschienenen ersten Fassung der deutschen Übersetzung von ‹Eden, encore› (BOLLACK 1988: 81–105).

86 DwDPCL: 328.

«Nichts» ist mit «Schweden» (V. 6) verbunden, es kommt aus diesem Land, aus diesem «jenseitige[n] Weiß, in dem das Gedächtnis sich in der Leere festmacht.»⁸⁷ Das «Nichts» korrespondiert mit der «Leere». Das Gedicht, von dem im Gedicht gesprochen wird, entsteht nicht, weil es den Negationsprozess, der in der dritten Strophe ganz explizit thematisiert wird, nicht radikal genug durchführt – es ist nicht genug «ein Eden» (V. 8) zu *umbiegen*, man muss es *umbiegen*. Die «Frau» (V. 9) versucht im «[S]chwimmen» (V. 10) den «Landwehrkanal» (V. 12) zu einer Antwort zu bewegen, ihn auf ihre Seite zu ziehen; sie erreicht damit nicht die Radikalität der absoluten Leere, des «Nichts», die angesichts der Unfähigkeit des «Gewässers», in dem sie sich bewegt, notwendig ist. Ein «Nichts» (V. 13) hingegen vollzieht den nötigen Schritt der Negation, es ist selbst der Name für ein Gedicht, das in der eigenen Radikalität in Bezug zur Leere, die mit der Erinnerung an die Vernichtung verknüpft ist, in der Lage ist, zu «stock[en]» (V. 14).

Im Angesicht dieser Resemantisierungen – der des «Nichts» und der des «Stockens» – wird auch die konkrete Syntax des Gedichtes idiomatisch. Die Verschiebung des «stockt» in «Nichts / stockt» (V. 13f.) auf den letzten Vers des Gedichtes, erzeugt freilich zunächst ein Stocken beim Lesen des Gedichtes, doch darauf kommt es nicht an. Das Gedicht reflektiert hier nicht das eigene Stocken im alltäglichen Sinne. Dennoch zeigt das Gedicht mit dieser Verschiebung eine Selbstbezüglichkeit an, die man aber nicht aus dem Stocken des Leseflusses ableiten kann (dies würde wieder die allgemeinsprachliche Bedeutung des Stockens voraussetzen), sondern aus der stattgefundenen Resemantisierung der Worte im Gedicht ableiten muss. Die Syntax reagiert mit einer Verschiebung, die dem Resemantisierungsprozess auf der semantischen Ebene, der auf der Negation beruht, auf der grammatischen Ebene entspricht – der Bruch (mit) der Sonettform⁸⁸ wird besiegelt. Die Syntax sagt dann an dieser Stelle, dass das Gedicht «stockt», und zwar so und mit der Bedeutung, wie es im Gedicht gefordert ist, indem sich die Syntax selbst dieser Forderung unterwirft.

Insofern kann man der auf eine Selbstbezüglichkeit des Gedichtes gerichteten Bemerkung Szondis zu «Du liegst», die von Bollack letztlich (behutsam) abgelehnt und auf Szondis in dessen Studie zum Shakespeare-Sonett 105 («Poetry of Constancy») entworfene Deutungsmethode zurückgeführt wird,⁸⁹ doch einiges abgewinnen, sofern man die Idiomatik der Sprache des Gedichtes dabei mitdenkt; Szondi schreibt: «Darüber, daß nichts stockt, stockt das Gedicht. / Daß nichts stockt, macht das Gedicht stocken.»⁹⁰

87 DwDPCL: 321.

88 Cf. DwDPCL: 318f.

89 Cf. DwDPCL: 329.

90 SZONDI 2011: 429.

Das ‹Gegenwort› (*nichts stockt*) zur ‹Revolte Luciles› kann sich also letztlich nicht behaupten, und zwar kraft einer erneuerten Dichtung; dennoch kann sich auch nicht das ‹Alles stockt› der Lucile behaupten. Das Gedicht verbessert die Schlussfolgerung Luciles (die gewissermaßen mit der ‹Frau› (V. 9) in ihrem Rufen korrespondiert), dass angesichts des Leids ‹[d]er Strom des Lebens stocken müsste›, der sich in ‹Du liegst› im ‹Landwehrkanal› (V. 12) offenbart, das ‹Alles stock[en]› müsste, wenn man nur laut genug ‹schreien› würde, und zwar indem ihm das ‹Nichts / stockt› nicht nur in dem Sinne, wie Bollack es auch meint,⁹¹ (1) als Verneinung der Hoffnung und (2) als durch das Nicht-Entstandene entstehende ‹Stocken›, sondern (3) auch als tatsächliche Lösung in Form einer radikal negierenden Dichtung entgegengesetzt wird. Die Dichtung (Büchners) wird hier negiert und damit in der korrigierenden Entfaltung des ihm schon eigenen kritischen Potenzials neugeschaffen. Bollacks These von Celans Werk als einer *Dichtung wider Dichtung*, die ihre Grundlage im Prozess der *Verrätselung* (Erbeuten, Negieren, Neuschaffen) findet, bestätigt sich so auch im Falle von ‹Du liegst›, und nicht nur durch die im Gedicht stattfindende, explizite Kritik an der Dichtungstradition – auch wenn Bollack selbst in seiner eigenen Lektüre des Gedichtes dem Gedicht Celans diesen Erfolg nur indirekt als Zeugnis ablegendes Scheitern zugesteht.

Bibliografie

- BOLLACK 1985 – Jean BOLLACK, ‹Eden, encore›, in M. BOLLACK (Hg.), *L'acte critique. Un colloque sur l'œuvre de Peter Szondi*, Lille, Presses Universitaires de Lille, 1985: 267–290.
- BOLLACK 1986a – Jean BOLLACK, ‹La blessure et le langage juste. À propos de *Fahlstimmig*, poème de Paul Celan›, *Cahiers Confrontation* 16 (1986): 159–165.
- BOLLACK 1986b – Jean BOLLACK, ‹Paul Celan sur la langue. Le poème *Sprachgitter* et ses interprétations›, in M. BRODA (Hg.), *Contre-jour. Études sur Paul Celan*, Paris, Éditions de Cerf, 1986 : 87–115.
- BOLLACK 1987a – Jean BOLLACK, ‹Paul Celan sur la langue : 1. Echec à la langue (allemande). Sur le poème ‹Einem der vor der Tür stand››, in A. D. COLIN (Hg.), *Argumentum e Silentio*, Berlin, de Gruyter, 1987: 113–129.
- BOLLACK 1987b – Jean BOLLACK, ‹Paul Celan sur la langue: 2. Le projet s'invite dans le poème. Sur la science comme source du dire›, in A. D. COLIN (Hg.), *Argumentum e Silentio*, Berlin, de Gruyter, 1987: 130–159.
- BOLLACK 1988 – Jean BOLLACK, ‹‹Eden› nach Szondi›, *Celan-Jahrbuch* 2 (1988): 81–105.
- BÜCHNER 1992 – Georg BÜCHNER, *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente*, hg. von H. POSCHMANN, Bd. 1: *Dichtungen*, Frankfurt am Main, Dt. Klassiker-Verl., 1992.
- KÖNIG 2005 – Christoph KÖNIG, ‹Nachwort›, in PC/PS: 107–130.

91 Cf. DwDPCL: 328 f.

- KÖNIG 2008 – Christoph KÖNIG, «Ungebärdiges Lesen. Laudatio für Jean Bollack (Zur Ehrenpromotion an der Universität Osnabrück im Jahr 2007)», *Lendemains* 33 (2008), H. 129: 119–127.
- KÖNIG 2014a – Christoph KÖNIG, *Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi*, Berlin, de Gruyter, 2014.
- KÖNIG 2014b – Christoph KÖNIG, «O komm und geh». *Skeptische Lektüren der Sonette an Orpheus von Rilke*, Göttingen, Wallstein, 2014.
- KÖNIG 2018a – Christoph KÖNIG, «Klar und Dunkel: Zu Stilformen im Werk von Peter Szondi und Jean Bollack», *Lingue e Letterature d'Oriente e d'Occidente* 7 (2018): 629–647.
- KÖNIG 2018b – Christoph KÖNIG, «Philologische Fragmente zur Gegenwart (2016–2018)», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 53/54 (2018): 54–62.
- KÖNIG 2021 – Christoph KÖNIG, *Zweite Autorschaft. Philologie, Poesie und Philosophie in Friedrich Nietzsches Also sprach Zarathustra und Dionysos-Dithyramben*, Göttingen, Wallstein, 2021.
- LAKS 2016 – André LAKS, «Präliminarien zu den hermeneutischen Vorgehensweisen von Jean Bollack und Peter Szondi», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 49/50 (2016): 76–89.
- LAUSBERG 1990 – Heinrich LAUSBERG, *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, 3. Aufl., mit einem Vorwort von Arnold Arens, Stuttgart, Steiner, 1990.
- SZONDI 2011 – Peter SZONDI, «Eden», in J. BOLLACK *et al.* (Hgg.), *Peter Szondi: Schriften. Band II*, mit einem Nachwort von Christoph König, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 2011: 390–398.
- THOUARD 2012 – Denis THOUARD, *Herméneutique critique. Bollack, Szondi, Celan*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires du Septentrion, «Opusculs 28», 2012.
- WÖGERBAUER 2017 – Werner WÖGERBAUER, «Anmerkungen zur Stigmatisierung des Privaten in der Celan-Forschung», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 51/52 (2017): 5–15.

Textausgaben und Sigeln zum Werk Paul Celans

- TCA – Paul CELAN, *Werke. Tübinger Ausgabe*, hg. von J. WERTHEIMER, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1996–2004.
- PC/PS – Paul CELAN/Peter SZONDI, Briefwechsel. Mit Briefen von Gisèle Celan-Lestrange an Peter Szondi und Auszügen aus dem Briefwechsel zwischen Peter Szondi und Jean und Mayotte Bollack, hg. von C. KÖNIG, Frankfurt am Main, Suhrkamp 2005.

Bollacks Lektüren von Celans Wahn-Gedichten: zur Debatte der Praxis der Interpretation

NA SCHÄDLICH

1. Vorbemerkungen

Dieser Aufsatz legt seinen Fokus auf die Analyse zweier Ausschnitte aus Jean Bollacks Lektüre von Paul Celans Gedichten. Ist sein Thema damit *prima facie* spezifisch, so liegt sein Anliegen wesentlich tiefer in der Intervention in eine gegenwärtige germanistische Diskussion, die sich auf *The Practice Turn* beruft, um eine ‹disziplinäre Selbstreflexion› der literaturwissenschaftlichen Interpretation zu entwerfen. In diesem praxeologischen Programm¹ haben ‹Interpretationspraxis bzw. -praktiken› die Funktion eines Dachkonzepts: Von ihm ausgehend sei eine neue Form der Wissenschaftsgeschichtsforschung zu treiben. Und diese hat, wie das Programm uns mitteilt, die Gestalt, *einige jüngste* im Fach relativ etablierte Themenblöcke nun aufeinander zu beziehen. Doch die Präferenz für gerade diese Themenblöcke wird nicht wissenschaftshistorisch begründet. Das praxeologische Programm ist von einer unübergehbaren rhetorischen Emphase des ‹bottom up› begleitet;² sie markiert seinen Selbstanspruch, die ‹alltäglichen›, ‹routinemäßigen› interpretierenden Praktiken der Literaturwissenschaft ins Auge zu fassen. Allerdings: Das Dach deckt ausgerechnet nicht die Problemstelle, wie hermeneutische Praxen also alltägliche Praxen des *Textverstehens*, die nur individuell sein können, begreif- und beschreibbar sind. Es ist nicht unauffällig, aus welchem Grund die Verstehensfragen, streng genommen, von den Praxeolo-

1 Ich beziehe mich hier auf den der germanistischen Situation angepassten Beitrag von ALBRECHT/DANNEBERG/KRÄMER/SPOERHASE 2015: 1–20. Im Laufe meines Aufsatzes werden weitere praxeologische Arbeiten berücksichtigt. Die neusten Nachrichten verwandter Richtungen gibt der Sammelband KATZENSTEIN/MAUZ/TIETZ 2021, der grundsätzlich von Positionen ‹einer weit verstandenen Hermeneutik› (3) ausgehen will. Im Band äußern sich Albrecht und Danneberg erneut zum Thema der ‹literaturwissenschaftliche[n] Interpretationstexte in praxeologischer Perspektive› (23–50).

2 ALBRECHT/DANNEBERG/KRÄMER/SPOERHASE 2015: 8.

gen gemieden werden.³ Denn auf welche Weisen «Interpretationswissen»⁴ – so ihr undefinierter Neologismus, da auch er ein Sammelbegriff ist – in der Disziplin durch Interaktionen auch mit anderen Disziplinen und der Öffentlichkeit produziert und zirkuliert wird, und wie es dann von praxeologisch Denkenden «evaluativ[] und kritisch[]» zu «untersuchen»⁵ ist, dem gelten ihre eigentlichen, sozusagen epistemologischen Interessen. Demgegenüber ist nun die Frage in den Raum zu stellen, ob das Versprechen der «Reflexion» über historische, wie auch immer organisierte Interpretationspraxen nicht erst dann eingelöst werden kann, wenn überhaupt über die hermeneutische Praxis mit nachgedacht wird. Denn jedes Interpretieren ist Auseinandersetzung mit einem Gegenstand, die gerade mit dessen Verständnis nicht (so leicht) fertig wird. Und dieses intellektuelle Ringen, das dem deutenden Geschäft – seit jeher – erst Spannung und Rechtfertigung gibt, unterscheidet sich kategorial von den Bedingungen und «Routinen» der Interpretationen im Gegenstandskonzept der Praxeologie.⁶

Bollacks Celan-Lektüren analysieren heißt in diesem Aufsatz hingegen seine hermeneutische Praxis analysieren. Meine Analyse bemisst sich nicht an der Frage, welche Grundsätze oder Kriterien der literaturwissenschaftlichen Interpretation sich denken ließen. Als Analyse ist es ihre Bestimmung und damit die primäre Aufgabe, eine kritische Explikation bestimmter Verstehenspraxen vorzuführen. In ihr begriffen ist die wissenschaftshistorische Fragestellung, was, realistisch besehen, in einigen Momenten der Erkenntnisarbeit eines Forschers, deren Produkte die entsprechenden mündlichen und schriftlichen Dokumente sind, getan wird. Aus dieser Untersuchung will sie (dann) reflexiven Nutzen ziehen, und zwar zum Weiterdenken solcher Fragen, die in der Erfahrung der früheren Forschung bewusst geworden und heute weiterhin dringend sind: *hier* z. B. der Hauptfrage nach der Leistung, Grenze und Freiheit einer texthermeneutisch verfahrenen Lyrikinterpretation.⁷

3 *Ibid.*: Auf Seite 6 wird der Ausweg aus der «Schwierigkeit» für die Praxeologie, «dass das literaturwissenschaftliche Interpretieren [...] – wiederum: jedenfalls prima facie – weitgehend individuell organisierte Tätigkeiten von Einzelpersonen sind», entwickelt. Nicht ohne die Hilfe gerade wenig argumentativer Rhetorik berichten die Verfasser: «Andererseits lässt sich aber auch argumentieren, dass das Lesen am heimischen Schreibtisch und das Nachdenken auf einsamen Spaziergängen zwar unbestreitbar wichtige Teile des literatur- oder allgemein geisteswissenschaftlichen Forschens sind, dass sie aber gleichwohl «nur» Abschnitte innerhalb längerer Handlungssequenzen bilden, zu denen auch besser beobachtbare Tätigkeiten wie das Einreichen von Projektanträgen, Exposés und Abstracts sowie öffentliche Vorträge und Diskussionen gehören [...]».

4 *Ibid.*: 11–18.

5 *Ibid.*: 10.

6 Mehr dazu im abschließenden, zusammenfassenden Teil dieses Aufsatzes.

7 Wie Bollack selbst zu den Forschern gehört, denen die genannten Themen Herzensanliegen geworden sind, so auch Christoph König, Peter Szondi und Werner Wögerbauer.

Jean Bollack befasste sich, als Begründer einer *kritischen Hermeneutik*, lebenslang intensiv und kritisch mit Konzepten und Gestaltungen der Literaturinterpretationspraktiken in der Gräzistik, aber auch der Germanistik seiner Zeit.⁸ Programmatisch ist sein Anspruch, die facettenreiche Geschichtlichkeit der untersuchten schriftlichen Gegenstände und jeder einzubeziehenden kulturellen Konstellation gleichzeitig freizulegen. Daraus entstanden seine Arbeitsprinzipien. Um deren intellektuelle Tragfähigkeit anzudeuten, genügt an dieser Stelle der Verweis auf Bollacks engen akademischen Austausch mit Peter Szondi und Pierre Bourdieu sowie seine währende Polemik gegen die Hermeneutikverständnisse von Gadamer und dessen Befürwortern. Von der Intensivität seiner Beschäftigung mit dem Dichter Celan, für den (ebenfalls) die Spannung zwischen Autonomie und Historizität der Literatur ein Leitproblem darstellt, zeugen u. a. seine Monografien *Paul Celan. Poetik der Fremdheit* (2000) und *Dichtung wider Dichtung. Celan und die Literatur* (2006).

Angesichts des Umfangs der Voraussetzungen Bollacks erhebt meine Fallstudie gar nicht den Anspruch, die ‹Ideen› des Celan-Interpretieren zu erfassen. Das ist im Übrigen ein ab dem 18. Jahrhundert konventionalisierter, autorzentrierter hermeneutischer Ansatz, den ich nicht teile und der ohnehin veraltet ist. Die eigentliche methodische Anforderung liegt anderswo. Sie liegt, formal ausgedrückt, in der induktiven Erschließung von zumindest drei Schichten schriftlich fixierter hermeneutischer Praxen – oder gleichbedeutend: schriftlich fixierten *Lektüren*. Mit den Schichten sind gemeint: (a) Celan verfasst seine Gedichte so, indem er gleichzeitig als Leser das Geschriebene überprüft. Diese teilweise stark philologische Arbeitsweise ist bei ihm u. a. durch das Motiv des ‹überwachenden Auges› vielerorts dokumentiert. (b) Bollack liest Celan mit Wissen darum, und fixiert seine Deutung, wie das noch gezeigt wird, mit besonderer sprachlicher Präzision – was die Analyse seines Schreibens einerseits begünstigt und andererseits jedoch vor spezielle Herausforderungen stellt. Und schließlich (c) lese ich – aus dem Kapitel ‹Wahngänge› aus dem Buch *Paul Celan. Poetik der Fremdheit* – Bollacks einzelne Lektüren, die dort kleinere Bausteine eines längeren wissenschaftshistorisch reflektierten Kapitels ausmachen. Ich habe nicht nur das von Bollack Geschriebene im Zusammenhang zu lesen, sondern muss auch Celans Gedichte eigenständig lesen, mit denen Bollacks Aussagen zu vergleichen sind.

⁸ Cf. SwS. Die programmatische Behauptung bei ALBRECHT/DANNEBERG 2021: 23, dass es ‹zunächst des *practice turn* [bedurfete]›, damit der ‹Bereich des Interpretationshandelns in den ‹textwissenschaftlichen› Disziplinen› fruchtbar gemacht und über ‹Routinen und Praktiken etwa der literaturwissenschaftlichen Bedeutungsproduktion› reflektiert werde, stimmt somit nicht.

2. Zwei Fallstudien

Bollacks Buchkapitel «Wahngänge» diskutiert die Rolle des Wahns in Celans Spätdichtung.⁹ Seiner Diskussion gingen, was man im Kapitel nachlesen kann, diverse historische Vorurteile gegen Celans Krankheit voraus. Nun stellt er ihnen mehrere Gedichte Celans entgegen, denen er Deutungen und Bemerkungen beifügt, die die Funktion haben, den *Wortlaut* des Dichters im Sinn des *energeia* noch einmal zu vergegenwärtigen. Denn für Bollack widerspricht der *klare Sinn* dieses Wortlauts bereits jenen Vorurteilen in der Rezeption. Diese Art des Debattierens hat eine rhetorische Facette, die Bollacks Überzeugung von der Beschaffenheit der Gedichte Celans entspricht. Es handelt sich um die Rhetorik, dem verstorbenen Dichter in einer missdeutenden Nachwelt wieder eine Stimme zu leihen.

Neben dem Engagement für das Eigenrecht des Dichters verfolgt Bollacks Lektüre auch ein zweites, eigenes Interesse. Es gilt nämlich der konzisen «Deskription» der variationsreichen ästhetischen Spiele und Spielereien in der Gedichtssprache. «Deskription» nenne ich diese Handlung, wenngleich sie ein Deuten der Buchstaben voraussetzt, und zwar dergestalt über ein Impliziertes urteilt, dass der ästhetische *Gehalt* im lyrisch Gesagten (hermeneutisch) bestimmt wird. Jedoch ist es sinnvoll, das deskriptive Moment zu sehen, um unterscheiden zu können, dass es Bollack um die *Wiedergabe* des ästhetischen Gehalts der Celan'schen Texte geht, und auf keinen Fall – so könnten manche seine Lektüre missverstehen – um die Mitteilung der subjektiven Empfindung des Schönen, noch um eine Identifikation von «poetologischen Diskursen» in Texten. Beispiele werde ich später noch geben. Summarisch gesprochen: Ist das Ziel so angesetzt, den ästhetischen Gehalt des Textobjekts zu explizieren, so fließen die Verfahren Beschreiben und reflektierendes Urteilen notwendig in eins. In Bollacks Schreibart verschmelzen deshalb die *Perspektive* von Celans Wortlaut (Objekt) und die Perspektive des Deuters Bollack (Subjekt) häufig in eins. Doch sind beide Perspektiven unterscheidbar, sobald der *Leser der beiden* die unterschiedlichen Referenzebenen des mannigfaltigen Gemeinten erfasst.

Die folgenden zwei Fallstudien verfolgen unterschiedliche Strategien der explizierenden Analyse. In der ersten Studie formuliere ich Einwände gegen eine Stelle im Kapitel «Wahngänge»: In dieser Konstellation wird die Unterscheidbarkeit dreier hermeneutischer Perspektiven – von Celan, Bollack und mir selbst als Forscherin der hermeneutischen Praxen – ersichtlich. In der zweiten Studie stelle ich eine der Lektüren Bollacks vor, die wiederum als besonders gelungen gelten können und an denen der Wert des Verstehensansatzes verdeutlicht werden kann.

9 PCPF: 137–166.

2.1

Mit der Überschrift «Wahngänge» wählt Bollack für sein Kapitel ein Wort von ausgesprochen künstlicher Bildung. Worauf es referiert, ist allerdings nicht so klar. In einem der im Kapitel interpretierten Gedichte Celans kommt zwar das Kompositum «WAHNGÄNGER-AUGEN» vor, aber die Differenz der beiden Wörter ist klar. <Zitiert> Bollack Celan, ihn abwandelnd? Oder ist es eher so, dass er nicht ohne Sympathie für die individuelle Signatur des Dichters selbst von <Wahngängen> spricht, die also eine allgemeine *Deutungsperspektive über Celan* bedeuten? Nach dem Motiv dieser Wortwahl zu fragen, ist selbst eine philologische Frage. Denn in Celans Œuvre besitzt das Wort «WAHNGÄNGER-AUGEN» einige Derivate – darunter auch «Wahngänge» –, die eine Gruppe von Parallelstellen in Celans Schaffen von 1964 bis 1967 bilden. Diese Wortgruppe hat Bollacks Kapitel allerdings nicht berücksichtigt. Darum ist zu fragen, woraus Bollack die Formulierung «Wahngänge» entwickelt. Dies ist eine Frage letztlich nach seinen hermeneutischen Prinzipien.¹⁰

Da man der kontrahierenden Kenntnis über den Stellenwert jener Wortgruppe bei Celan bedarf, um sie am Ende Bollacks Lektüre des genannten Gedichts gegenüberzustellen, beginne ich mit der Erklärung der Wortgruppe Celans.

Das durch den Bindestrich markierte zweistufige Kompositum <Wahngänger-Augen> entstammt dem Eröffnungsgedicht des sechsten, letzten Binnenzyklus von *Lichtzwang*. Das Gedicht entstand am 14. November 1967. Der Teil <Augen> kommt in Anbetracht der Genese von Celans dichterischer Sprache in *Lichtzwang* erst später hinzu. Denn im zweiten Binnenzyklus existiert das Wort «Wahngang», der Singular von <Wahngängen> und die Basis für die handelnde Figur «Wahngänger». Das Gedicht, im August 1967 verfasst, lautet:

ANGEREMPELT beim Wahngang
von einem, der las:
Grind und Schorf. Schorf und Grind.

In die Schlafgrätsche gehn, o einmal.¹¹

¹⁰ In einer Vorstufe des Kapitels, die 1997 als Aufsatz erschienen ist, steht statt «Wahngänge» das französische «délices» im Plural, das schlicht <Wahn> bedeutet und damit ein Thema bzw. einen Diskurs nennt. Cf. BOLLACK 1997. Werner Wögerbauer hat mir, nachdem ich meinen analytischen Einwand an Bollack bereits ausformuliert hatte, die Umstände der übersetzerischen Arbeit an der deutschen Fassung mitgeteilt und dabei den Punkt geklärt, dass Bollack nicht Celan zitieren wollte. Ich lasse meine Analyse neben diesem werkbioграфischen Faktum unabhängig von ihm stehen: Denn sie führt, wie man noch sehen wird, zu literaturwissenschaftlichen Einsichten (cf. korrespondierend: Anm. 26), zu denen das Wissen des Faktums hingegen nicht hinführen kann.

¹¹ CELAN, GW II: 260.

Darüber hinaus hinterlässt Celan das Gedicht «Belagert», das er am 21. November 1965 schrieb und bewusst nicht in *Fadensonnen* aufnahm. Dessen erste Strophe lautet:

Die Wahngänge: sag,
daß es Wahngänge sind,
von den Meuchel-
mündern und -schriften und -zeichen,
sag, sie seien erdichtet
von dir.¹²

Die Varianten im Singular (‹Wahngang›), im Plural (‹Wahngänge›) und als Person (‹Wahngänger-›) sind semantisch stets spezifisch. Anhand des Gedichts *ANGEREMPELT* skizziere ich die Bildung der semantischen Spezifik und gehe damit zu der gesteigerten Stufe in *WAHNGÄNGER-AUGEN* über.

Das Kurzgedicht ist von einer grausamen Pointe her strukturiert und endet konsequent im schwarzen Humor der zweiten Strophe. Die Pointe fällt als eine inszeniert ‹zufällige›, d. h. zugefallene Selbsterkenntnis während eines Akts des Gedenkens. Die neue Erkenntnis klärt gerade die Frage, was der «Wahngang», ein Neologismus in der Welt des Zyklus, bedeutet. Der die Verse übergreifende Reflexionsgang ist so zu lesen: Wohin es hier entlang, also «beim Wahngang» (V. 1) ‹geht›, heiße – so die Einsicht am Ende –, exakt «in die Schlafgrätsche gehen» (V. 4). Dies ist ein Wortspiel Celans.

Das Wortspiel wird folgendermaßen entfaltet: Vom Wort ‹angerempelt› eingeleitet, schildert das Gedicht die erinnerte Situation, dass etwas dazwischen kam. Der Anstoß war (und bleibt) roh, mit körperlich greifbarer Gewalt verbunden. Doch in erster Linie traf die Gewalt das Ohr des Dichters Celan. Das gehörte Stammeln in V. 3 ‹Grind und Schorf. Schorf und Grind› fügt durch die harten, typisch ‹deutschen› Konsonanten (gr-, -nd, sch-, -rf) dem wachsamem Ohr wiederholte also unheilbare Wunden zu. Schon das konsonantenreiche Anfangswort ‹angerempelt› will eine nackte deutsche Aggression – der Kahlschlagliteratur und der Literaturkritik jener Zeit – anzeigen. Der Besitzer des Ohrs kennt allerdings noch andere Morpheme der tiefen Wunde, nämlich ‹ein-mal›, das im Schlusswort ‹o einmal› steckt, zu lesen im Sinn des einzigen Denkmals der ermordeten Juden. Um Morpheme geht es, denn jeder der Laute von ‹einmal› (ei, n, m, a, l) ist seiner Anwendung im Gedicht nach positiv bestimmt (z. B. «las», «Schlaf»; selbst »an-« ist positiv im Sinn des Anfangs einer lyrischen Reflexion). Der Neologismus ‹Schlafgrätsche› kommt beim Gedenkakt gerade dadurch ins Bewusstsein, dass er die hämmernde Attacke in V. 3 (gr-, sch-, -rf) in Töne umwandelt, die gleichsam als rituelle *Musik der Toten* (sch-l-a-f-gr-ä-tsch-e) gelten könne – eine fixe Idee, die sofort mit »o einmal« ironisch besiegelt wird. Die

12 CELAN, GW VII: 111.

Wendung ›in die Grätsche gehen‹ ist die gehobene Version des mehrdeutigen, vulgären ›Grätsche machen‹: Spagat machen, haltlos werden und Sterben. Von daher steht Celans ›Schlafgrätsche‹ für etwas Positives, insofern sie die Figur der Schwelle schafft, die Schwelle zwischen dem wirklichen Tod («Schlaf-») und einer wachen Konfrontation aller Wunden, die *nie* heilen wollen. *In die* ›Schlafgrätsche-Schwelle‹ *zu gehen*, gilt nunmehr als Richtung des ›Wahngangs‹.

Der Wahngang ist, wie der Singular markiert, ein ›Alleingang‹. «allein-/gängerisch» heißt es bereits an einer Stelle im Zyklus *Atemkristall* (1964).¹³ Dort bekannte sich das Ich ebenfalls bereits zum ›Wahn‹.¹⁴ Auch das oben zitierte Gedicht «Belagert» (1965) steht im selben Gedankenkreis, wenn es dort heißt, dass auf den ›Wahngängen‹ Sprachen des Mörders wie Wegelagerer auf ihr Opfer, einen Dichter, lauern («meuchel[n]»). Im vorliegenden Gedicht (1967) entschließt sich Celan offenbar, die Kraft der Überwindung solcher Überfälle in noch größerer Nähe zum Tod zu gewinnen.

Dieser Entschluss *im Angesicht der Übergriffe* hat mit dem von Bollack in seinem Kapitel diskutierten ›Wahn‹ in dem herkömmlichen Doppelsinn, dem klinischen Wahn und der platonischen Begeisterung, wenig zu tun. Wie dargelegt, reflektiert Celans Wort ›Wahngang‹ einen bestimmten, lyrisch insistierenden Willen. Davon sprach er noch im Todesjahr 1970 gegenüber Siegfried Unseld in Bezug auf *Lichtzwang*: «Ich glaube, ich darf sagen, dass ich mit diesem Buch ein Äußerstes an menschlicher Erfahrung in dieser unserer Welt und in dieser unserer Zeit eingebracht habe, unverstummt und auf dem Wege zu Weiterem».¹⁵

Bekanntlich denkt Celan – in seiner Bühnenerpreisrede von 1960 – das ›Selbstverständnis der Dichtung‹ programmatisch durch die Figur der Fortbewegung in eine Richtung. Freilich ist diese Denkfigur so individuell nicht; denn die ganze europäische Literatur seit der Antike lässt sich als Geschichte der gleichen Emphase samt ihrer Verständigung schreiben, was Celan nicht entgangen sein konnte. Demgegenüber hat die poetisch-lexikalisch fixierte Figur des ›Wahngangs‹ durchaus die Funktion, das allgemeinere poetologische Statement zu konkretisieren und zu individualisieren. Die Spezifik liegt gerade im Wortstamm ›-gang‹ (des ›Wahngangs‹), mit dem auch das ›gehen‹ im Sinn des Fortbewegens, im Bereich der poetischen Reflexion sehr präsent ist. Ich gehe kurz darauf ein.

Im Deutschen kann das Verb ›gehen‹ personal (›jemand geht‹) und apersonal (›es geht‹) gebraucht werden, wobei mittels der apersonalen Option das persönliche Befinden wiederum darstellbar ist (›es geht jemandem gut/übel‹). In

13 CELAN, GW II: 15.

14 Cf. das vorletzte Stück des Zyklus *Ich kenne dich*, V. 4: «[...] Ich, ganz Wahn.», in CELAN, GW II: 30.

15 BOGUMIL-NOTZ 2012: 114.

Celans Substantiv ›Wahngang‹ sind die drei Ausdrucksmöglichkeiten geräuschlos vereint: Während das Dichtersubjekt auf seinem Weg vom Wahnsinn der Geschichte überfallen wird, wird der Leidensweg – auf die individuelle Weise eines Sprachkritikers – internalisiert. Davon berichten die beiden oben zitierten Gedichte. In Büchners *Lenz* muss Celan derlei emphatische Sinnentfaltung des Worts ›gehen‹ wiedererkannt haben: Als wäre es nach außen Normalität, in Wahrheit ist unterm Fuß anstatt der Erde der Abgrund.¹⁶ Erkennt der Dichter den internalisierten Wahn bald als radikale Leere, versinkt und transformiert sich die äußerliche Reise in die rastlose innere Natur. So, wie z. B. als Büchners *Lenz* auf der ersten Nachtreise war: «das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm [...] Es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts: er war im Leeren»,¹⁷ – so geht es auch einem «beim Wahngang» (ANGEREMPELT, V. 1, Hervorhebung d. V.). Jetzt kommt das Entscheidende: Da Celan sich auf ein bereits Reflektiertes bezieht, jedes Mal, wenn er das Wort ›Wahngang‹ benutzt – er schreibt ja: «beim Wahngang» –, bedeutet sein Wahngang-Motiv kaum noch Zugeständnis, insbesondere kein psychologisches an den Untergang. Im Gegenteil: Dem Untergang geweiht, zieht der Dichter daraus den Willen, den Widerpart unermüdlich auf seine vernichtende, leere «Schwelle» der Dichtung zuzusteuern. Darum ist der Wahngang eine *konkrete* poetische Figur, die nicht lediglich dem dialektischen Gedanken von Schwäche und Macht entstammt. Sondern auch erst in ihrer Präsenz kann die dialektische Weiterverhandlung vonstattengehen. Mit solchen Prämissen wird der sechste Binnenzzyklus im *Lichtzwang* durch *WAHNGÄNGER-AUGEN* eröffnet:

WAHNGÄNGER-AUGEN: in euch
münden die übrigen Blicke.

Eine einzige
Flut
schwillt an.

16 «Den 20. ging Lenz durchs Gebirg [...] Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg [...] Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm», BÜCHNER 2012: 155 f. Selbstverständlich kann neben der Erde auch der Himmel Abgrund sein – so gestaltet Büchner die Empfindungswelt des Lenzen feinsinnig vor der historischen Kulisse des von Oberlin verkörperten pietistischen Pragmatismus, in den er zur Kur geschickt wurde und der ihn statt ›heilen‹ zerstören wird. Celan greift die Figur des abgründigen Himmels in der Büchnerpreisrede ebenfalls auf.

17 BÜCHNER 2012: 156.

Bald glänzt ihr
den Felsen zutode, auf den sie
gesetzt
haben, wider
sich selbst.¹⁸

Die Wahngänger-Augen sind Augen, die die «Schlafgrätsche» wachsam durcherzert haben, d.h. sie haben sich irreversibel dazu verpflichtet, den Tod in sich zu halten (oder: zu ‹sehen›) und nunmehr das Andere (im Sinn des Gegenteils des Selbst, vgl. «wider-/ sich selbst», V. 9f.) tödlich zu überformen. Das kommt in V. 6f. explizit zur Sprache: «Bald glänzt ihr / den Felsen zutode [...]». Die Rede ist von der Kraftinstanz, die selbst das glühende Auge der Medusa, der Medusa des Büchner'schen Lenzen, übertrifft. Und aus ihr soll, so spricht ein Als-ob-Prophet (vgl. «Bald glänzt ihr», V. 6), eine neue Schönheit («glänzt») hervorgehen, die nichts anderes ist als die apokalyptische Vernichtung des bisherigen Glaubens der «übrigen Blicke» (V. 2).

An dieser Stelle sind wir hinreichend vorbereitet, um in Bollacks Lektüre dieses Gedichts überzuwechseln. Sein Lektüre-Text besteht dem formalen Arrangement nach aus drei Teilen. Zunächst bestimmt er, wer das Sprechsubjekt des Gedichts ist.¹⁹ Direkt darauf wird der Primärtext präsentiert, dem der zweite Schritt, die Analyse des *Referenzengefüges* in dieser lyrischen Rede, nachfolgt. Auf dieser Grundlage beurteilt Bollack im letzten Schritt den Textsinn. Der zweite Teil ist exemplarisch dafür, *wie* Bollack liest:

Das Wort «Augenblick» wird zergliedert, es wird daraus ein «Blick der Augen». Die umformende Kraft des Idioms zeigt sich in der Evidenz solcher Neuzusammensetzungen. Die beiden Pole des fast synonymen Wortpaars werden gegeneinander abgewogen («Augen», «Blicke»), sie treten auseinander und wieder zusammen, magnetisch angezogen von einem dichterischen Wahn, der stärker ist als der andere: «in euch», das heißt in die Augen des Wahns; «sie», das sind die Blicke der Poesie.

Dem Wahn entsprungene Blicke hatten sich in die wahnhaften Augen der semantischen Neubildung verlagert und – «wider sich selbst» – den «Felsen», den Stein der Poesie, zu ihrem Ziel gewählt. Nun werden sie aufs neue vom machtvollen Augenglanz des reinen Deliriums geschluckt; sie werden an ihren Ausgangspunkt zurückgeführt. Das Gedicht erhellt die Stufen dieses unausweichlichen Prozesses und sein fatales Ende.²⁰

Die Erkenntnis der internen Referenzenbezüge setzt die Kenntnis gewisser poetischer Prinzipien des Autors voraus, so, wie keine Werkauslegung die Aufgabe überspringen kann, die Variation der Prinzipien im Einzelexemplar zu identifi-

18 CELAN, GW II: 319.

19 «Der Mann, die Person des Ich, beherbergt sein Du. Er hatte dem Gast seine eigene Existenz geborgt, und dieser verlangt von ihm den Preis für das Obdach, das der andere ihm gewährt hatte» (PCPF: 150).

20 PCPF: 151.

zieren. Bei Celan ist laut Bollack die Pronominalkonstellation (Ich, Du, Er etc.) aufgrund der von Celan erforschten *Dissoziation* der Identität fundamental.²¹ Als elementar gilt für Bollack dabei eine besondere perspektivische Differenz zwischen der Person als historischem Subjekt (das Ich) und dem Dichtersubjekt (das Du), die das herkömmliche, wie z. B. klassische sowie romantische Verständnis des Dichtersubjekts, das eine metaphysische Einheit voraussetzt, kaum bzw. nicht in solcher Radikalität gekannt hat. Hinzu kommt, dass jedes Gedicht Celans neue *Beobachtungen* jenes Zwiespalts vorführen kann. Damit kann die beobachtende Perspektive meines Erachtens als eine dritte gezählt werden, wobei für Bollack die beobachtende Instanz stets entweder auf der Seite des ›Ich der Person‹ oder der des ›Du des Dichters‹ steht, sodass man schlicht von Variation oder ›Verdoppelung‹ der Pronominalreflexion sprechen kann.²² Das vorliegende Gedicht liest Bollack als selbstbeobachtende Analyse Celans darüber, inwiefern der klinische Wahn, der der ›Person‹ eigen ist, die schöpferische Kraft des ›Dichters‹ auf destruisierende Weise beeinflusst. Das Spiel der Dissoziation²³ greife nun in das Wortmaterial: «Das Wort ›Augenblick‹ wird zergliedert, es wird daraus ein ›Blick der Augen‹». Und «Augen» und «Blicke» bezögen sich jeweils auf – so Bollacks relationale Metapher – die «Pole» des klinischen «Deliriums» und die des dichterischen «Furor[s]». Die «magnetische» Anziehung der Pole erzeuge Kraftspannungen, die vom Beobachtenden als «fatal» *gegen* seine poetische Kreativität eingesehen und eingestanden werden.

Mit dieser Lesart, dass Celan über die Ohnmacht im Ringen mit der Krankheit respektive über die «Erfahrung des Scheiterns» in der Poesie²⁴ spreche, verteidigt Bollack auf seine Weise Celans Kraft: Die diversen Rezeptionsansätze, die dem Autor Kontrollverlust unterstellen, weist er dezidiert zurück. Nach ihm geht es um die Tat eines nach radikal geschichtlichem Denken verlangenden Autors jüdischer Herkunft, seine Schaffenskraft mit seinem Leid im Leben in der europäischen Nachkriegsgesellschaft *offen* ins Verhältnis zu setzen – auch wenn oft mit Bitterkeit und bisweilen mit Zynismus.²⁵ Kehrt man allerdings zum Gedicht-

21 PCPF: 15–46, beginnend mit der Abteilung «Das Ich als Fundament». Einzelabschnitte tragen Titel wie z. B. «Verdopplung des Subjekts», «Pronomina», «Im Spiel der Dissoziation», «Das Du als Subjekt» usw.

22 Bollack betrachtet das Phänomen der Wiederholung bei Celan eigentlich grundlegender, so wie er beim Anlass des Gedichts «Landschaft» auf sehr viele Gedichte Celans bezogen geäußert hat: «Aus einer neu gewonnen Perspektive legt das Gedicht noch einmal die Mittel bloß, die sein Entstehen ermöglichen, immer nach demselben analytischen Schema. Die transzendente Überprüfung der verwendeten Sprache ist sein einziger Inhalt», PCPF: 139.

23 Cf. Anm. 21.

24 Die «Erfahrung des Scheiterns» ist einer der Schlüsselbegriffe im Kapitel «Wahngänge».

25 Cf. u. a. PCPF: 137, 141 und 151. Auf Seite 151 distanziiert sich Bollack vom verdächtigsten Zynismus in *WAHNGÄNGER-AUGEN*: «Man kann Partei für die Poesie ergreifen und sich sa-

text zurück, so lässt sich hinterfragen, inwiefern Bollack mit seiner Annahme der Wortzergliederung des ‹(dichterischen) Augenblicks› in ‹Augen› (die für den klinischen Wahn stünden) und ‹Blicke› (für die dichterische Begeisterung) Recht hat. Diese Annahme ist für seinen hermeneutischen Faden durch dieses Gedicht essenziell. Sie scheint auf den ersten Blick ‹logisch› und konsequent, eigentlich deshalb, weil Bollack sie mit der *allgemeinen* Celan'schen Regel der nominal-perspektivischen Dissoziation (‹Ich versus Du›) in eins geführt hat. Doch ist diese Anwendung der Regel recht?

Aus der obigen Studie der Genese des Wortes ‹Wahngänger› ergibt sich ein Gegenargument gegen Bollacks Lesart. Es lautet: Der ‹Wahngang› ist kein Zeugnis der stets vorreflexiven Übermacht der Krankheit, das nach Bollack er ist. Im Gegenteil ist er ein *hellhöriger*, das Gehörte transformierender Reflexionsgang (vgl. ‹Angerempelt beim Wahngang / Von einem, der las›; ‹Die Wahngänge: sag, / daß es Wahngänge sind›). Somit sind die Wahngänger-Augen selbst mit kritischem Gehör ausgestattet, weshalb die ‹übrigen Blicke› in sie ‹münden› (Wahngänger-Augen, V. 2): Das Verb ‹münden› enthält hier den Sinn des artikulierenden Mundes. Dementsprechend steigt die ‹Flut› (ebd., V. 4) auch im Sinn des akustischen Anschwellens, d.h. der *Lärm* der ‹Blicke› wird lauter. Der Lärm überflutet: ‹Eine einzige / Flut / schwillt an› (V. 3–5). Das formiert *jetzt* – dies ist die Gegenwart der lyrischen Rede – die ‹Schwelle› des Todes im Inneren der ‹Augen›; denn sie sollen »[b]ald« (V. 6) das tödliche Licht aussenden, das eine *frühere* Tat der ‹Blicke› (‹auf den sie / gesetzt / haben›, V. 7–9) vernichtet. Bollacks Deutung kennt kein Spiel des hörend-reflektierenden Wahns. Zudem kann der nicht sofort bestimmbare Plural ‹Augen› nicht geradewegs Celans ‹Auge› meinen.²⁶

2.2

Die obige Analyse verfährt selbst texthermeneutisch: Sie will die Primär- und die Sekundärliteratur verstehen, und versucht dafür zu identifizieren, wovon jedes

gen, daß der Tribut zu hoch war, wenn es denn ein so gebieterischer Wahn war, den sie in sich aufzunehmen hatte».

²⁶ Im selben Kapitel hat Bollack den Singular ‹Auge› als ‹festen Ort [...] von dem die semantische Erneuerung ausgeht› (PCPF: 139) bestimmt. Seine Deutung der ‹Augen› im berühmten Hölderlin-Gedicht Celans ‹Tübingen, Jänner // Zur Blindheit über- / redeten Augen› (DwDPCL: 174f.) bleibt bei ungefähr derselben Deutung des Singulars, so bleibt der Sinn des Plurals nicht erklärt. Da die Funktion der ‹Augen› im Kompositum ‹Wahngänger-Augen› somit nicht problematisiert wird, ist Bollacks Kapitelüberschrift ‹Wahngänge› vielmehr sein eigenes, und zwar *philologisches* Wort. Es bedeutet allem Anschein nach, was der erste Untertitel des Kapitels eben sagt: ‹Studien des Scheiterns, gescheiterter Wahn› (PCPF: 137); die ‹Gänge› meinen hier also studierende Durchgänge.

Mal die Rede ist, anhand welchen Textmaterials, und inwiefern die Gegenstände der Reden gedanklich legitimierbar und somit rekonstruierbar sind.²⁷ Sie orientiert sich an den in den Reden verhandelten Sachen; sie <denkt mit>. Der kritische Instinkt des Forschers, eine ältere Deutung revidieren oder auch verwerfen zu müssen, bewährt sich im Durchgang dieses Mitdenkens erst. Darum benötigt das aktiv denkende Urteilen keine zusätzlichen <Kriterien der Interpretation>, der <Wahrheit> bzw. der <Plausibilität>. <Plausibilität>²⁸ ist in der gegenwärtigen Germanistik eine beliebte Rhetorik bis hin zum Gemeinplatz: Sie ist weder ein Argument für oder gegen die andere Deutung noch ein Garant dafür, dass man selbst vom <Irrtum> der Anderen etwas gelernt hat.

Durch kurze schriftliche und mündliche Bemerkungen erfuhr ich stilkritische Einwände gegen Bollacks Beiträge, dass sie <als wissenschaftliche Interpretation> schwerverständlich geschrieben oder ggf. unangenehm «assertorisch» seien.²⁹ Ob das der Fall ist, wird gleich noch geprüft. Jedoch erweckt die Art der <praxeologischen> Stilkritik den Eindruck, als ob man bald auch auf <stilistische Kriterien der Interpretationsarbeit> zurückgreifen könnte und sollte,³⁰ als Kom-

27 Zum Hintergrund dieses Gedankens cf. Bollacks hermeneutische Theoreme. Noch einflussreicher ist, so meine Erfahrung, die Hermeneutik von Friedrich Schleiermacher.

28 Cf. Simone Winkos Beitrag «Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen», in ALBRECHT/DANNEBERG/KRÄMER/SPOERHASE 2015: 483–511. Der Beitrag ist reich an Statistiken. Sein Fazit lautet allerdings, dass man noch mehr Statistiken braucht, um den «Wert» des möglichen Plausibilitätsbegriffs in der Literaturinterpretation zu klären. Mir leuchtet nicht ein, wohin das führen soll.

29 Die mündlichen Quellen stammen von meinen Fachkollegen: einem Philosophen, einer Literaturwissenschaftlerin, einem Literaturwissenschaftler und einem Literaturdidaktiker. André Laks hat versucht, Bollacks «Stil» auf den Begriff zu bringen. Im Kontrast zu Szondis «entschieden argumentative[m] und um Transparenz bemühte[m] Tonfall» habe Bollack die «bewusst assertorische[], die Schwierigkeit pflegende[] (das heißt: den Schwierigkeiten nicht aus dem Weg gehende[]) Schreibweise», LAKS 2016: 78. Christoph König greift Laks' Vorwurf an Bollacks Stil auf und erörtert das Stilphänomen dagegen als wohlbegründetes «Enigmatische[s]» und als Ausdruck von Bollacks «subjektive[r]» «Denkkraft», KÖNIG 2018: 640–643. Ich werde Bollacks Stil so zu erklären versuchen, dass ich *Bollacks Ausgangsbegriffe* nicht gebrauche, da diese Arbeit, wie erwähnt, keine <Ganzheit Bollacks> voraussetzen kann und wird.

30 Albrecht und Danneberg behaupten: «wissenschaftliche Darstellungsformen sind keine individuellen Ausdrucksformen», vor allem da sie «historisch gewachsen und im wissenschaftlichen Kommunikationsprozess sanktioniert und stabilisiert» sind/werden (ALBRECHT/DANNEBERG 2021: 43). Die Einbettung der Darstellungen im historischen Kommunikationsprozess ist wahr und Fakt, doch die behauptete Kausalität erschließt sich nicht. Schlimmer noch: Hier wird aus der historischen Beschreibung eine normative Regel gemacht, die man nicht akzeptieren kann – es sei denn, man würde viel grundlegender eine Hobbes'sche Auffassung vertreten. Ein wenig später thematisiert Danneberg ausführlich die *Realität*, dass sich fast alle Interpretationstexte einen darstellerischen Spielraum (er nennt ihn auch «Überschuss») zuließen, was einen materialen Reichtum für die Untersuchung der <Darstellung> anbietet. *Wie* aber untersucht man? Hierzu erfährt der Leser lediglich von der Autorität des «praxeologischen Kom-

plement zu sich aufzuklären beginnenden <Plausibilitätskriterien>. Doch warum reflektiert man nicht, da man als Literaturwissenschaftler das so reiche Feld des Sprachdenkens kennt, umgekehrt auf die Frage, welche Formen*möglichkeiten* die wissenschaftliche Literaturinterpretation hat? – hier beispielsweise die Interpretation solcher Lyrik, wie der Celans, die sich selbst durch ausgeprägt dialektische Dynamik (s. u.) zu etablieren sucht. Im Folgenden widme ich mich der Form, in der Bollack schreibt, anhand einer weiteren Lektüre aus dem Kapitel *Wahngänge*. Das Gedicht Celans lautet:

Das Stundenglas, tief
im Päonienschatten vergraben:

Wenn das Denken die Pflingst-
schneise herabkommt, endlich,
fällt ihm das Reich zu,
wo du versandend verhoffst.³¹

Die Eingangssätze von Bollacks Lektüre lauten:

Ein Leser, der die vielfach verwobenen werkinternen Bezüge zu erkennen weiß, kann an ihnen das Umkippen ablesen, das die fragmentarische und geschlossene Form vieler Gedichte ausmacht. Mit Hilfe der tragischen Dissoziationen zergliedert der Aphorismus die Dialektik einer Dichtung, in der das vom Gedenken sich nährende <Denken> (der Gebrauch des Worts ist emphatisch) in die Tiefe eines Schachts hinabsteigt und dort erscheint wie der Heilige Geist.³²

Das sind freilich keine gewöhnlichen Eingangssätze, die den einfachsten Einstieg bieten. Die Aussage dieser Sätze ist kompakt. Und außer der Aussage zum <Hinabsteigen des Denkens>, haben die anderen Behauptungen keine *wörtliche* Widerspiegelung im Primärtext. Lässt sich deswegen sagen, die Sätze seien <assertorisch>? Meine Antwort darauf ist Nein, aus zweierlei Gründen.

Erstens muss Bollacks Leser zuerst beurteilen können, wovon hier die Rede ist, dann kann er ohne Beliebigkeit über seinen <Stil> der Mitteilung urteilen. Nun bieten diese Sätze wohl einen Einstieg, der Überblick schafft: Sie beschreiben nämlich die (besondere) Denkstruktur, die die ganze Gedichtrede rahmt.

mentators» (48) in seiner Handlung, an den infrage kommenden Stellen das «Implizierte» zu «explizieren» und ggf. etwas zu «kompletieren». Man fragt sich: Gesetz, kommt es wirklich auf diese – ganz und gar hermeneutischen – Handlungen an, warum wird paradoxerweise die praxeologische Qualifikation zum Aushängeschild? Das macht den Eindruck, als würde die <Praxeologie der Interpretation> in ihrer Arbeit selbst unreflektierte hermeneutische *Routinen pflegen*.

³¹ CELAN, GW II: 50.

³² PCPF: 142.

Bollacks Rede von ‹Umkippen›, ‹tragisch› und ‹Zergliederung der Dialektik einer Dichtung› benennt sogleich einige wesentliche dialektische Figuren, mit denen Celan arbeitet. Da aber jetzt ‹das Denken› (V. 3) selbst zum Thema und Gegenstand des Gedichts werden soll, hat Celan – rekonstruktiv gesagt – den Text zu einem Schauplatz gemacht, wo gerade der Nexus von den vertrauten dialektischen Denkfiguren einerseits und andererseits dem ‹Gedachten› durch poetische Mittel (die Gattung des Aphorismus, die Relation der Bilder, das Wortspiel etc.) hier gespannt und da gelockert wird. An die Wechselhaftigkeit der Textgestaltung, deren Grund also in Celans künstlerischer Auseinandersetzung mit den möglichen Formen des Dialektischen liege, erinnert Bollack zunächst (‹fragmentarische und geschlossene Form vieler Gedichte›). Dann beschreibt er auf anschauliche Weise die Art der Auseinandersetzung in diesem Gedicht. Die Anschaulichkeit gerade des zweiten Satzes (‹Mit Hilfe der tragischen Dissoziation [...]›) verdankt sich der Wahl solcher präzise beschreibenden Begriffe wie ‹Dissoziation› und ‹Zergliederung›, die nämlich neben dem Sujet einer dichterisch reflektierten Dialektik das Sujet des klinischen Wahns mit erfassen. Das Attribut ‹tragisch› fügt er ökonomisch dem Term ‹Dissoziation› bei; damit wird die im Gedicht durchgeführte Transformation des Wahns in eine Kunstkritik – nicht nur der ‹Katabase›, sondern auch von deren ironischer Überwindung³³ – angekündigt.

Bollacks konziser Mitteilungsstil hat also mit dem Assertorischen, Behaupten ohne Beweis,³⁴ nichts zu tun. Doch attestieren ihm manche immerhin den ‹apodiktischen› Stil, dabei etwa auf den unvermittelten Satz verweisend: ‹Der Leser, der die vielfach verwobenen werkinternen Bezüge zu erkennen weiß, kann [...] das Umkippen ablesen›. Nun sollte man auch bedenken: Was alles muss man eigentlich angenommen haben, um in dem Satz Apodiktik zu sehen? Hier liegt mein zweiter Punkt: Die Wahrnehmungen dieses Satzes können vielmehr symptomatisch sein für die problematischen Erwartungen vieler an die literaturhermeneutische Arbeit und ebenso an solche (zumeist hermeneutikfremden) Maßnahmen, mit denen das politische Ziel der *Disziplinierung* der Literaturinterpretation forciert wird.

Als apodiktisch würde man den Satz wahrnehmen, wenn man es erkennt, dass der Satz *nicht belehrt*, dieses und jenes sei der ‹wahre Sinn› des Texts. Dass die hermeneutische Interpretation den wahren Sinn belehre, ist ein dogmatisches Gedankengut, das von vorwissenschaftlichen Auslegungskulturen und ihren Modernisierern des 18. und 19. Jahrhunderts – bis hin zu Gadammers klassizistischer Hermeneutik in jüngeren Tagen – stammt. Unbestreitbar prägt es noch heute das *theoretische* Vokabular der Hermeneutiken, was die Entwicklung differen-

33 PCPF: 143f.

34 Zum Begriff des Beweises in der Literaturwissenschaft cf. Peter Szondi's Traktat *Über philologische Erkenntnis*.

zierter Verständnisse von ›Hermeneutik‹ stark hemmt.³⁵ Der zitierte Satz Bollacks folgt nicht der dogmatischen Position. Er beschreibt stattdessen, was er unter welchen Voraussetzungen *gelesen hat*: Er steht konsequent in der Position als «Leser» der Gedichte, insofern der Standort des ›Lesers‹ die philologische, gleichzeitige Distanz und Nähe zum Geschriebenen markiert. Was von ihm gelesen wurde, macht Bollack zum direkten Gegenstand seines Schreibens ohne homiletisch³⁶ herumschweifende Zusätze, die viele heutige, selbst methodologisch ›antihermeneutische‹ Interpretationen enthalten. Für die Tragweite der Nähe und Distanz des philologischen Lesens samt der Verschriftlichung des Leseresultats gebe ich gleich ein Beispiel. Prinzipiell jedoch bietet dieses Schreibformat, in dem das Gelesene geradewegs zur Sprache kommt, eine klare Bespiegelung wiederum jenes Stils vieler Literaturwissenschaftler, deren Ton besagt, dass der ›Leser‹ immer jemand Anderer (als man selbst) ist, der jetzt gerade vom ›Wissenschaftler‹ *über* die Texte ›objektiv‹ unterrichtet und ›aufgeklärt‹ wird.

Mein letztes Beispiel ist eine besondere Stelle in Bollacks Lektüre des *Stundenglas*. Sie befindet sich ungefähr in der Mitte des entsprechenden Abschnitts und eröffnet einen neuen Absatz. Das sind die Sätze:

In einem Augenblick der Konzentration wird die ›Rose‹ geschnitten. Das Gedächtnis bewirkt diesen Übergang von der ›Pfingstrose‹ zur ›Pfingstschneise‹ [...].³⁷

Diese Stelle bewirkt eine deutliche Zäsur im prosaischen Fließtext. Erkennt man noch nicht, wovon Bollack spricht, so ist der stilkritische Eindruck kaum vermeidbar, dass der Interpret, von dem man ›Wissenschaft‹ erwartet, selbst ästhetisch geworden wäre: dass er Effekte der Plötzlichkeit und der Unwidersprechlichkeit (rhetorisch) zu suggerieren gedächte. In Wahrheit verhält es sich aber ganz anders. Diese Formulierung Bollacks beschreibt nur, was der dialektischen Struktur des Texts gemäß *im Übergang* von der ersten Strophe zur zweiten Strophe *geschehen sein müsste*. Es ist also inmitten des Vorgangs der Celan'schen ›tragischen Dissoziation‹. In der absichtlich nicht geschriebenen Imagination des Dichters – wo also der Leerraum die Strophen trennt – begann das ›Denken‹ (vgl. V. 3) dissoziiert in seine kritische, stundenglasförmige Selbstbetrachtung hinunterzufallen: Es begann also, Züge des Wahns – als eine durch Zerstö-

35 Bollacks theoretische Aussagen, etwa in SwS, bedienen sich noch klassischen Vokabularen wie ›Autor‹ und ›Sinn‹ etc. Seine Erläuterung dieser Begriffe führt jedoch zu oft ganz anderen, gewinnreichen Erkenntnisfeldern als was man sonst in den germanistischen Methodenhandbüchern kennt. Dennoch stellt sich die Frage, ob die Gedanken auch anders formuliert werden können (ja können müssen, wenn sie stichhaltig sind), um sprachlich zeitgenössisch zu bleiben. Sind doch die ›klassischen‹ Wörter inzwischen durch manche unumgehbare Debatten zu Recht zweifelhaft geworden.

36 Diese Formulierung verdanke ich Werner Wögerbauer.

37 PCPF: 143.

ren differenzierende Kraft, die Kraft des ›Sandes‹ – in sich einzulassen. Dieses Geschehen «zergliedert» umgekehrt das vorher in der ersten Strophe noch unangeregte ›Gedenken‹ (memoire) im Schatten der «Stau» der «Pfungstrosen»,³⁸ die nachher zur «Pfungst- / schneise» (V. 3 f.) – respektive zu einem zwielichtigen ›Ge-Denken‹ – geschnitten wird. Der »Augenblick der Konzentration«, von dem Bollack spricht, benennt exakt den Moment der unvermittelten Abspaltung des ›Ge-Denkens‹, dank der das erwachte Bewusstsein einen abfallenden Kurs wählt, dessen grausame Folgen die zweite Strophe thematisiert. Bollacks Wortwahl «Konzentration» und «geschnitten» ermöglicht die hautnahe – oder hier gleichbedeutend: faktenbezogene – Umformulierung von Celans lyrischem Wort des dissoziativen Denkens. Die ›Konzentration‹ ist durch die gewählte aphoristische Form der zweiten Strophe («Wenn ..., fällt ihm ...») evident, und das Perfekt ›geschnitten‹ ist durch das Bild der ›Schneise‹ im Text evident. Dass Bollack die beiden Wörter in einem Satz zusammenfügt, halte ich für eine extrem genaue interpretatorische Lösung, da sie für die *beiden Seiten der Dialektik* des Wahn gewordenen ›Denkens‹ stehen.

Mit dem Dargelegten erklärt sich ebenfalls, warum sich die Stelle in der Mitte der Interpretationseinheit zäsurartig ›plötzlich hervorhebt‹. Denn die gedankliche Zäsur zwischen den Strophen im Gedicht, so kann man sagen, imitiert Bollack bei seinem Schreiben. Diese Imitation ist keine rhetorische, oberflächliche. Sie kehrt hingegen mit eigens gefundenen verständlichen Begriffen die im Primärtext subtil (u.a. schweigend) behandelte Sache heraus und ist darum selbst eine wissenschaftliche Interpretation mit konsequentem Anspruch auf Genauigkeit im Diskursiven. Ergänzend muss ich allerdings, um Missverständnis zu meiden, hervorheben, dass keine noch so korrekte Imitation das ›Gesetz‹ der wissenschaftlichen Lyrikinterpretation ausmachen würde, ist Imitation doch eines der Mittel und kein Zweck der Interpretation, der hingegen im diskursiven Verständnis liegt. Sofern die Ausdrucksform einer Interpretation letztlich ein Mittel ist oder es sein sollte, ist ihre Freiheit vor dem Zwang der diskurspolitischen Disziplinierung³⁹ zu schützen.

3. Wozu die hermeneutische Praxis beachten? Ein vorläufiges Schlusswort

Wie in den Vorbemerkungen besprochen, will dieser Aufsatz angesichts des praxeologischen Diskurses der Interpretation die dort ausgeschlossene Thematik der eigentlichen hermeneutischen Praxis, nämlich der Verstehens-Arbeit, in Angriff nehmen und ihre Komplexität durch Beispiele explizieren. Hier ist nicht der

38 PCPF: 143.

39 Cf. ALBRECHT/DANNEBERG 2021.

Ort einer Analyse der praxeologischen Diskurspolitik, doch ein Symptomatisches an ihrer Rede lässt sich nennen. Die Praxeologen werden nämlich mit dem Wozu ihres elaborierten Programms auf äußerst vage Weise fertig: Sie wollen zur «Reflexion auf die[] Tätigkeit [der Interpretation] beitragen».⁴⁰ Wer diesen «Beitrag» konkreter erfasst, wird wenigstens hinzufügen, dass es keine Interpretation ohne Objekt gibt⁴¹ und eine zudem subjektlose «Reflexion» gerade die eigenen Wege des Verstehens bzw. Nachvollzugs aus dem Feld nimmt.

Die Verstehensarbeit ist trotz der historischen Vielfalt und Bedingtheit der (Fach-)Kulturen und Ideenentwürfe jedem textinterpretatorischen Unternehmen inhärent und muss daher den Ausgangspunkt der Reflexion bilden. Doch nicht anders als die historischen methodologischen Versuche – die die einen fortsetzen und die anderen leicht verwerfen können, insofern sie feste Gestalten haben –, kann die abstrakter angelegte «Reflexions»tätigkeit auch nur ein Mittel zum Zweck der Optimierung der bisherigen Interpretationsresultate sein: und zwar sofern ein nennbares Unbehagen über diese zu optimierenden Versuchen motiviert. Das so weit Gesagte ist indes keine neue Einsicht von mir. Gerade Bollacks als *kritische Hermeneutik* betitelte Arbeit ist stets dem weiten Feld gewidmet, wie die *Reflexion über* die Literaturinterpretation und die Praxis der Literaturinterpretation – beide in ihrer Historizität begriffen – sich zueinander verhalten. Es gibt keinen Grund, nicht weiter darüber nachzudenken.⁴²

Meine Fallstudie von Bollacks Celan-Lektüre beleuchtet Facetten seiner konkreten Verstehensarbeit. Ich strebte weder eine «Evaluation» dieser Celan-Deutung noch die Klassifikation der Interpretationspraxen an, wenngleich solche Gesichtspunkte in der kognitiven Auseinandersetzung mit dem Gegenstand

40 Cf. ALBRECHT/DANNEBERG/KRÄMER/SPOERHASE 2015: 1: «Angesichts dieser fortdauernden Prominenz des Interpretierens im Alltag der Disziplin erscheint auch [!] die Reflexion auf diese Tätigkeit als eine Aufgabe von unverminderter Aktualität. Der vorliegende Band will zu dieser Reflexion beitragen».

41 Freilich hat das praxeologische Programm eine Empfehlungsliste der literaturwissenschaftlichen Gegenstände, die man künftig untersuchen «könne». Doch allein der Bruch zwischen der Empfehlung und dem, was später die Einzelforscher wirklich machen, widerspricht bereits dem Schein, als gäbe es manifeste Textobjekte, auf die sich das Nachdenken konzentriert. Ein Beispiel für «konkrete» Untersuchung ist Olav Krämers Beitrag «Goethes Wahlverwandtschaften in Interpretationen von der Geistesgeschichte bis zum Poststrukturalismus. Zu einigen Kontinuitäten in der Argumentationspraxis», ALBRECHT/DANNEBERG/KRÄMER/SPOERHASE 2015: 159–203. So breit und gelehrsam das thematische Feld angelegt ist, so wenig erkennt der Leser wieder, welche Interpretationsprobleme *der Text Goethes* bietet und welche *spezifischen* rezeptionsgeschichtlichen Bedingungen die Interpretationen wiederum haben. Die Texte als historische Produkte verschwinden hinter die Kategorien wie «Figur», «Handlung», «Idee», «Stilmerkmal», «Erzähltechnik» etc., dank denen die Vielfalt der «Verschiedenheiten» dennoch als «Kontinuität» erzählbar zu sein scheint.

42 KÖNIG 2021 setzt dieses Thema ausdrücklich fort und stellt in Verbindung mit einigen Überlegungen Friedrich Schlegels zur Philologie ein Modell der «zweiten Autorschaft» vor.

unbestreitbar einen Teil der Argumentation mit strukturieren. Ist aber die Argumentation reflexiv gedacht, so weiß sie von Anfang an um ihre Relativität in dem Sinn, dass sie Mittel ist. Oder <alltäglicher> formuliert: Ich hätte die Darstellungsweise, das Mittel, prinzipiell auch anders konstruieren können. Allein die dargelegten Facetten bei Bollack sind die Resultate und der Zweck meiner Analyse. Diese Facetten haben in den Hinsichten exemplarische Bedeutung, dass der Einsatz für genaues Textverstehen jeder Reglementierung der fachwissenschaftlichen Disziplinierung entgegensteht, und dass die Diskussion einer Deutung letztlich nur in der Konfrontation mit dem Primärtext sinnvoll ist.

Bibliographie

- ALBRECHT/DANNEBERG/KRÄMER/SPOERHASE 2015 – Andrea ALBRECHT/Lutz DANNEBERG/Olav KRÄMER/Carlos SPOERHASE, «Einleitung: Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens», in A. ALBRECHT/L. DANNEBERG/O. KRÄMER/C. SPOERHASE (Hgg.), *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin, de Gruyter, 2015: 1–20.
- ALBRECHT/DANNEBERG 2021 – Andrea ALBRECHT/Lutz DANNEBERG, «Verstehen, Auslegen, Darstellen und Vermitteln. Literaturwissenschaftliche Interpretationstexte in praxeologischer Perspektive», in J. C. KATZENSTEIN/A. MAUZ/C. TIETZ (Hgg.), *Doing Interpretation. Perspektiven praxeologischer Hermeneutik*, Paderborn, Schöningh, 2021: 23–50.
- BOGUMIL-NOTZ 2012 – Sieghild BOGUMIL-NOTZ, «Lichtzwang», in M. MAY/P. GOßENS/J. LEHMANN (Hgg.), *Celan-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart/Weimar, Metzeler, 2012: 105–115.
- BOLLACK 1997 – Jean BOLLACK, «Délires. Le bouleversement des limites dans l'œuvre de Paul Celan», *Barca!* 8 (1997): 7–31.
- BÜCHNER 2012 – Georg BÜCHNER, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. von Ariane MARTIN, Stuttgart, Reclam, 2012.
- CELAN, GW II – Paul CELAN, *Gesammelte Werke in sieben Bänden. Zweiter Band. Atemwende, Fadensonnen, Lichtzwang, Schneepart*, Frankfurt am Main, Suhrkamp Taschenbuch, 2000.
- CELAN, GW VII – Paul CELAN, *Gesammelte Werke in sieben Bänden. Siebter Band. Die Gedichte aus dem Nachlaß*, Frankfurt am Main, Suhrkamp Taschenbuch, 2000.
- KÖNIG 2018 – Christoph KÖNIG, «Klar und dunkel: Zu Stilformen im Werk von Peter Szondi und Jean Bollack», *LEA – Lingue e Letterature d'Oriente e d'Occidente* 7 (2018): 629–647.
- KÖNIG 2021 – Christoph KÖNIG, *Zweite Autorschaft. Philologie, Poesie und Philosophie in Friedrich Nietzsches Also sprach Zarathustra und Dionysos-Dithyramben*, Göttingen, Wallstein, 2021.
- KRÄMER 2015 – Olav KRÄMER, «Goethes Wahlverwandtschaften in Interpretationen von der Geistesgeschichte bis zum Poststrukturalismus. Zu einigen Kontinuitäten in der Argumentationspraxis», in A. ALBRECHT/L. DANNEBERG/O. KRÄMER/C. SPOERHASE (Hgg.), *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin, de Gruyter, 2015: 159–203.

- LAKS 2016 – André LAKS, «Präliminarien zu den hermeneutischen Vorgehensweisen von Jean Bollack und Peter Szondi», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 49/50 (2016): 76–89.
- MAUZ 2021 – Andreas MAUZ, «Doing Interpretation. Einleitende Hinweise zur praxeologischen Hermeneutik», in J. C. KATZENSTEIN/A. MAUZ/C. TIETZ (Hgg.), *Doing Interpretation. Perspektiven praxeologischer Hermeneutik*, Paderborn, Schöningh, 2021: 1–22.
- WINKO 2015 – Simone WINKO, «Zur Plausibilität als Beurteilungskriterium literaturwissenschaftlicher Interpretationen», in A. ALBRECHT/L. DANNEBERG/O. KRÄMER/C. SPOERHASE (Hgg.), *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin, de Gruyter, 2015: 483–511.

Sinn, Arbeit am Sinn und Begriffe in den Rilke-Lektüren Jean Bollacks

CHRISTOPH KÖNIG

Der Wunsch der Forscher, die hier im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern über das Werk von Jean Bollack nachdenken,¹ ist berechtigt: Sie möchten jene hören, die – zu unterschiedlichen Zeiten, zu verschiedenen Gegenständen, in jeweils eigenen Konstellationen – auf jeden Fall *länger* mit Jean Bollack zusammengearbeitet haben.² Der Wunsch ist auf eine bedeutsame Weise berechtigt: Die Lektüre der Werke, um die es stets ging, hat in der langen Übung, insistierend nennt sie Heinz Wismann,³ auf das Leben übergegriffen, nicht in der Sicherheit, sondern in der Unruhe des Erkennens. Prägt die Lektüre, eine bestimmte Art zu lesen, das Leben und gestaltet es zu einem Leben der Lektüre, so ist es richtig, die zu versammeln, die über die Dynamik dieser Prägung Auskunft geben können. Denn über die Geschichte einer Übung und deren Lebenslogik nachzudenken, führt zur Theorie der, nun also: philologischen Praxis. Prägt die Lektüre das Leben, so erlaubt das Leben die Entfaltung einer zeitlichen Logik der Lektüre.

Ich will an dieser Stelle von einem Bemühen sprechen, das Bollack und mich von etwa 2006 bis zu seinem Tod im Jahr 2012 verband, nämlich dem Bemühen, Rilkes Gedichtzyklus *Die Sonette an Orpheus* zu verstehen. Das Interesse daran entstand plötzlich, es ist genau datierbar, doch nicht minder notwendig und also heftig. Eine Vorgeschichte geht zurück ins Jahr 1987, als wir uns – im Zeichen Peter Szondis – zuerst begegneten; Bollacks Affinität, oder besser: Intimität mit Rilkes Gedichten reicht bis in seine Jugend in den 1930er- und

1 Der Vortrag wurde gehalten im Rahmen der ersten journée d'étude des 2019 ins Leben gerufenen SNF-Projektes «Lectures de Jean Bollack», aus dem auch dieser Band hervorging und das in erster Linie das produktive Verstehen der philologischen Praxis Jean Bollacks zum Ziel hat, innerhalb ihrer verschiedenen Felder und in ihrer Entwicklung. Die Arbeit im Nachlass Bollacks, der sich im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern befindet, spielt dabei eine wesentliche Rolle (cf. dazu auch die Einleitung dieses Bandes).

2 Pierre Judet de La Combe, Philippe Rousseau, Denis Thouard und Werner Wögerbauer trugen ebenfalls zur journée d'étude mit einem Vortrag bei, André Laks und Pietro Pucci nahmen an den sich anschließenden Diskussionen teil. Das Programm kann auf der Internetseite der Schweizerischen Nationalbibliothek abgerufen werden: <https://www.nb.admin.ch/snl/fr/home/expo-manif/manif-passees/manif2020/fns-bollack.html> (letzter Zugriff am 30. 6. 2021).

3 Cf. KÖNIG/WISMANN 2011.

1940er-Jahren in der Schweiz.⁴ Sie blieb neben anderem, in unserer Freundschaft, die wuchs, die Grundlage – Bollack wollte mit mir die deutsche Literatur durchnehmen, die einen anderen Stellenwert für ihn hatte als die antike Tragödie und Philosophie, sein Metier, und nochmals einen anderen als die französische Poesie mit Mallarmé, an dessen Gedichten er alles maß. Es ging angesichts der deutschen Literatur vornehmlich um die Vorurteile, die sie in seinen Augen beeinträchtigte, der er jung, teilweise verführt erlegen war: Goethe, George, Nietzsche, Hofmannsthal, Rilke. Es ging ihm um eine neue Einschätzung, um eine Überprüfung alter Überwältigung oder auch Ablehnung zugunsten eines besseren, objektiven Verständnisses der Werke. Für Paul Celan, den er viel später aufnahm und außerhalb dieser Reihe schützte, ein Stern für ihn, ein unter neuen historischen Umständen möglicher Schöpfer absoluter Dichtung, ein Dichter wie Mallarmé,⁵ gewann er mit Werner Wögerbauer einen anderen, gleichfalls mit schwarzem Humor begabten Österreicher. Die Schwärze und der Witz halfen gewiss, das Leben war immer mit im Spiel.

Bollacks Ingenium zu lesen zog mich an. Es zog mich innerhalb der Frage an, die mich als Wissenschaftler von Anfang an, seit meinem Studium bei Alfred Doppler, Johannes Erben und Wolfgang Röd, lange vor unserer Begegnung, vorantrieb, «Wie ist Verstehen möglich und begründbar?». Hat man denn mehr als eine oder zwei Fragen überhaupt, die einen verfolgen, so wie man sie verfolgt? So drängte sich innerhalb der Bewunderung für die Lektüren Bollacks das Verlangen vor, sein Vermögen zu begreifen. Ich kam aus einer linguistisch geprägten deutschen Literaturwissenschaft, die literarische *Texte* theoretisch bestimmte (nach deren *Offenheit* oder *Autonomie*) und diese Texte methodisch ableitete. Dabei blieb, wie ich bald lernte, die Lektüre unbeachtet, die dieser theoretisch-methodischen Fixierung vorausging, ein Verständnis vor der Applikation, um das sich die Literaturwissenschaftler nicht kümmerten.

Wenn ich sage, Bollacks Verstehen als Vermögen drängte sich vor, so meine ich damit eine unterschiedliche Schwerpunktsetzung. Während er las, achtete ich auf das Lesen. Nur allmählich, quasi naturgemäß begriff ich, dass die Betrachtung einer Lektüre ohne meine eigene Lektüre nicht möglich war, und übte mich selbst darin. Die unterschiedliche Tendenz blieb freilich erhalten, bis zu unseren Rilke-Lektüren, die uns, auf der Grundlage gemeinsam geteilter Einsichten und Einübungen in das Lesen (sie überwogen bei Weitem), zu verschiedenen *Sinndeutungen* führten.

Mit der Reflexion über die Lektüre als Praxis begibt man sich auf das Gebiet der Hermeneutik. In der Reflexion über das eigene Tun, gerade in der permanenten Reflexion darauf, liegt gewiss eine Ursache der immer wieder überwältigenden Einsichten Bollacks. Freilich ist die Reflexion mit einem historischen In-

4 Cf. BOLLACK 2014: 23, und BOLLACK 1996: 392.

5 Cf. das Kapitel «Weißer Humor», in DwDPCL: 415–451.

dex versehen. Dass sie wechselt, zeugt vom *Eigenrecht* der Lektüre, die es zu verstehen gilt. Die Lektüre hat etwas Praktisch-Inertes, das die hermeneutische Reflexion in immer neuen historisch gebundenen Anläufen zu begreifen sucht. Dass Bollack viele theoretische Paradigmen und Poetiken der Dichter aufgriff und bekämpfte, um sich selbst zu verstehen, schärfte sein Vermögen gewiss. Das gehörte zu seinem Kern: sich den Gedanken und Urteilen großer *Dichter* anzuvertrauen.

In dem weit ausgreifenden Interview mit Patrick Llored (als *Sens contre sens* 2000 in Frankreich, als *Sinn wider Sinn* 2003 in der Übersetzung von Renate Schlesier im Wallstein Verlag erschienen)⁶ ist der erste Teil mit der behauptenden Frage überschrieben «Wie ich lesen gelernt habe: ein philologischer Werdegang»⁷. Denkt Bollack selbst darüber nach, so erweisen sich als prägend die buchstäblichen Aus-einandersetzungen mit Gadamer und mit Derrida und mit der herkömmlichen Philologie. Im Konflikt entsteht ein Modell, eher ein Bild der Praxis in wenigen Grundgedanken. (Auf den Begriff des *Bildes* komme ich noch zu sprechen.) Ich nenne die wichtigsten: Dem Anströmen eines sprachlichen Potenzials begegnet der Dichter als starkes Subjekt. Nur so ist die Partikularität des Werks denkbar. In der Syntax, die die Wörter regiert, kann der Dichter seine Intervention (sie ist durchwegs reflexiv) fixieren. In der Fülle der Interventionen schafft er ein neues idiomatisches, dichtersprachliches Referenzsystem, dessen Änigmatik doppelt ist – hinsichtlich der Quellen bzw. Anlässe und sprachlich. Die Intervention gibt dem Interpreten die Orientierung für eine doppelte Befreiung, einerseits für den Versuch, durchaus polemisch die oft lange Geschichte der Interpretationen, gegen den Strom, aus dem Weg zu räumen, und andererseits für den Versuch, sich zugleich von den eigenen Voraussetzungen zu befreien. Die Begriffe, die in dieser Reflexion zentral werden, sind gebunden gerade an die Gegner, die Vertreter einer philosophischen Hermeneutik, einer dekonstruktivistischen Sprachideologie, der kritischen Theorie, um die wichtigsten zu nennen. André Laks hat jüngst in einem Beitrag in der Zeitschrift *Geschichte der Philologien* (damals noch *Geschichte der Germanistik*) auf Bollacks zentrale Begriffe hingewiesen;⁸ ich nenne nur einige: Individualität, Entscheidung, Resemantisierung, Gegensprache, radikale Historisierung, kritische Hermeneutik.

Haben die Gedanken ihren historischen Index, so möchte ich im Folgenden eine Reflexion von Bollacks Praxis vorschlagen, die ihr ein womöglich reicheres Bild entgegenhält, als es begrenzt sich ergibt, wenn man den Agon, zumindest explizit, allein auf die Theorie und Praxis anderer richtet. In meiner Reflexion, die sich aus der schon erwähnten gemeinsamen Rilke-Lektüre ergibt, studiere ich

6 ScS und SwS.

7 SwS: 9.

8 Cf. LAKS 2016: 76–89.

vor allem die *Dynamik* der Praxis Bollacks. Einen Wink für die Bedeutung der eigenen Dynamik als Referenz der Reflexion gibt Bollack gerade mit der Gliederung seines Buchs *Sinn wider Sinn* in die drei Abschnitte «Wie ich lesen gelernt habe», «Wie ich den Sinn gesucht habe» und «Wogegen ich gekämpft habe».⁹ Das sind Anhaltspunkte dafür, dass meine Betrachtung mit der Selbstbetrachtung Bollacks, die freilich kaum vertieft wird angesichts der Begriffe, viel zu tun hat. Auch ich möchte Phasen vorschlagen, um sie dann als Einheit zu begreifen. Die Betrachtung einer dem Werk als materialem Gegenstand geltenden Lektüre steht schließlich in einer eigenen Tradition der Hermeneutik, die anders als die im Agon bekämpften Positionen, von Bollack her vertrauter ist. Denis Thouard spricht in diesem Sinn von Bollacks *philologischer Hermeneutik*.¹⁰ Es muss darum gehen, die historisch sich verändernden Fragen innerhalb dieser Tradition der Hermeneutik theoretisch aufeinander zu beziehen.¹¹ Um nur ein Beispiel anzudeuten: Schleiermachers Einheit von Allgemeinem und Besonderem, zweifach in Grammatik und Denken, benötigt, um die Ausbildung des Besonderen zu erklären, den Begriff der Subjektivität.¹² Auch eine solche Konstruktion einer Theorie aus ihrer also konstruierten Geschichte, einer Theoriegeschichte im Sinn einer theoretischen Zusammenschau historisch gebundener Theorien nach Maßgabe des Objekts *Lektüre*, wird eben nur in der konkreten Lektüre der Werke zu meistern sein.

Rasch seien die Daten und der Ablauf von Bollacks späten Rilke-Studien notiert. Im Februar 2007 in den BarreYROUX liest Jean auf meine Bitte hin einige der Sonette. Der Gedichtzyklus soll im nächsten Workshop des Peter Szondi-Kollegs studiert werden, und ich möchte Jean Bollack als Vortragenden gewinnen. Seine Lektüre ist zunächst polemisch. Die Polemik erhebt aus einer mehrfachen, komplizierten Befestigung in der Poetik von Dichtern, von George gegen Rilke, und von Celan gegen Rilke und George, aus einer Hassliebe, der Bollack schon 1991 in seinem Vortrag über Celan und Rilke Ausdruck gab,¹³ und darin der *Enttäuschung* den Vorzug. Anders als im Eintrag von 1943 in einem Band von Rilkes *Vergers* (1926), dessen erster Sammlung französischer Gedichte, die Bollack bei einem Besuch des Schlosses Muzot bei Sierre gekauft hat; der Eintrag ist in feierlicher Georgeschrift gehalten: «Sierre, septembre 1943». Nachträglich bezieht sich Bollack 1996 in dem autobiografischen Text «Durchgänge» darauf:

⁹ Cf. SwS, jeweils auf den Seiten 9–66, 67–134 und 135–182.

¹⁰ Cf. THOUARD 2012a.

¹¹ Cf. das Kapitel «Positionen auf dem Weg zu einer kritischen Hermeneutik», in KÖNIG 2014b: 95–101.

¹² Cf. KÖNIG 2014b: 95–97.

¹³ Gehalten auf der Jahrestagung der Rilke-Gesellschaft 1991 (*Rilke und Frankreich*) in Paris. Der später publizierte Aufsatz «Rilke in Celans Dichtung» beruht auf diesem Vortrag (cf. BOLLACK 1998: 177, Anm. 1). Er wird dann noch einmal 2006 innerhalb von *Dichtung wider Dichtung* veröffentlicht (DwDPCL: 219–241). Die Hassliebe bleibt weiterhin greifbar.

«Ich verstand damals, daß es eine gesonderte Sphäre des Ästhetischen gibt, zu der gewisse Menschen nicht leicht bereit sind, sich einen Zugang zu verschaffen.»¹⁴ In diesem Privileg sah er sich. Wie anders klingt die Enttäuschung. Ich zitiere aus meinem Gesprächsprotokoll, wir sind nun 64 Jahre später, auf dem Land: «Es ist natürlich banal, ‹führender Süden› zu sagen [ein Zitat aus I.7 *Rühmen, das ists!*], und nicht parodistisch, aber fast. Ist es noch dieses große orphische Rühmen? Es wird zugänglich gemacht, jetzt geht er über in den Schattenbereich der Toten. [Bollack bezieht sich auf Rilkes Zeilen: «Er ist einer der bleibenden Boten, / der noch weit in die Türen der Toten / Schalen mit rühmlichen Früchten hält.», V. 12–14] Es gehört zu Rilke eine gewisse Impertinenz so zu schreiben, von der man sagen könnte, sie sei mehr österreichisch als deutsch [...]. So schreibt jemand, der nicht auf dem Gymnasium war, Impertinenz, Freiheit dem Stil gegenüber, die er so aufgreift. Daher bewundert er Valéry, weil der in der klassischen Sprache seine Freiheit entwickelt, der macht keine solchen Schnitzer. [...] So schreibt Rilke die Briefe an Leute, die keinen Zugang haben zu den Traditionen, während die Thematik übernommen ist.» Ich bestehe dagegen, wie das Protokoll berichtet, gegen Bollacks Polemik auf der literarischen Größe der *Sonette an Orpheus* (über die ich mich vor langer Zeit im Deutschen Literaturarchiv Marbach mit Reinhard Tgahrt verständigt hatte). Im April sprechen wir in Paris wieder über die Sonette. Anlässlich der Ehrenpromotion Bollacks am 7. Juni 2007 an der Universität Osnabrück¹⁵ nimmt er vom 9. bis 12. Juni am Workshop des Peter Szondi-Kollegs mit einem Vortrag über Rilke, Heidegger und Celan teil. Er notiert in der Folge im Juni eine Reihe von X zur nun beachteten Dichtersprache (alle in *Au jour le jour* postum erschienen)¹⁶, die Rilke aus der Alltagssprache gewinne. Wir lesen weiter vom 13. bis 15. August in Paris; Jean sagt nun, man müsse von der Positivität ausgehen, freilich mit Vorbehalten: Rilke wolle mit schlechten Mitteln etwas Gutes machen. Celan ist weiterhin deutlich der Sehe- und Wertungspunkt; er zitiert sich: «Ohne Rilke kein Celan und mit Celan kein Rilke.»¹⁷ Das heißt: Mit Celan könne man Rilke würdigen, aber nur insofern er ihn vorbereitet hat. Ich schicke Bollack in der Woche darauf meine Lektüre des ersten Sonetts, er kommentiert meine Lektüre (als der große Leser, von dem schon Szondi wusste, der den Gedanken des *anderen* stärkt) und schickt mir (in produktiver *Entzweigung*) vier Tage später eine eigene Lektüre. Er notiert am 25. August als X 2127: «Le plus inattendu peut-être dans

14 BOLLACK 1996: 392.

15 KÖNIG 2008: 119–127.

16 Cf. AJ: 921–937.

17 Cf. dazu die entsprechende Äußerung schon in BOLLACK 1998: 177 («Leicht lässt sich die These vertreten, es gäbe keinen Celan ohne Rilke. Für eine frühe Periode im Schaffen Celans kann man jedoch mit nicht geringerer Berechtigung sagen: ‹mit Rilke kein Celan› und auch: ‹mit Celan kein Rilke.›») sowie in DwdPCL: 219.

la lecture que j' ai faite des *Sonnets à Orphée*, en juin et maintenant, avec et pour Christoph, c' est de découvrir l' importance de la paronomase et son utilisation quasi méthodique.»¹⁸ Auf einem weiteren Workshop des Szondi-Kollegs im Dezember 2007, wieder über die Sonette, wieder in Worpsswede, prägen sich unsere verschiedenen Sichtweisen aus. Viel später nur bin ich in der Lage, den Unterschied zu beschreiben. Inzwischen schrieb Bollack rasch, wie in einem Furor, Anfang 2008 eine durchgehende Lektüre des Zyklus,¹⁹ von Gedicht zu Gedicht (sie erschien in französischer Übersetzung im Jahr 2021),²⁰ und für das ihm gewidmete Symposium in Cerisy im Jahr 2009²¹ half er mir, großzügig, meine gegenläufige Lektüre des Sonetts *O komm und geh* zu schärfen. Und im Jahr 2014 publizierte ich mein Buch über Rilkes *Sonette an Orpheus*.²² Der Konflikt lag und liegt, denke ich heute, in der Bedeutung vom *Leben* im Text und der *Kritik* der Lektüre des Lebens im Text, die wir unterschiedlich gewichten. Bollack sah in den Werken das Leben auf dem Spiel, ich folgte der Erkenntniskritik in den Werken. Während für Jean Bollack der mit dem Tod vertraute Orpheus, in der Sicht des Gedichts, im Gedicht, wirkt, stellt nach meinem Dafürhalten in den Gedichten das lyrische Subjekt die Frage, worin die Bedingung der Möglichkeit des Wirkens liegen müsse, um von einer solchen ausgehen zu können. Spricht Bollack vom Tod des Orpheus, der die Kunst präge, so spreche ich erkenntnis-kritisch von der Abwesenheit Orpheus'. Zwar setze sie den Tod voraus, doch es komme für die Dichter darauf an, die Abwesenheit zu überwinden, um singen zu können. Womöglich sind hier die Schatten von zwei Lese- und Lebenspraktiken in unseren Lektüren präsent. Zwei Interessen, ein Interessiertsein, zeigen sich im Schatten des Sinns (und des Lebens, das den Sinn ausmacht) einerseits und andererseits im Schatten der Prinzipien, die den Sinn ermöglichen (mithin: Erkenntnisfragen als Lebensfragen). In diesen Hinsichten wären die Lektüren auf ihre Grenzen hin weiter zu prüfen.

Um das Anekdotische allgemeiner zu fassen, lässt sich kraft der hermeneutischen Reflexion dieser *lecture à deux*, und (bezieht man das Szondi-Kolleg mit ein) dieser *lecture à plusieurs*,²³ eine Dynamik erkennen, deren Phasen nicht notwendig aufeinander folgen und also mehr eine systematische Bedeutung besitzen. Man kann ihnen Namen geben, indem man Praktiken nach den Disziplinen, die sie zum Gegenstand machen, mit der Form verbindet, die die Praktiken gern annehmen:

18 Gekürzt abgedruckt in AJ: 928.

19 Zum Teil erschienen in KÖNIG/BREMER 2016.

20 RILKE 2021.

21 Cf. den entsprechenden Tagungsband: KÖNIG/WISMANN 2011.

22 KÖNIG 2014a.

23 Eine Lektüreform, die mit der *École de Lille* und damit mit der philologischen Praxis Bollacks untrennbar verbunden ist (cf. THOUARD 2012b: 18–31).

- (1) psychologisch-mündlich
- (2) philologisch-schriftlich
- (3) poetisch-didaktisch
- (4) philosophisch-exoterisch

In der ersten Phase (die eigentlich eine eigene Praxis darstellt) regiert in Bollacks Lektüre deutscher Dichter der Wille, den literarischen Gegenstand zu desavouieren; im Fall Goethes war es der Autor, der sich selbst zum Klassiker machte; Hofmannsthal fiel unter das (wie vieles bei Bollack, vom Georgekreis geprägte) Verdikt eines Dichters, der seiner unzähligen kulturellen Traditionen nicht Herr wurde und so dem Publikum zu gefallen suchte, ihm schön tat (wie Bollack überhaupt die Dichter der Moderne nach ihrem Publikumsbezug unterschied); George verbarg in den Augen Bollacks den auf Knaben gerichteten erotischen Trieb in der Ideologie eines Kunststaates, und Rilke wusste mit zweitrangigen Mitteln zu verführen. Das alles bleibt in dieser Phase vorläufig, tentativ, fast experimentell, dient der Ausbildung des Urteils; die ästhetische Kritik (um die es hier geht) führt zu einem Bild, das sich verfestigt. Ich meine das Wort *Bild* tatsächlich in einem plastischen Sinn, das plastisch anzuleiten vermag. Man geht in der inneren Betrachtung auf und ab und variiert je nach Blickwinkel das, was man darüber sagt, immer wieder. Für Rilke galt nun, nach diesem Prozess, das Bild einer Kreativität innerhalb des Falschen. Freilich war das nur ein Freispruch zweiter Klasse; Bollack sagte (ich zitiere wieder aus meinem Gesprächsprotokoll): «Im Grunde ist es [was Rilke machte] unredlich, daher ist es für Heranwachsende. Interessant, dass Bollack und Celan das lesen konnten.»

In der zweiten Phase (ich nenne sie die philologisch-schriftliche) kommt es zur Ausfaltung des Bilds im Text; in dieser nun eher schriftlichen Operation ändert sich die Einstellung – das Werk wird nicht infrage gestellt, sondern soll in seiner Entfaltung nach Komposition und Dynamik verstanden sein. Dabei ist die Bemerkung von André Laks, die auf antike Texte gemünzt ist, zu beherzigen: «Noch bevor mit dem Lesen begonnen werden kann, oder zumindest während des Lesens, müssen unablässig Entscheidungen darüber getroffen werden, *was zu lesen ist.*»²⁴ Für moderne Texte geht es um deren Gültigkeit bzw. deren literarischen Wert. Die Praxisformen gehen ineinander über, die Interpretation verbündet sich mit der Kritik.

Man kann das innere Bild, von dem die Lektüre ausgeht, mit dem *Sinn* (eines Werks) in Verbindung bringen, und das nähere Studium der Entstehung des Sinns im Gegenstand mit der *Arbeit am Sinn* (ein zentraler Begriff, den Pierre Judet de La Combe 1997 geprägt hat).²⁵ Bemerkenswert ist die enge Bindung von Bild und Sinn an das Leben im eigentlichen Sinn, als vertraute Bollack dar-

24 LAKS 2016: 87.

25 Cf. JUDET DE LA COMBE 1997: 9–29.

auf, über die poetische Arbeit zu einem erneuerten Leben zu gelangen. Exemplarisch sind diese Sinnaussagen: Elektra wird ausgeschlossen, das sogenannte Recht tritt zugunsten des Lebens zurück;²⁶ in Orpheus verbindet sich die Kunst mit dem Tod;²⁷ Celan zerstört und bildet neu die deutsche Sprache, die für die Ermordung der europäischen Juden (mit-)verantwortlich ist;²⁸ Euripides' ägyptische Helena erneuert und kommentiert das Massaker vor Troia. Bollack sieht im Werk das Leben.

Bild und Entfaltung im Gegenstand sind zwei Stimmen, die Bollack in seinem Stil oft zu verbinden weiß; ich möchte von *erkannter Rede* sprechen, analog zum Stilmittel der erlebten Rede, in der eine in der Er-Form distanzierte Romanfigur persönlich spricht. Bollacks erkannte Rede gibt dem dichterischen Werk (als distanzierterem Gegenstand, den der Interpret als sein Konstrukt zeigt) eine Stimme, in der die Erkenntnis des Interpreten so eingesenkt ist, als wäre das nun (innerhalb des Konstrukts des Interpreten) die Stimme des Werks. Nur als erkannte Rede ist der Interpret markiert. Ein Beispiel aus Bollacks Lektüre des Sonetts I.2 *Und fast ein Mädchen wars und ging hervor* ist hilfreich, um die Stilform zu verstehen.²⁹ Ich zitiere das letzte Terzett des Gedichts, das von einem Mädchen handelt, das im lyrischen Subjekt, einem Dichter schläft und das der toten Tänzerin Wera, die Rilke gekannt hatte, nachgebildet sei:

Wo ist ihr Tod? O, wirst du dies Motiv
erfinden noch, eh sich dein Lied verzehrte? –
Wo sinkt sie hin aus mir? ... Ein Mädchen fast ...

Bollack schreibt am Ende seiner wie stets knappen Lektüre:

Der Dichter wirft ironisch die Frage auf, ob sie, die Inspirierende, solange die Inspiration andauert, auch noch dieses «Motiv» wird literarisch behandeln können. Die Antwort deutet auf den Nachruhm der Sonette, in denen Wera weiterlebt: «wo sinkt sie hinaus aus mir?» Es wäre eine Gegengabe [...].

Das Wort *wäre* zeigt die Differenz innerhalb der erkannten Rede an. Wenn es so wäre, ist es Teil des Gedichts, als sagte Bollack damit: *Es war wohl so*.

Die dritte, didaktische Phase zehrt vom befestigten Bild, es lässt sich variieren. Wir haben gerade Bollack auf France Culture über die Aufführung der

26 Cf. BOLLACK 2013: 69–80.

27 Cf. die hier im Zentrum stehenden Rilke-Lektüren, etwa in KÖNIG/BREMER 2016 und RILKE 2021.

28 Cf. PCPF, und DwDPCL.

29 Cf. auch meine Bemerkungen zum Stil Bollacks anhand seiner Lektüre des Gedichts *Wanderstaude, du fängst dir* von Celan in KÖNIG 2018: 629–647.

Electre von Euripides in Avignon im Jahr 2008 gehört.³⁰ Bollack variiert in seinen Kommentaren auf vielen Wegen seine These von der vom Geschehen ausgeschlossenen Elektra. In dieser Phase gibt Bollack Begründungen für seine Thesen, sein *Bild*, und auch die iterative, historische Wissenschaftskritik hat hier ihre Grundlage und ihren Ort. Oft verbinden sich die Phasen respektive Praxisformen – gerade die für die *scientific community* ungewöhnlichen Lektüren (sie sind es meist) werden legitimiert durch die Erzählung davon, wie sie (in der ersten Phase) gewonnen wurden. Mit Erzählungen dieser Art begann Bollack gern seine späten Vorträge, auch die wenigen autobiografischen Texte gehören hierher.³¹

Ich ende schließlich mit der philosophisch-begründenden Phase, von der ich hinsichtlich der Historizität hermeneutischer Begriffe und Theorien schon sprach. Sie ist eher diskret, von den Lektüren ferngehalten, in die *X* oder eben in einen Interviewband geschoben (Denis Thouard spricht von den «*réflexions fragmentaires*»³²). Man könnte auch Bollacks Autoren danach unterscheiden, welche der Praxisformen ihre Werke auf seinem Arbeitstisch durchlaufen haben oder überhaupt zu durchlaufen in der Lage waren; sie gehören einer Art systematischer Zeit in der Geschichte der Hermeneutik an: Hofmannsthal endet bei der Polemik, Rilke gelangt bis in die dritte Stufe (die vielen Lektüren im Sonettenzyklus vervollständigen das Bild), nur aus Celan werden über das alles hinaus noch hermeneutische Funken geschlagen. *Poetik der Fremdheit*³³ heißt das entsprechende Buch von Jean Bollack über Celan.

Damit bin ich am Ende meiner Skizze. Ich habe die Geschichte einer gemeinsamen Lektüre genutzt, um eine Dynamik zu rekonstruieren, die die Lektüre prägte. Dabei deutet sich auch der systematische Zusammenhang der Phasen an. Die Rekonstruktion ist hermeneutisch, insofern Hermeneutik als Theorie philologischer Praxis bestimmt ist. Auch diese Rekonstruktion kann sich nur in der Lektüre als valide erweisen, als Reflexion, die zur Erkenntnis der Werke beiträgt.

30 Der Beitrag kann online auf der Internetseite von France Culture abgerufen werden: <https://www.franceculture.fr/emissions/fictions-theatre-et-cie/une-lecture-de-electre-hommage-a-jean-bollack-par-alexandre-breton> (letzter Zugriff am 18. 6. 2021).

31 Cf. etwa BOLLACK 1996: 387–403, und BOLLACK 2008: 212–215, oder auch die biografischen Abschnitte vor allem im ersten Teil von ScS/SwS.

32 THOUARD 2012a: 119.

33 PCPF.

Bibliographie

- BOLLACK 1996 – Jean BOLLACK, «Durchgänge», in W. BARNER/C. KÖNIG, *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch, 1996: 387–403.
- BOLLACK 1998 – Jean BOLLACK, «Rilke in Celans Dichtung», *Celan-Jahrbuch* 7 (1998): 177–199.
- BOLLACK 2008 – Jean BOLLACK, «Dans une famille juive en Alsace. Un témoignage de Jean Bollack», *Revue des Sciences Sociales* 40 (2008): 212–215.
- BOLLACK 2013 – Jean BOLLACK, «Die unnütze Elektra», aus dem Französischen von Christoph König, *Maske und Kothurn* 59 (2013), H. 4: 69–80.
- BOLLACK 2014 – Jean BOLLACK, «De l'antipoésie en poésie: Rilke, Baudelaire, Gide», in M. SAGAERT/P. SNYDER (Hg.), *Actualités d'André Gide* (Actes du colloque international organisé au Palais Neptune de Toulon et à la Villa Noailles à Hyères les 10, 11 et 12 mars 2011), Paris, Honoré Champion, 2014 : 23–33.
- JUDET DE LA COMBE 1997 – Pierre JUDET DE LA COMBE, «Sur la relation entre interprétation et histoire des interprétations», *Revue Germanique Internationale* 8: Théorie de la littérature (1997): 9–29.
- KÖNIG 2008 – Christoph KÖNIG, «Ungebärdiges Lesen. Laudatio für Jean Bollack (Zur Ehrenpromotion an der Universität Osnabrück im Jahr 2007)», *Lendemains* 33 (2008), H. 129: 119–127.
- KÖNIG/WISMANN 2011 – Christoph KÖNIG/Heinz WISMANN (Hgg.), *La Lecture insistante. Autour de Jean Bollack*, Paris, A. Michel, «Bibliothèque Albin Michel Idées», 2011.
- KÖNIG 2014a – Christoph KÖNIG, «O komm und geh». *Skeptische Lektüren der Sonette an Orpheus von Rilke*, Göttingen, Wallstein, 2014.
- KÖNIG 2014b – Christoph KÖNIG, *Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi*, Berlin, de Gruyter, 2014.
- KÖNIG/BREMER 2016 –
Christoph KÖNIG/Kai BREMER (Hgg.), *Über Die Sonette an Orpheus von Rilke. Lektüren, im Auftrag des Peter Szondi-Kollegs, mit einer historisch-kritischen Edition der Sonette an Orpheus, gemeinsam mit Michael Woll, Göttingen, Wallstein, 2016.*
- KÖNIG 2018 – Christoph KÖNIG, «Klar und dunkel. Zu Stilformen im Werk von Peter Szondi und Jean Bollack», dans *Lingue e Letterature d'Oriente e d'Occidente* 7 (2018): 629–647.
- LAKS 2016 – André LAKS, «Präliminarien zu den hermeneutischen Vorgehensweisen von Jean Bollack und Peter Szondi», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 49/50 (2016): 76–89.
- RILKE 2021 – Rainer Maria RILKE, *Les Sonnets à Orphée*, traduit et commenté par Jean Bollack, introduction et notes de Françoise Lartillot, Paris, Les Belles Lettres, 2021.
- THOUARD 2012a – Denis THOUARD, *Herméneutique critique. Bollack, Szondi, Celan, Ville-neuve-d'Ascq*, Presses Universitaires du Septentrion, «Opuscles 28», 2012.
- THOUARD 2012b – Denis THOUARD, «Philologie wider Philologie. Bemerkungen zur ‹Schule von Lille›», *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 41/42 (2012): 18–31.

Bibliographie : abrégations des ouvrages principaux de Jean Bollack

- AE 1 = & P. JUDET DE LA COMBE, *L'Agamemnon d'Eschyle. Le texte et ses interprétations, vol. 1, 1 Prologue. Parodos anapestique. Parodos lyrique I (v. 104–159)*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Lille, « Cahiers de philologie 6 », 1981.
- AE 2 = & P. JUDET DE LA COMBE, *L'Agamemnon d'Eschyle. Le texte et ses interprétations, vol. 1, 2 Parodos lyrique II–III*. Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Lille, « Cahiers de philologie 7 », 1981.
- AJ = *Au jour le jour*, Paris, Presses Universitaires de France, 2013.
- Am = & M. BOLLACK, *Andromaque, traduction d'Euripide*, Paris, Éditions de Minuit, 1991.
- An = & M. BOLLACK, *Antigone, traduction de Sophocle*, Paris, Éditions de Minuit, 1999.
- AR = C. KÖNIG/L. MUELLNER/G. NAGY/S. POLLOCK (éds.), *The Art of Reading. From Homer to Paul Celan*, trad. anglaise de C. PORTER/S. TARROW avec B. KING, Washington, DC, Center for Hellenic Studies, 2016.
- B = & M. BOLLACK, *Les Bacchantes, traduction d'Euripide*, Paris, Éditions de Minuit, 2004.
- ChE = & M. BOLLACK, *Les Choéphores et les Euménides, traduction d'Eschyle*, Paris, Éditions de Minuit, 2009.
- CR = & C. JAMBET/A. MEDDEB, *La Conférence de Ratisbonne. Enjeux et controverses*, Paris, Bayard, 2007.
- CS = (éd.), *Peter Szondi, Celan-Studien*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1972.
- DT = *Dionysos et la tragédie. Le dieu homme dans les Bacchantes. Commentaire des Bacchantes d'Euripide*, Paris, Bayard, 2005.
- DwDPCL = W. WÖGERBAUER (éd.), *Dichtung wider Dichtung. Paul Celan und die Literatur*, trad. allemande de W. WÖGERBAUER avec la collaboration de B. HEBER-SCHÄRER/C. KÖNIG/T. TRZASKALIK, Göttingen, Wallstein, 2006.
- E1 = *Empédocle, I : Introduction à l'ancienne physique* (1965), Paris, Gallimard, « Tel », 1992.
- E2 = *Empédocle, II : les origines. Édition et traduction des fragments et des témoignages* (1969), Paris, Gallimard, « Tel », 1992.
- E3 = *Empédocle, III : les origines. Commentaires 1 et 2*, Paris, Gallimard, « Tel », 1992.
- E4 = *Empédocle, Les purifications : un projet de paix universelle*, Paris, Seuil, « Essais », 2003.
- EC = *L'Écrit. Une poétique dans l'œuvre de Celan*, Paris, Presses Universitaires de France, « Perspectives germaniques », 2003.
- EEA = & A. LAKS (éd.), *Études sur l'épicurisme antique*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Lille, « Cahiers de philologie 1 », 1976.
- EI = & M. BOLLACK, *Électre, traduction de Sophocle*, Paris, Éditions de Minuit, 2007.
- EP = & A. LAKS (éd.), *Epicure à Pythoclès. Sur la cosmologie et les phénomènes météorologiques*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Lille, « Cahiers de philologie 3 », 1978.

- GN = *La Grecia de nadie*, trad. espagnole de G. A. GALLARDO JORDÁN, Madrid, Siglo XXI editores, 1999.
- GNpm = R. SAETTA COTTONE (éd.), *La Grecia di nessuno. Le parole sotto il mito*, trad. italienne de R. SAETTA COTTONE, Palerme, Sellerio, 2007.
- GP = *La Grèce de personne. Les mots sous le mythe*, Paris, Seuil, 1997.
- H = & M. BOLLACK, *Hélène, traduction d'Euripide*, Paris, Éditions de Minuit, 1997.
- HAF = & M.-C. ZIMMERMANN (éds.), *Hommage à Appelles Fenosa*, Paris, Centre d'Études Catalanes, 2002.
- Her = *Herzstein. Über ein unveröffentlichtes Gedicht von Paul Celan: « Le Périgord »*, trad. allemande de W. WÖGERBAUER, Munich, Hanser, 1993.
- HS = & H. WISMANN, *Héraclite ou la séparation* (1972), Paris, Éditions de Minuit, 1995.
- IA = & M. BOLLACK, *Iphigénie à Aulis, traduction d'Euripide avec des notes critiques*, Paris, Éditions de Minuit, 1990.
- JB = *Jacob Bernays. Un homme entre deux mondes*, Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Septentrion, 1998.
- QPPC = & J.-M. WINKLER/W. WÖGERBAUER (éds.), *Sur quatre poèmes de Paul Celan. Une lecture à plusieurs*, Lille, Presses Universitaires de Lille III, « Revue des sciences humaines 223 » 1991.
- LE = & M. BOLLACK/H. WISMANN, *La lettre d'Épicure*, Paris, Éditions de Minuit, 1968.
- LL = (éd.), *Lektüren und Lektionen. Versuche über Literatur, Literaturtheorie und Literatursoziologie*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1976.
- LP = *Lettre à un Président. Sur le découragement des études grecques en France*, Paris, Éditions de Minuit, 1972.
- M = *Mallarmé*, trad. allemande de T. TRZASKALIK, Berlin, Matthes und Seitz, 2015.
- MA = *La mort d'Antigone. La tragédie de Créon*, Paris, Presses Universitaires de France, 1999.
- NCE = *La Naissance d'Édipe. Traduction et commentaire d'Édipe-roi*, Paris, Gallimard, « Tel », 1995.
- CES = *L'Édipe Roi de Sophocle. Le texte et ses interprétations*, 4 vol., Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires de Lille, 1990.
- P = *Parménide. De l'étant au monde*, Lagrasse, Verdier, 2006.
- PC = *Pierre de cœur. Un poème inédit de Paul Celan, « Le Périgord »*, Périgueux, Fanlac, 1991.
- PCjD = *Paul Celan unter judaisierten Deutschen*, Munich, Carl Friedrich von Siemens Stiftung, 2005.
- PcP = *Poésie contre Poésie. Celan et la littérature*, Paris, Presses Universitaires de France, « Perspectives germaniques », 2001.
- PcPCI = A. PONS (éd.), *Poesía contra poesía. Celan y la literatura*, texte retravaillé et augmenté avec la collaboration de l'auteur, trad. espagnole de Y. LANGELLA/J. M. MEJÍA TORO/A. PONS/S. ROMANO-SUED, avec la collaboration de A. NUÑO, Madrid, Trotta, 2005.
- PCPF = *Paul Celan. Poetik der Fremdheit*, trad. allemande de W. WÖGERBAUER, Wien, Zsolnay/Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000.
- PdC = *Piedra de corazón. Un poema póstumo de Paul Celan, « Le Périgord »*, texte retravaillé et augmenté avec la collaboration de l'auteur, trad. espagnole de A. PONS, Madrid, Arena Libros, 2002.
- PhJB = *Ein Mensch zwischen zwei Welten. Der Philologe Jacob Bernays (mit einem Vorwort von Renate Schlesier)*, trad. de T. TRZASKALIK, Göttingen, Wallstein, 2009.

- PIA = P. SZONDI, *Peter Szondi, Poésie et poétique de l'idéalisme allemand*, trad. dirigée par J. BOLLACK, avec la collaboration de B. CASSIN/I. et J. MICHOT/H. STIERLIN, Paris, Éditions de Minuit, 1975.
- PLSPH = & P. JUDET DE LA COMBE, *Problèmes de légitimation dans les sciences philologiques. Rapport scientifique remis par le Groupe de Recherche sur l'Histoire Sociale de la Philologie et la Science des Œuvres*, Paris, MSH, 1989.
- PP = *La Pensée du plaisir. Épicure, textes moraux*, Paris, Éditions de Minuit, 1975.
- RJ = & P. JUDET DE LA COMBE/H. WISMANN, *La Réplique de Jocaste. Sur les fragments d'un poème lyrique découverts à Lille (Papyrus Lille 76 a, b et c). Avec un Supplément*, Lille, Presses Universitaires de Lille, « Cahiers de philologie 2 », 1977.
- ScS = *Sens contre sens* (2000), Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires du Septentrion, 2018.
- ScSCc = *Sens contra sens. Cum citim ?* Convorbiri cu Patrick Llored, trad. roumaine de M. JEANRENAUD, Iasi, Polirom, 2001.
- SKÖ1 = *Sophokles, König Ödipus*, vol. 1, trad. allemande de R. SCHLESIER, Francfort-sur-le-Main, Insel, 1994.
- SKÖ2 = *Sophokles, König Ödipus*, vol. 2, trad. allemande de B. SCHULZ, Francfort-sur-le-Main, Insel, 1994.
- SV1 = & G. MATTENKLOTT/W. FIETKAU (éds.), P. SZONDI, *Studienausgabe der Vorlesungen, Band 1: Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1973.
- SV2 = & S. METZ/H.-H. HILDEBRANDT (éds.), P. SZONDI, *Studienausgabe der Vorlesungen, Band 2: Poetik und Geschichtsphilosophie 1, Antike und Moderne in der Ästhetik der Goethezeit, Hegels Lehre von der Dichtkunst*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1974.
- SV3 = & W. FIETKAU (éds.), P. SZONDI, *Studienausgabe der Vorlesungen, Band 3: Von der normativen zur spekulativen Gattungspoetik, Schellings Gattungspoetik*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1974.
- SV4 = & H. BEESE (éds.), P. SZONDI, *Studienausgabe der Vorlesungen, Band 4: Das lyrische Drama des Fin de siècle*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1975.
- SV5 = & H. STIERLIN (éds.), P. SZONDI, *Studienausgabe der Vorlesungen, Band 5: Einführung in die literarische Hermeneutik*, Francfort-sur-le-Main, Suhrkamp, 1975.
- SwS = *Sinn wider Sinn. Wie liest man?* Gespräche mit Patrick Llored, trad. allemande de R. SCHLESIER, Göttingen, Wallstein, 2003.
- ThDM = P. SZONDI, *Théorie du drame moderne 1880-1950*, trad. par P. PAVIS avec la collaboration de J. et M. BOLLACK, Lausanne, L'Âge d'Homme, 1983.

Index

- Abbate, Michele 170
Achilles 238
Adorno, Theodor W. 88, 98
Aetius 158
Agamemnon 15–17, 36, 54, 121–125, 127–129, 131–133, 176 s., 238, 355, 367
Agnon 96
Aidôneus 143
Albrecht, Andrea 325, 327, 336, 340 s.
Aletheia 215
Alexis 272
Allemann, Beda 252, 296, 300, 309
Allen, Sidney W. 221
Althusser, Louis 105 s.
Altmann 252
Ammonius 135, 140, 142–144
Amphitryon 79
Anaxagoras 159
Anaxagore 146, 159 s.
Anscombe, Elizabeth 33, 39
Anstchel, Leo 96
Aphrodite 17, 142, 177 s., 183
Apollon 16, 127, 135, 140, 142–145
Archélaos 158
Archiloque 129
Aristonicos 228, 230
Aristophane 123, 149, 151, 238, 370
Aristote 109, 128 s., 140, 144, 147 s., 151, 209, 214, 220, 227, 268
Aristoteles 53
Aron, Raymond 105 s.
Aronadio, Francesco 155, 170
Arrighetti, Graziano 246
Artémis 126 s.
Atlas 238
Atride 125, 176
Aubenque, Pierre 78, 217
Aujac-Lebel, Aujac ; Germaine et Lebel, Maurice 220
Axelos, Kostas 263, 281
Aygon, Jean-Pierre 228
Bacchius 122
Bach, Jean-Sébastien 267
Badiou, Bertrand 100, 251, 258, 371
Barney, Rachel 154
Barthes, Roland 73, 75, 111, 116
Basset, Samuel E. 224
Baudelaire, Charles 19, 61, 80 s., 184 s., 282, 292, 354
Baumann, Gerhart 251 s.
Béguin, Albert 10, 19, 23, 281 s.
Beissner, Friedrich 77
Bekker, Immanuel 220
Bellerophon 239
Ben Gourion, David 46
Benjamin, Walter 61, 82
Benveniste, Émile 32, 164, 225, 232, 236, 247, 258
Bérard, Victor 176, 240, 248
Berg, William 18, 136, 254
Berg-Picot ; Berg William et Picot, Jean-Claude 136, 151
Bergk, Theodor 283
Bergson, Henri 287
Bernays, Isaac 50
Bernays, Jacob 13, 41, 44, 49–56, 99, 356
Bignone, Ettore 140–142, 144 s., 150
Binder, Hartmut 75
Bismarck, Otto von 51
Blanchet, André 274
Blumenberg, Hans 75
Boeckh, August 20, 223
Bogumil-Notz, Sieghild 331
Bohrer, Christiane 300

- Boileau, Nicolas 128
 Bollack, Emmanuelle 373
 Bollack, Germaine 45
 Bollack, Joseph 45
 Bollack, Mayotte 10, 21, 31, 44s., 47, 59,
 69s., 81–83, 206, 235, 261–263, 282,
 292, 323, 373, 375s.
 Böschenstein, Bernhard 59, 69, 75, 81, 107,
 292, 298, 370
 Bourdieu, Jérôme 106
 Bourdieu, Pierre 11s., 12, 14s., 28, 32, 47,
 49, 56, 58–60, 71–73, 82, 103–116,
 217, 327, 367, 369, 375
 Bouvier, David 18, 22, 245, 254, 258, 367,
 369, 373
 Boyancé, Pierre 110, 144, 150
 Braudel, Fernand 112
 Bremer, Kai 217, 350, 352, 354
 Brizard, Marie-Claire 106
 Broda, Martine 93, 303, 322
 Brunet, Philippe 224
 Brunschwig, Colette 85, 100
 Brunschwig, Jacques 206, 217
 Büchner, Georg 295, 319s., 322, 332s., 342
 Bühler, Winfried 128
 Burnet, John 220
 Burnyeat, Myles F. 216
- Caillois, Roger 274
 Calchas 124–126, 129
 Calypso 247
 Camelin, Colette 276, 278
 Camille 319
 Cassandre 128s., 132s.
 Cassirer, Ernst 207, 210
 Ceillier, Patrick 274
 Celan, Paul 11–14, 17–22, 30s., 35–37, 42,
 44, 46, 48s., 56–58, 61–66, 69, 76s.,
 85–90, 93–96, 98–100, 115, 123, 161,
 245, 249–258, 262, 272, 288, 295–311,
 313, 315–320, 322s., 325–335, 337–
 342, 346, 348s., 351–356, 368–371, 375
 Celan-Lestrangle, Gisèle 83, 258, 301, 323
 Cerri, Giovanni 195
 Chantraine, Pierre 10
 Chapman, Adam 128
 Char, René 30, 254
- Charybde 18, 246
 Charybdis 242, 246
 Chehab, May 19, 262, 266, 270, 275, 278,
 281, 287, 290, 292, 367
 Chklovski, Victor 60
 Chomsky, Noam 107, 122
 Chronos 291
 Cicéron 121, 223
 Claudel, Paul 272, 274
 Clytemnestre 124s., 127, 129, 133
 Colin, Amy D. 89, 304, 322
 Collard, Victor 14, 73, 103, 367
 Collé, Sabine 45, 261, 373
 Colli, Giorgio 140, 144s., 148
 Compagnon, Antoine 87s.
 Cordero, Nestor-Luis 195, 203, 217
 Cousin, Victor 209
 Coxon, Allan H. 209
 Cozzo, Andrea 246
 Cratyle 16, 124s., 153–159, 161, 163–170,
 200
 Cronos 224
 Crubellier, Michel 199
 Crusius 283
 Cudré-Mauroux, Stéphanie 9, 19, 22, 111,
 116, 173, 193, 261, 282, 289, 368, 375
 Curd, Patricia 217
 Curtis, Mina 277
- Dalimier, Catherine 155
 Danneberg, Lutz 325, 327, 336, 340s.
 Dante 128, 249, 256
 Darcus, Shirley M. 144
 David 45, 66
 De Groot, Albert-Willem 122
 Dehmel, Richard 270
 Delcassé, Théophile 271
 Denys d’Halicarnasse 16, 121, 220, 222,
 233
 Denys le Thrace 16, 174
 Derrida, Jacques 28, 58, 73, 75, 86, 104,
 106s., 153, 297, 347, 370
 Devine, Andrew M. 220
 Diehl, Ernestus 209
 Diels, Hermann 135, 138–140, 142, 150,
 182, 189, 192s., 199, 203, 207, 210, 217,
 245

- Diès, Auguste 143, 150
 Dilthey, Wilhelm 73
 Diogène Laërce 77, 137, 141, 158
 Diomedes 239
 Diphilos 220
 Dissen, Ludolf Georg 283
 Doppler, Alfred 346
 Dostoïevski, Fiodor 107
 Dreyfus, Dina 107
 Droit, Roger-Pol 288
 Ducrot, Oswald 34
 Dueck, Evelyn 252
 Dümmler, Ferdinand 143
 Duvignaud, Jean 281
- Edet, Georges 292
 Égisthe 129, 132 s.
 Eich, Günter 305, 311
 Eisenreich, Brigitta 99
 Eitrem, Samson 125
 Elektra 352–354
 Elias, Norbert 105 s.
 Emmanuel, Pierre 282
 Empédocle 15–17, 20, 37, 58, 60, 65, 72, 76, 78 s., 108 s., 111 s., 115, 135–137, 139–150, 153, 156–158, 170, 173 s., 176–184, 186, 188–190, 192 s., 196, 206, 226, 235, 237, 249, 262, 277, 282–284, 288–293, 295, 355, 368, 370, 375
 Empedokles 10 s., 53
 Épicure 30, 35, 58, 60–62, 110, 206, 245, 355–357
 Epicurus 235
 Erben, Johannes 346
 Erbse, Harmut 228, 232
 Érynie 133
 Eschyle 15 s., 36, 121, 123, 127, 131 s., 270, 355, 367, 369
 Espagne, Michel 71, 274
 Eumée 18, 250, 255 s.
 Euripide 35, 123, 355 s.
 Euripides 11, 352 s.
 Eustathe de Thessalonique 158
- Fédier, François 77
 Ferrer, Daniel 286
 Finley, Moses 113
- Foucault, Michel 34 s., 103, 106
 Fowler, Harold North 155
 Fraenkel, Eduard 54, 126
 Franck, Joseph 107
 Frank, Anne 94
 Fränkel, Hermann 199 s.
 Frénaud, André 11, 30
 Freud, Sigmund 30, 100
 Fritz, Kurt von 136, 152
 Frizeau, Gabriel 275, 278, 283, 293
 Fuhrmann, Manfred 75 s., 242
 Furet, François 107, 112
- Gadamer, Hans-Georg 28, 34, 73, 75, 86–88, 100, 205, 210 s., 218, 253, 296 s., 300, 304, 308, 314, 327, 338, 347
 Gaia 292
 Gallavotti, Carlo 140, 145
 Gandillac, Genevière de 274, 278
 Gandillac, Maurice de 274, 278
 Gautier, Théophile 80, 277 s.
 Gemelli Marciano, Maria Laura 195
 Genette, Gérard 73, 128
 George, Stefan 10, 46, 49, 52, 346, 348
 Gheerbrant, Xavier 16 s., 135 s., 143, 151, 173, 368
 Gilson, Étienne 283, 293
 Ginzburg, Carlo 60
 Glaucus 239
 Glenn, Jerry 135, 192, 300
 Goethe, Johann Wolfgang von 56, 94, 296, 309, 323, 341 s., 346, 351, 354
 Golem 92, 94, 96 s.
 Goll, Yvan 86, 90, 94, 101, 300, 304
 Gomperz, Theodor 42, 52
 Gorgias 135
 Graham, Daniel W. 191 s., 215
 Greimas, Algirdas Julien 128
 Grimm, Jacob et Wilhelm 81
 Guerre, Pierre 290, 293
 Gulbenkian, Roberto 293
- Ha'am, Ahad 45
 Habermas, Jürgen 37
 Hadès 18, 245, 247, 249, 254, 257
 Hagel, Stefan 220
 Hainsworth, John Bryan 127

- Haller, Rudolf 155
 Harmonie 142 s., 291
 Hartog, François 253
 Hayduck, Michael 147
 Hecate 239 s.
 Hector 17 s., 219, 222, 224 s., 227–231, 235
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 19, 38,
 275 s., 287, 357
 Heidegger, Martin 18 s., 27 s., 61, 86 s., 112,
 208–211, 245, 250–257, 275, 317, 349
 Heilbron, Johan 116
 Heine, Heinrich 80
 Heine, Henri 80
 Heitsch, Ernst 207
 Helen 235 s.
 Hélène 133, 242, 356
 Henriot, Émile 274
 Henry, Albert 275, 278, 283, 293
 Héra 144 s., 247
 Héraclite 20, 35, 81, 123, 125, 143, 156,
 160, 208, 245, 266, 282, 356
 Heraklit 11, 159
 Hermes 237 s., 241
 Hermogène 156, 165, 167 s.
 Hesiod 156, 159, 235–240, 371
 Hésiode 135, 156, 159, 179, 182, 215, 230,
 246–248, 257 s.
 Heyne, A. Chr. Gottl. 20, 267, 270, 283
 Hippolyte 135
 Hirsch, Eric Donald 87 s.
 Hoekstra, Marieke 169
 Hölderlin, Friedrich 19, 64, 66, 77 s., 275,
 335
 Hölscher, Uvo 122
 Holthusen, Hans Egon 63
 Homer 156, 159, 235 s., 238–240, 355
 Homère 22, 30, 33, 35, 123, 140, 156, 159,
 173, 176, 179, 190, 195, 197, 219, 223 s.,
 245, 247–250, 254, 257, 367, 369, 375
 Hugo, Victor 277
 Ingarden, Roman 121
 Inwood, Brad 137
 Iribarren, Leopoldo 173
 Irigoin, Jean 221, 223
 Iris 219, 238, 248
 Iser, Wolfgang 75
 Ismard, Paulin 113
 Israël, Agudath 45
 Ivanovic, Christine 252
 Jaccottet, Philippe 77
 Jaeger, Werner 54, 143 s.
 Jakobson, Roman 122
 Janin, Jules 80
 Jaus, Hans Robert 74 s.
 Johansen, Thomas 215
 Jourdain, Bienaimé 274
 Joyce, James 229
 Judah 95 s.
 Judet de la Combe, Pierre 15 s.
 Kafka, Franz 10, 95, 369
 Kahn, Charles H. 45, 153, 155 s., 159, 164,
 197
 Kalinowski, Isabelle 74
 Kant, Emmanuel 229
 Karsten, Simon 138–140, 182
 Katzenstein, Johannes Corrodi 325
 Kervégan, Jean-François 38
 Kingsley, Peter 145, 189, 195
 Kirchhoff, Adolph 240
 Kleist, Heinrich von 79
 König, Christoph 9, 13, 21 s., 41, 50, 53,
 55 s., 69, 73, 82 s., 86, 116, 151, 305,
 307–309, 311, 313 s., 322 s., 326, 336,
 341 s., 345, 348–350, 352, 354 s., 357,
 368, 376
 Koselleck, Reinhart 75, 82
 Krämer, Olav 325, 336, 341
 Kranz, Walther 192, 199, 207
 Kratylos 153, 155 s., 160, 163, 165, 170 s.
 Kronos 132
 Lacoue-Labarthe, Philippe 86, 250
 Laks, André 17, 72, 99, 135, 141, 143,
 189 s., 205–207, 211, 213 s., 307, 336,
 345, 347, 351, 355, 368
 Lallot, Jean 31
 Lämmert, Eberhard 55, 75
 Lardelli, Giacomo 7, 17 s., 22, 195, 368
 Lascoux, Emmanuel 220
 Lattes, Kurt 54

- Laurent, Maxime 16, 22, 153, 173, 183, 267, 369
 Laurenti, Renato 140, 145
 Lausberg, Heinrich 308
 Le Berre, Loïc 263
 Le Boulluec, Alain 31
 Lebègue 128
 Leconte de Lisle, Charles Marie René 80
 Lefebvre, Jean-Pierre 94, 100, 253
 Leger, Alexis et Leger, Saint-Leger 19, 261 s., 266, 270, 272 s., 275, 278, 282–284, 293
 Lehmann, Jürgen 301
 Lehrs, Karl 41 s., 226
 Lestrangé, Gisèle 251, 254
 Leumann, Manu 236, 247
 Lévi-Strauss, Claude 104–106
 Leyritz, Alexis de 273 s., 278
 Leyritz, Michel de 272
 Lichtenberg, Georg Christoph 301
 Lindon, Jérôme 15, 108, 112–115
 Little, Roger 264
 Llored, Patrick 86 s., 90, 347, 357
 Llored, Yannick 86
 Lloyd, Geoffrey 15, 109
 Lohmann, Dieter 127
 Lotman, Jurij 122
 Lotman, Maria-Kristiina 130
 Lucas, Solange 14, 69, 71 s., 79, 82, 369
 Lucile 319 s., 322
 Lucrèce 35, 245
 Lukian 51
 Lukinovich, Alessandra 220 s., 223, 232, 370
 Lyon, James K. 301 s.
- Maas, Paul 149, 182
 Macris, Constantin 187
 Maget, Marcel 105
 Mallarmé, Stéphane 16, 19, 30, 46, 183, 188, 193, 346, 356
 Man, Paul de 11, 45, 51, 55, 74, 314, 318, 333 s., 337, 350 s., 353
 Marin, Louis 34
 Martin, Alain 142 s., 151
 Martin-Primavesi ; Martin, Alain et Primavesi, Olivier 142 s., 151
- Marulle 245
 Mattenklott, Gert 74, 357
 Mauthner, Fritz 61
 Mauz, Andreas 325
 Mayaux, Catherine 266
 Mayer, Hans 111, 369
 Mazon, Paul 246
 McMahan, Joseph H. 264
 Medda, Enrico 126
 Medusa 333
 Meillet, Antoine 176
 Ménandre 144
 Menninghaus, Winfried 300, 303
 Meschonnic, Henri 87, 297
 Miller, J. Hillis 75
 Molière, Jean-Baptiste Poquelin 79
 Mommsen, Theodor 52
 Monod, Gustave 283
 Montevocchi, Federica 148
 Moore-Blunt, Jennifer 220
 Morin, Edgar 281
 Most, Glenn W. 135, 143, 151, 192–194, 207, 218, 246, 368
 Mühlh, Peter von der 10, 22, 122, 127, 153, 240, 281, 375
 Mullach, Friedrich W. A. 140
 Müller, Georg 19, 79, 127
 Muñoz, Anne-Iris 16, 131, 222, 233, 369
- Naville, Denise 77
 Neher, André 100
 Nestis 143
 Neumann, Andrin 373
 Neumann, Arlette 233, 373
 Neumann, Gerhard 252
 Neumann, Peter Horst 92
 Nicanor 127
 Nietzsche, Friedrich 19 s., 275, 278, 285–287, 292 s., 323, 342, 346, 367
- O'Brien, Denis 191 s.
 Odysseus 236, 238, 240 s.
 Odyssey 236 s., 370
 Œdipe 58, 77 s., 117, 128, 299, 356
 Olympiodore 135 s.
 Opitz, Martin 81, 220
 Oreste 132 s.

- Orphée 122, 160, 350, 354
 Orpheus 21, 159, 323, 345, 349 s., 352, 354, 368
 Osborne, Catherine 137, 151, 189, 192, 194
 Oster, Pierre 263
 Österling, Anders 264
- Panofsky, Erwin 72
 Paracelse 94
 Parménide 15, 17, 22, 78, 127, 145, 149, 179, 189, 193, 195–203, 205–211, 213–218, 226, 233, 266, 292, 356, 368, 375
 Parménides 11, 193, 203, 210, 215–218, 233, 235
 Pasquali, Georgius 114, 156
 Passeron, Jean-Claude 105
 Paulhan, Jean 262 s., 269, 274, 278, 281, 293
 Pausanias 37, 149, 185 s.
 Penelope 235 s.
 Pénélope 124, 242
 Peregrinus 51
 Perse, Saint-John 12, 19 s., 59, 180, 193, 249, 261–264, 266 s., 270–278, 281–293, 367, 376
 Peters, Paul 80
 Pfeiffer, Rudolf 42, 54
 Philopon 147, 158
 Picard, Raymond 111
 Picot, Jean-Claude 135 s., 145
 Pindare 16, 19 s., 31, 199 s., 221, 266 s., 269 s., 283
 Pinke, Leo 81
 Placita 158 s.
 Platon 17, 109, 148 s., 152–161, 163, 165, 167, 170 s., 200, 205, 208 s., 211 s., 214–218, 220, 228 s., 368
 Plaute 79
 Plutarque 145 s., 209
 Pöggeler, Otto 92, 250, 296, 300
 Polydamas 219
 Pons, Arnau 14, 85, 100, 356, 369
 Poseidon 236
 Poséidon 176
 Poulet, Georges 75, 368
 Priam 125, 225
 Primavesi, Oliver 140, 143, 151
 Probert, Philomen 220
 Proclos 230
 Proclus 155 s., 209
 Prométhée 123
 Prometheus 239 s.
 Pseudo-Longin 128
 Pucci, Pietro 345
 Pythagoriciens 214
- Rabbi Hillel 95
 Rabbi Löw 90, 92, 94 s., 97 s.
 Racine, Daniel 270
 Raeburn, David 124
 Rashed, Marwan 145
 Reichert, Stefan 252
 Reinhardt, Karl 54, 210 s., 229
 Requadt, Paul 301
 Riedweg, Christoph 142
 Riezler, Kurt 210 s., 218
 Rilke, Rainer Maria 19, 30, 35, 46, 91, 323, 345–354, 368
 Rivière, Isabelle 274
 Rivière, Jacques 272, 274 s.
 Röd, Wolfgang 346
 Rodier, Georges Louis 266, 283
 Ronsard, Pierre de 222
 Rosenfeld-Löffler, Annette 192
 Rossignol, Bernadette 272, 278
 Rossignol, Philippe 272, 278
 Roth, Philip 47
 Rousseau, Philippe 173, 225, 228, 230 s., 233, 345
 Ruipérez, Martín S. 227, 233
 Rutebeuf 87, 90, 96
 Rychner, Max 253
- Sabino, Frederico 17, 22, 219, 369
 Sachs, Nelly 93, 96–98
 Sacotte, Mireille 262, 289
 Saetta Cottone, Rossella 16, 135, 144 s., 148–152, 189, 356, 370
 Sagnol, Marc 96, 250
 Salas, Álvarez 164, 170
 Sand, George 80, 340
 Santaniello, Carlo 140, 152
 Sapiro, Gisèle 108
 Sartre, Jean-Paul 29, 103, 106
 Sassi, Maria Michela 215

- Saussure, Ferdinand de 17, 175–178, 183, 186, 193 s.
 Sayad, Abdelmalek 105
 Schadowaldt, Wolfgang 54, 78, 248, 375
 Schädlich, Na 21, 309, 325, 370
 Schäfer, Peter 46
 Scheppers, Frank 166, 169
 Schlegel, Friedrich 53, 307, 341
 Schleiermacher, Friedrich 12, 28 s., 35, 39, 57, 73, 336, 348
 Schlesier, Renate 347, 356 s.
 Schlösser, Manfred 48
 Schmidt, Martin 225, 373
 Schneidewin, Friedrich Wilhelm 135
 Scholem, Gershom 12 s., 41, 43 s., 46–50, 53, 56, 85, 94, 100, 112, 376
 Schondorff, Joachim 79
 Schöne, Albrecht 92–94, 328
 Schorske, Carl 107
 Schröder, Otto 283
 Schulz, Georg-Michael 124, 298 s., 303, 357
 Schünemann, Tim 20, 22, 122, 161, 305, 370
 Scylla 18, 242, 246
 Sedley, David 154
 Segré, Ivan 99
 Sénèque 19, 228
 Serres, Michel 75
 Sextus Empiricus 175
 Shakespeare 64, 321
 Shelley 268
 Simmel, Georg 49, 371
 Simon-Nahum, Pierre 98, 101, 214, 245, 258
 Simplicius 138, 143, 150, 209 s.
 Singleton, Charles 75
 Skarsouli, Penelope 187
 Slaveva-Griffin 200
 Smirkion 168
 Smith, Gary 46
 Socrate 153–161, 163–169, 207, 218, 368
 Solmsen, Friedrich 140, 145
 Solon 132
 Sophocle 30, 35, 37, 58, 78, 128, 246, 250, 258, 299, 355 s.
 Sparr, Thomas 46
 Spencer 275
 Sphairos 141, 144, 148 s., 196
 Spinoza, Baruch 64, 103, 287
 Spoerhase, Carlos 325, 336, 341
 Staiger, Emil 75
 Starobinski, Jean 75, 176 s., 368
 Stein, Heinrich 140, 333
 Steinrück, Martin 9, 15, 22, 121, 130–133, 173, 220–222, 224, 227 s., 232 s., 369 s.
 Stephen, Andrew 220
 Stephens, Laurence D. 220
 Stobée, Jean 144
 Strauss, Leo 210, 218
 Strauss Clay, Jenny 18, 124, 130, 197, 201, 203, 217, 235, 237, 239, 241–243, 245 s., 248 s., 370
 Sturz, Friedrich Wilhelm 138–140
 Susman, Margaret 56, 85, 100
 Szendy, Peter 229, 233
 Szondi, Peter 10, 12–14, 28, 41 s., 44, 46, 56–58, 61–64, 66, 69–82, 86, 88, 100, 112, 114 s., 205, 217, 249, 253, 295–297, 300, 303, 307–309, 312, 320–323, 326 s., 336, 338, 343, 345, 348–350, 354 s., 357, 369, 371, 375
 Tannery, Paul 146
 Tate, Allen 291
 Taubes, Jacob 75
 Tgahrt, Reinhard 349
 Théagène de Rhégion 174
 Theiler, Willy 122
 Théocrite 223, 226
 Therme, Anne-Laure 188
 Thomas, Oliver 124, 373
 Thouard, Denis 13, 57, 59, 61, 67, 71, 83, 87, 101, 116, 151, 250, 258, 313, 323, 345, 348, 350, 353 s., 371
 Tietz, Christiane 325
 Timaeus 216
 Todorov, Tzvetan 73
 Trépanier, Simon 143
 Tzetzès, Jean 135, 140–142
 Ulysse 112, 123 s., 176 s., 197, 203, 242, 246, 249 s., 255–257
 Unseld, Siegfried 44, 252, 331
 Usener, Hermann 52, 245

- Valéry, Paul 9, 349
 van den Berg, Robbert Maarten 154
 van der Ben, N. 140
 Van Raalte, Marlein 224, 233
 van Thiel, Helmut 219
 Vernant, Jean-Pierre 75
 Vidal-Naquet, Pierre 113, 245
 Virgile 19, 176, 256, 268
 Volkov, Shulamit 54
- Wagner, Richard 94
 Wais, Kurt 80 s.
 Weber, Max 30
 Weidner, Daniel 47
 Weizmann, Chaim 45
 Wendland, Paul 135
 Wera 352
 West, Martin L. 124, 127, 130, 223, 233,
 246
 Westerink, Leendert G. 136
 Wiedemann, Barbara 86, 88, 90, 94, 96,
 100 s., 129, 300, 304
- Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 13,
 43, 50
 Winkler, Jean-Marie 12, 356
 Winko, Simone 336
 Wismann, Heinz 81, 112, 196–202, 206,
 217, 345, 350, 354, 356 s.
 Wögerbauer, Werner 12, 20, 81, 86, 88,
 100 s., 295, 308, 313, 323, 326, 329, 339,
 345 s., 355 s., 371
 Wright, Rosemary 140, 143
 Wurm, Franz 252
- Xénophane 17, 181 s., 215
- Zaborowski, Robert 136
 Zeller, Eduard 210
 Zénodote 228, 230
 Zeus 18, 124, 132 s., 143–145, 219 s., 222,
 224 s., 227–231, 233, 238, 240, 248, 369
 Zuntz, Günther 140

Bio-bibliographie des auteurs du livre

DAVID BOUVIER est professeur émérite en langue et littérature grecque à l'Université de Lausanne. Sa thèse de doctorat (*Le Sceptre et la Lyre. L'Illiade ou les héros de la mémoire*) est soutenue à Genève en 1998 et couronnée par le prix Charles Bailly avant d'être publiée en 2002 (éditions Jérôme Millon). Il dirige entre 2017 et 2021 un projet du FNS intitulé *Le Devenir numérique d'un texte fondateur : l'Illiade et le Genavensis Graecus 44*, qui conduit à l'élaboration de l'outil numérique *Iliadoscope*.

MAY CHEHAB est professeure de littérature française et comparée à l'Université de Chypre. Ses recherches portent sur l'intertexte antique dans la littérature française moderne, ainsi que sur les réponses des auteurs français à la pensée de Nietzsche. Elle a publié *Saint-John Perse, neveu de Nietzsche* (Paris, Champion, 2009) et supervisé plusieurs ouvrages collectifs, notamment sur l'œuvre de Marguerite Yourcenar : *Marguerite Yourcenar entre littérature et sciences* (Clermont-Ferrand, SIEY, 2007), *Le(s) style(s) de Marguerite Yourcenar* (Clermont-Ferrand, SIEY, 2015).

VICTOR COLLARD est docteur de l'EHESS, rattaché au Centre européen de sociologie et de science politique (UMR 8209). Il a défendu sa thèse, dirigée par Frédéric Lordon, en 2021 : *D'une œuvre à l'autre : les modalités de la circulation des idées entre auteurs. Histoire sociale des idées « spinozistes » chez Pierre Bourdieu*. Son ouvrage *Pierre Bourdieu, de la philosophie aux sciences sociales. Sociohistoire d'un transfuge de classe devenu transfuge de champ* est à paraître en 2024 aux Éditions du CNRS.

STÉPHANIE CUDRÉ-MAUROUX est cheffe suppléante des Archives littéraires suisses (BN, Berne) où elle dirige le service « Recherche & mise en valeur ». Elle y a créé le *Cercle d'études Jean Starobinski* et son *Bulletin* annuel. Elle a également été éditrice à La Dogana. Depuis 2008, elle est chargée de cours à l'Université de Fribourg. Quelques publications : édition annotée des textes sur la critique de Jean Starobinski, *Les Approches du sens. Essais sur la critique*, La Dogana, 2013. *Correspondance 1949-1984*, entre Georges Poulet et Jean Pierre-Richard, Slatkine, 2022. Elle co-dirige le projet FNS « Lectures de Jean Bollack ».

XAVIER GHEERBRANT est l'auteur d'une thèse, défendue à Lille, *Empédocle. Une poétique philosophique* (Paris, Garnier, 2017). Il a été professeur associé à l'Université du Sichuan (2018–2021) et professeur invité à l'Universidad Panamericana, Mexico (2022). Actuellement rattaché au CNRS (UMR 8163 « Savoirs, Textes, Langages »), ses recherches portent principalement sur la poétique de la philosophie archaïque.

PIERRE JUDET DE LA COMBE soutient en 1981 sa thèse à l'Université Lille III (*La Réflexion lyrique dans l'Agamemnon d'Eschyle*) sous la direction de Jean Bollack. De 1986 à 1997, il dirige le Centre de recherches philologiques de Lille III. En 2002, il est nommé directeur d'études à l'EHESS.

Ouvrages principaux : *L'Agamemnon d'Eschyle : commentaire des dialogues* (Lille, Septentrion, 2001), Homère (Paris, Gallimard, 2017) et une traduction de *l'Iliade* parue dans *Tout Homère* (Paris, Les Belles Lettres, 2020).

CHRISTOPH KÖNIG, Professor für Literatur an der Universität Osnabrück, Wissenschaftskolleg zu Berlin (2008/9). Forschungsschwerpunkte in der neueren deutschen Literatur, der Kritischen Hermeneutik, der Geschichte und Theorie der Philologie, der Geschichte jüdischer Intellektueller und der Philosophie des non-diskursiven Denkens. Publikationen: «*O komm und geh*». *Skeptische Lektüren der Sonette an Orpheus von Rilke* (2014), *Philologie der Poesie* (2014), *L'intelligence du texte. Rilke – Celan – Wittgenstein* (2016), *Zweite Autorschaft* (2021), *Kreativität. Lektüren von Rilkes 'Duineser Elegien'* (2023), Herausgeber der *Werke Rilkes*.

ANDRÉ LAKS a été professeur de grec et de philosophie antique à l'École Normale Supérieure, à la Sorbonne, à l'Université de Lille ainsi qu'à Princeton. Depuis 2011, il enseigne à l'Universidad Panamericana, à Mexico. Ses nombreuses publications comportent notamment une édition de Diogène d'Apollonie (thèse dirigée par Jean Bollack), et une étude de la négativité dans la philosophie archaïque (*Le Vide et la Haine*, 2004) et une monographie sur les Lois de Platon (*Médiation et Coercition*, 2005). Il est enfin l'auteur, avec Glenn W. Most, de la nouvelle édition de référence des Présocratiques (*Les Débuts de la philosophie. Des premiers penseurs grecs à Socrate*, Paris, Fayard, 2016/*Early Greek Philosophy*, Harvard University Press, 2017, 9 vol.)

GIACOMO LARDELLI (1991–2021) était chercheur au FNS dans le cadre du projet « Lectures de Jean Bollack ». Ayant conclu ses études de philosophie à l'Université de Fribourg par un mémoire sur Plotin, il était également l'auteur de « Plotin contre Alexandre d'Aphrodise : une lecture de l'Ennéade VI » (*Revue de philosophie ancienne* (vol. 39/2, 2021)). Sa thèse sur *Parménide et l'être comme*

nom, bien qu'interrompue par son décès prématuré, sera publiée aux éditions Schwabe.

MAXIME LAURENT est chercheur au FNS dans le cadre du projet « Lectures de Jean Bollack ». Il enseigne au Gymnase de Beaulieu, à Lausanne. Licencié en lettres de l'Université de Lausanne, il a publié *Le Pur et le puissant. Callimaque et Segalen* (Lausanne, Archipels, 2005) et participe depuis 2006 au groupe de recherche sur la métrique antique DAMON. Il prépare un *Portrait du philologue en Minotaure*, et un ouvrage sur les jeux de lettres dans la poésie hellénistique.

SOLANGE LUCAS, agrégée d'allemand, doctorante contractuelle en études germaniques (CRINI, Nantes Université) en cotutelle de thèse avec l'université d'Osnabrück. « Le miroir de l'interprète : Hans Mayer devant Kafka », *Revue Germanique Internationale* 33 « Hans Mayer », 2021. « Um der französischen Kritik willen. Pierre Bourdieu liest Peter Szondi's Aufsatz « Über philologische Erkenntnis » (1962), *Geschichte der Philologien* 57/58, 2020.

Ancienne élève de l'École Normale Supérieure de Paris, professeur agrégée de lettres classiques, ANNE-IRIS MUÑOZ est docteur en langue et littérature grecques, et professeur en CPGE à Rouen. Sa thèse portait sur l'Interprétation dramaturgique des rythmes dans les chœurs d'Eschyle, et paraîtra prochainement sous forme d'une traduction commentée du *Peri poiematôn* d'Héphestion aux Belles Lettres (collection *Fragments*). Fondatrice de l'École de métrique antique, auteur des *Silves grecques* consacrés aux *Sept contre Thèbes*, elle s'intéresse à tous les domaines du rythme antiques, en poésie comme en prose. Elle est l'éditeur scientifique du volume *Autour de l'enjambement*, A.-I. Muñoz et A. Foucher (éds.), Caen : Presses universitaires de Caen, « *Symposia* », 2020.

ARNAU PONS, poète, essayiste et traducteur ; il a participé aux volumes *La Philologie au présent* (2010) et *La Lecture insistante* (2011), ainsi qu'aux dossiers Celan de la revue *Europe* (2016) et l'Herne (2020). En 2015 lui fut décerné le Prix National de Traduction. Il a rédigé aussi un essai sur Celan dans le volume collectif *Makers of Jewish Modernity* (2016).

Agrégé à l'Université de Minas Gerais (Brésil), FREDERICO SABINO bénéficie en 2010 de la Bourse de la Confédération Suisse pour les étudiants étrangers, qui lui permet d'obtenir sa maîtrise en Sciences de l'Antiquité à l'Université de Lausanne. Sous la direction de David Bouvier et Martin Steinrück, il prépare actuellement sa thèse de doctorat sur l'*Iliade* d'Homère dans le cadre du projet FNS « Lectures de Jean Bollack ». En 2019, il publie l'article *Zeus equilibrado* (*Revue Classica*).

ROSSELLA SAETTA-COTTONE est directrice de recherche au Centre Léon Robin de recherches sur la pensée antique. Ses travaux portent sur la comédie et la tragédie anciennes, la pensée présocratique, et l'histoire de la philologie. Autrice de *Aristofane et la poetica dell'ingiuria* (Rome, 2005), d'une traduction commentée des *Thesmophories* d'Aristophane (Paris, 2016) et d'une monographie sur Empédocle (Paris, 2023). Elle travaille actuellement sur la biographie intellectuelle de Clémence Ramnoux après avoir collaboré à la réédition de ses œuvres (Paris, 2020).

NA SCHÄDLICH, Germanistin und Komparatistin, derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im DFG-Projekt *Genealogie der Philologie. Zur formativen Phase der Klassischen, Biblischen und Neueren Philologie (1777–1818)*. Neben der Dissertationsarbeit zu Karl Wolfskehls deutschem Symbolismus (erscheint demnächst) veröffentlicht sie über diverse Autoren der Moderne und zur Wissenschaftsgeschichte der philologischen Hermeneutiken.

TIM SCHÜNEMANN, Studium der Germanistik und Mathematik, Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Osnabrück. Artikel zu Jean Bollack: *Zur Kritik der Celan-Lektüren von Jean Bollack* (2019), *Zum Interpretationskonflikt zwischen Jean Bollack und Bernhard Böschstein um das Werk Paul Celans* (2023), *Jean Bollack und Jacques Derrida im Jahr 1986 – Zum Konflikt um Schibboleth* (voraussichtlich 2023)

MARTIN STEINRÜCK a une licence de Bâle, une thèse de Lausanne et une habilitation de Fribourg en philologie classique. Il a publié 19 livres, dont *À quoi sert la métrique ? interprétation littéraire et analyse des formes métriques grecques : une introduction*, avec la collaboration d'Alessandra Lukinovich, Grenoble 2007. *Haltung und rhetorische Form, Tropen, Figuren und Rhythmus in der Prosa des Eunap von Sardes*, Hildesheim 2004. Et un commentaire complet de l'*Odyssee* : *Vocabulaire commenté de l'Odyssee*, avec Alexandre Roduit et Janika Päll. (855p.) Trieste 2019. Enfin, *Akzente Pindars*, Trieste 2018. Enseignant à l'université de Fribourg, il est co-directeur du projet FNS « Lectures de Jean Bollack ».

JENNY STRAUSS CLAY a enseigné à l'Université de Californie et à Johns Hopkins. Elle a été présidente de la Society for Classical Studies (anciennement American Philological Association) en 2006–7 et a obtenu un Humboldt Preis en 2011–2012. Elle est actuellement professeure émérite à l'Université de Virginie (EUA). Sa recherche se focalise sur la relation entre les dieux et les mortels dans la poésie grecque archaïque. Ouvrages principaux : *The Wrath of Athena : Gods and Men in the Odyssey* (Princeton, 1983, 1996), *The Politics of Olympus: Form and*

Meaning in the Major Homeric (Princeton 1989, 2005), *Hesiod's Cosmos* (Cambridge, 2003), et *Homer's Trojan Theater* (Cambridge, 2011). Elle est en train de publier un commentaire de la *Théogonie* avec la collaboration de Athanassios Vergados.

DENIS THOUARD, Directeur de recherche au CNRS (Centre Georg Simmel, Paris), Philosophie. Publikationen zur Hermeneutik: *Herméneutique critique: Bollack, Szondi, Celan* (2012); (Hg. mit C. Berner), *L'Interprétation. Un dictionnaire philosophique* (2015); *Herméneutiques contemporaines* (2020).

WERNER WÖGERBAUER, emeritierter Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Nantes. Forschungen zur zeitgenössischen Dichtung und zur Historiografie der Literatur. Herausgeber und Übersetzer der Celan-Monografien Jean Bollacks (*Herzstein* 1992, *Poetik der Fremdheit* 2000, *Dichtung wider Dichtung* 2006). Herausgeber (mit Clément Fradin und Bertrand Badiou) des *Cahier de l'Herne* über Paul Celan (2020).

Remerciements

Les éditeurs, ainsi que les chercheurs rattachés au projet « Lectures de Jean Bollack » remercient Mayotte Bollack, Emmanuelle Bollack, Sabine Collé pour leur soutien indéfectible tout au long de leurs travaux. Ils remercient en outre :

Sarah Bergamo et Ricarda Berthold pour leurs relectures attentives du volume

David Bouvier et toute l'équipe administrative de l'UNIL

Jean-Robert Gisler

Sophie Grandguillaume

Multi Vidéo, Nathaniel Michel et l'ensemble de ses techniciens

Andrin Neumann

Arlette Neumann

Nicole Papaux

Jelena Petrovic

Simon Schmid

Thomas Schmidt

Katharina Weder

Frédéric Wandelère

Irmgard Wirtz

Légendes du cahier d'illustrations

1. Préparation du déménagement d'une partie des archives de Jean Bollack aux Barreyroux (Dordogne) en septembre 2015 : sous les toits, le lieu d'entreposage climatisé des archives, et le grand salon du rez-de-chaussée.

© Stéphanie Cudré-Mauroux.

2. Notes sur Empédocle prises par Jean Bollack lors du séminaire de l'été 1944 de von der Mühlh à Bâle.

3. Liasse de feuillets manuscrits de Jean Bollack consacrés au Papyrus de Derveni.

4 et 5. Schéma de l'*Iliade* selon Schadewaldt dessiné par Jean Bollack.

6. Notes manuscrites de Jean Bollack sur l'*Odyssée* et références bibliographiques sur Homère.

7. Notes manuscrites sur Parménide, conservées dans le dossier composite d'un séminaire donné par Jean Bollack en 1971-1972.

8. Annotations et corrections manuscrites de Jean Bollack sur le tapuscrit *Parménide, de l'étant au monde*. Sur certaines pages, on repère les écritures de Mayotte Bollack, de Myrto Gondicas et d'Aude Engel.

9. « Le séjour en Dordogne de Gisèle, Éric et Paul Celan a coïncidé avec une visite de Peter Szondi [...]. Ils sont arrivés à Baneuil, le soir, dans le petit château de ce nom où ce poème se composa. Nous étions tous heureux d'être ensemble. Celan était touché par la beauté du lieu [...] ». Citation de Jean Bollack, tirée de *Pierre de cœur*, Pierre Fanlac, 1991.

© photographie, Peter Szondi, © pour le poème de Celan, Suhrkamp Verlag (Berlin) et Éric Celan (Paris).

10. Trois cartes autographes de Pierre (Peter) Szondi adressées à Jean Bollack ; celle de juillet 1959 est co-signée par Paul Celan.

11. Lots de lettres de Pierre Bourdieu à Jean Bollack de l'année 1972, au moment de la querelle autour d'Épicure.

12. Trois agendas de Jean Bollack, où l'on apprend qu'il a fait en août 1957 son « premier grand galop » à cheval, après avoir pris des leçons d'équitation. En 1956, c'est un poème de

Saint-John Perse lu dans *La N.N.R.F.* qu'il trouve « merveilleux » : « Étroits sont les vaisseaux ». Le troisième agenda date de 1974.

13. Lettre dactylographiée avec enveloppes de Jean Bollack à ses parents en vacances à la Kleine Scheidegg, Bâle, le 24 décembre 1934. Et texte de Bollack sur Bâle, *Künstliche Räume*, adressé à Christoph König.

14. Jean Bollack à Bâle, photographié par l'une de ses petites filles. © Judith Deschamps.

15. Arbres généalogiques de la famille Bollack, avec, en bas à droite, le nom de Jean Bollack, celui de Mayotte Beauroy, de leurs filles Sabine et Manuelle et de leurs deux premiers petits-enfants, Judith et Pierre.

16. Corrections manuscrites de Jean Bollack sur le tapuscrit de « L'identité juive, entretiens avec Gershom Scholem » qui paraît en 1980 dans les *Actes de la recherche en sciences sociales*.



Le signet de Schwabe Verlag est la marque d'imprimeur de l'officine Petri, fondée à Bâle en 1488 et origine de la maison d'édition actuelle. Le signet se réfère aux débuts de l'imprimerie et fut créé dans le périmètre de Hans Holbein. Il illustre le passage de la Bible de Jérémie 23,29: «Ma parole n'est-elle pas comme un feu, dit l'Éternel, et comme un marteau qui brise le roc?»

Stéphanie Cudré-Mauroux est Cheffe suppléante des Archives littéraires suisses (BN, Berne). Elle y a créé le Cercle d'études Jean Starobinski et son Bulletin. Depuis 2008, elle est chargée de cours à l'Université de Fribourg.

Christoph König ist Professor für Neue Deutsche Literatur an der Universität Osnabrück. Er war 2008/9 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin, 2019 Gastprofessor an der ENS (Paris) und ist Mitglied des Internationalen PEN.

Martin Steinrück hat in Basel Altphilologie und Slawistik studiert und wurde in Lausanne promoviert. Die Habilitation folgte in Fribourg, wo er heute auch lehrt.

Lire Jean Bollack lesen

Les Archives littéraires suisses à Berne et l'Université de Fribourg (CH) ont dirigé entre 2019 et 2023 un projet de recherche bilingue financé par le Fonds national suisse ; il s'agissait d'y présenter la vitalité des travaux de Jean Bollack et d'évaluer ce que ses archives avaient à nous dire. Le présent ouvrage réunit des réflexions nourries au fil de ce projet par des spécialistes de renom et de jeunes chercheurs en philologie classique, en études germaniques et françaises, en philosophie et en histoire des sciences.

Finanziert durch den Schweizerischen Nationalfonds, haben das Schweizerische Literaturarchiv in Bern und die Universität Freiburg (CH) zwischen 2019 und 2023 ein zweisprachiges Forschungsprojekt durchgeführt, um die Aktualität des Werks von Jean Bollack zu nutzen und das Potential seines Nachlasses in Bern zu entfalten. Das vorliegende Buch versammelt die innerhalb des Projekts entstandenen Beiträge namhafter Gelehrter und Nachwuchswissenschaftler der Klassischen Philologie, der Germanistik, der Philosophie und der Wissenschaftsgeschichte.

Avec des contributions de/unter Mitarbeit von David Bouvier, May Chehab, Victor Collard, Stéphanie Cudré-Mauroux, Xavier Gheerbrant, Pierre Judet de La Combe, Christoph König, André Laks, Giacomo Lardelli, Maxime Laurent, Solange Lucas, Anne-Iris Muñoz, Arnau Pons, Frederico Sabino, Rosella Saetta Cottone, Na Schädlich, Tim Schünemann, Martin Steinrück, Jenny Strauss Clay, Denis Thouard, Werner Wögerbauer.

SCHWABE VERLAG

www.schwabe.ch

ISBN 978-3-7965-4847-5



9 783796 548475